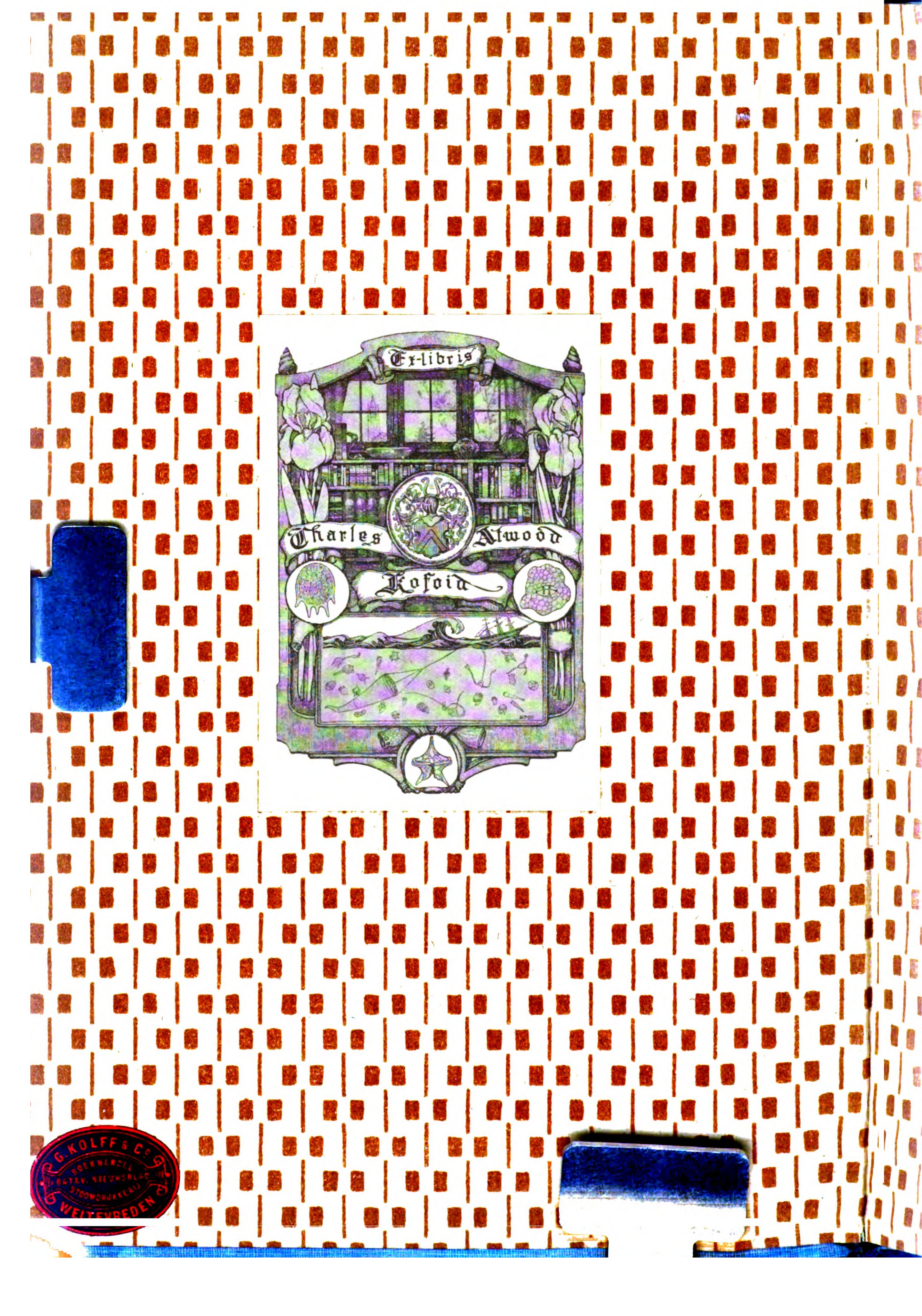
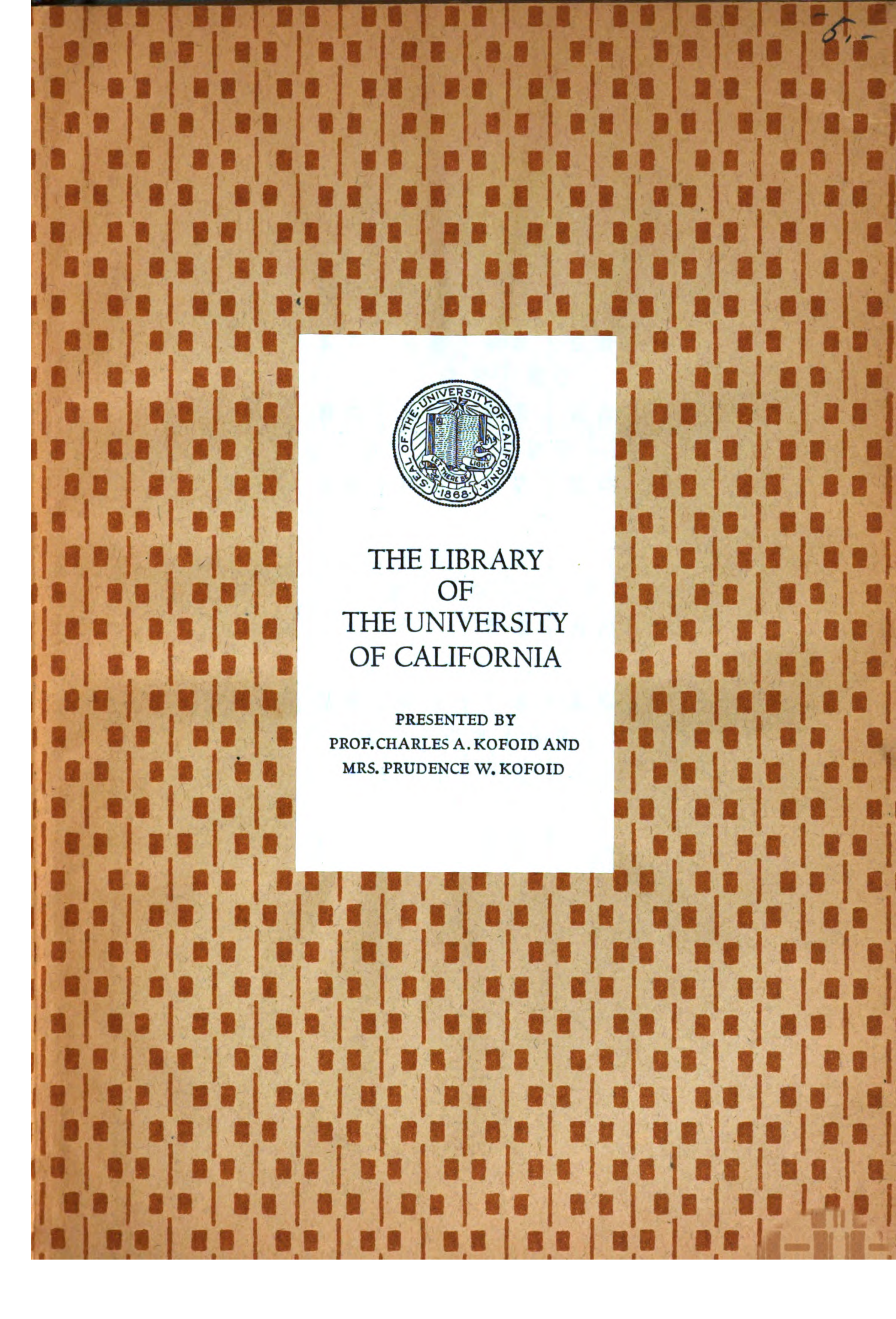
INDISCHE REISE

VON W. FRED



MÜNCHEN R. PIPER & CO.


Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
G. KOLFF & Co.
BOEKHANDEL
BATAV. NIEUWSBLAD
STOOMDRUKKERIJ
WELTEVREDEN


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Indische Reise
von W. Fred

W. Fred

Indische Reise

Tagebuchblätter

Mit dreiundsiebzig Abbildungen
nach photographischen Aufnahmen

Zweite Auflage



München und Leipzig
R. Piper & Co., Verlag

Einbandzeichnung von Richard Winckel

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhalt.

Ein Verzeichnis der Abbildungen befindet sich am Schluß des Buches.

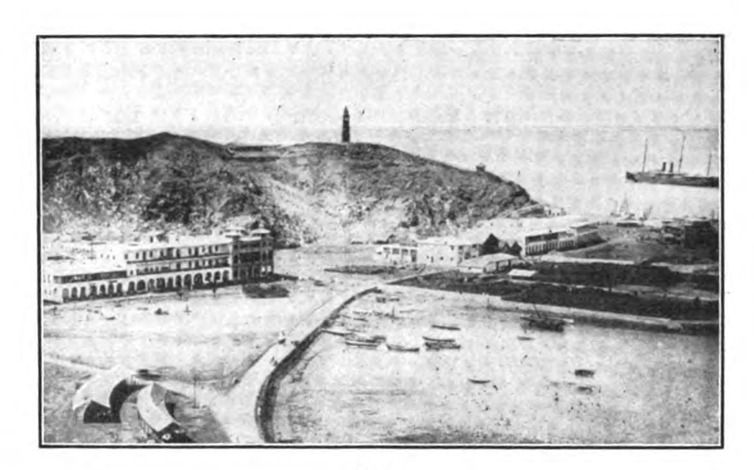


Notiz.

Der Leser wird gewarnt: Man darf von diesem Buche weder Vollständigkeit in quantitativer noch in sonst welcher Hinsicht verlangen. Es sind hier Tagebuchblätter einer indischen Reise gesammelt und allerlei Bilder dazwischen gedruckt. Ich habe vieles, was in Indien noch zu sehen gewesen wäre, nicht gesehen und über manches, was ich gesehen habe, nichts gesagt, weil mein Eindruck nicht stark genug war. Ich habe auch kaum zwei Dutzend Bücher über Indien gelesen und lieber zugehört, wenn Leute, deren Leben diesem Lande geschenkt war, erzählten. Ich bin weder ein Ethnologe Indiens noch ein Photograph, noch kann diese Folge von Impressionen eigentlich als Baedeker dienen. Aber ich getraue mich doch, dem deutschen Publikum dieses Buch in die Hand zu geben — das Land Indien ist so seltsam und trotz allem so wenig gekannt, daß selbst diese Aufzeichnungen, wenn man ihnen nur nicht zu viel abverlangt, dienen können.

Wien, im Herbst 1906.

W. F.



Aden.

Auf der Fahrt.

An Bord des „Imperator".
Österreichischer Lloyd.
Zwischen Aden und Bombay.

Nun fährt unser großes Schiff schon 15 Tage über die Meere. Wir haben in Afrika und in Asien gelandet, Passagiere ausgesetzt und aufgenommen und nun sehnen wir uns alle, endlich anzukommen, aus der fetten Trägheit des allzu guten Schiffslebens wieder in eine bewegtere Wirklichkeit zu treten. Immer wieder sieht man jetzt Passagiere vor dem kleinen Abreißkalender stehen, der jene oftbeschrittene Stiege ziert, die zum Speisesaal führt. Die kleinen Blätter werden gezählt, und der Gedanke, daß wir Tag um Tag die Uhr weiterrücken müssen, wenn wir aufstehen, ist erfreulich. Schon haben wir vier Stunden verloren; und wenn wir am 20. früh um 6 Uhr in Bombay ankommen, wird's in Wien erst Mitternacht sein. Vielleicht eine kalte, schneeweiße Nacht. Wir haben längst die weißen Leinwandhosen angezogen, haben 38 Grad im Schatten am Thermometer gelesen, schlafen bei offenem Fenster, während ein elektrischer Fächer die Luft in Wirbel treibt. Wir leben Tage des reifen Sommers und freuen uns über jeden Wind, der leise die Abende bewegt und uns so friedvolle Stunden an Bord schenkt.

Ja, friedvoll, das ist das Wort für unser Dasein. Selbst wenn wir einmal zur Abwechslung einen Kampf, eine Aufregung haben wollen — es geht nicht. Was auf dem Lande eine Sensation mit drohenden Gebärden, zuckenden Blicken, heftigen Auseinandersetzungen würde, ist auf diesem schönen und so stet dahingehenden „Imperator" ein schlaffes Spiel lässiger Kinder. Wie sollten wir uns auch aufregen? Kein Mensch kann einen Brief bekommen, eine Zeitung erscheint, Gott sei Dank, an Bord auch nicht, und als in Port-Said, in Aden Telegramme über die Welthistorie der letzten Wochen aufs Schiff gebracht wurden, sahen wir sie uns bloß pro forma an. Ein Segler, der zwanzig Meilen vor uns schaukelt, ein Riff, das wir am anderen Morgen vielleicht erblicken werden, vor allem aber das Menu der nächsten Mahlzeit — das interessiert uns weit mehr. Ein dumpfes Dasein, gewiß. Und nach vierzehn Tagen scheint's ein stattlicher Preis, den man für eine Reise zahlt. Aber wie gut geht's unseren abgezappelten Europäernerven auf so einer langen Seefahrt. Was bekommen wir auf diesem wohlgeordneten Lloydschiff alles zu essen, und wie bezwingen wir's. Und leben vom Frühstück zum „Tiffin", dem indischen Lunch, und dann zum Diner in immer neuer Erwartung. Das klingt nun unsagbar kindisch; aber wir sehen hier auf dem Schiffe nun einmal seit zwei Wochen die Welt für einen „Guglhupf" an, und unser Lebensinhalt, das Ziel unserer Sehnsucht sind die Rosinen. Sind komplizierte Pasteten, Puddings, Leuchttürme aus Eis, die wir morgens um neun Uhr zu verzehren anfangen, und wenn die Sonne längst untergegangen ist, sitzen wir wieder, immer noch da, trinken und essen.

Solange wir durchs Mittelmeer fuhren, gab Europens manchmal nur mühsam übertünchte Höflichkeit den Ton an. Wir saßen im Rauchzimmer und hörten zwei Wiener Herren, dem Baron Mylius und Herrn Biber, zu, die mit vielen Büchsen, Zelten, Koffern nach Abessinien zogen, um dem König Menelik eine Dynamomaschine mitzubringen und dann Elefanten und Löwen zu jagen. In Port-Said aber wurden wir alle vermischt mit der unruhigen Welt südlicher Sonne.

Wir waren ans Land gegangen, in den trostlosen Ort, den nach dem Worte der Seeleute nur der Auswurf der Menschheit bewohnt. Selbst dieses pathetische, leere Wort gewinnt hier Inhalt. Araber, Juden, Hindus drängen sich in der großen Straße, die ein billiger Bazar nichtigen Tands ist, an uns heran, begleiten uns

in die arabische Stadt, die sich monoton, heiß, unsäglich schmutzig in das Land hineinzieht. Frauen kommen entgegen, das Haupt verschleiert, und zwischen Nase und Stirn tragen sie die goldene Kapsel, die das Zeichen der Ehe ist. Alte Männer schreiten vorbei, die gleichsam durch uns durchblicken, als wären wir körperlos, wesenlose Schemen! Sie verachten die Europäer, sehen sie noch immer nicht, trotzdem ihre Kinder längst gelernt haben, die Weißen anzubetteln, ihnen falsches Geld anzuhängen, ihre Führer in Moscheen oder auch verrufene Häuser zu sein. Eine Schar wüster, verlauster Buben und Mädel ist immer um uns herum. Bettelt, schlägt Purzelbäume, kreischt dumme oder unzüchtige Worte im englischen Kauderwelsch. Wir kommen in arge Gegenden, deren Häuser, die wie Badekabinen am Meere stehen, selbst am Tage tot sind und dennoch die Stimmung unzähliger wilder, grauslicher Nächte voll Branntwein und tierischer Lüste ausatmen. Vor einem Café, das in allen Sprachen die Matrosen anlockt, sitzen zwei alte, stumpfe Araber und spielen Domino. Das ist unser Geschenk an ihre Kultur. Und wie die Geier flattern jetzt auch schwarze Weiber auf, bei deren Anblick kein sündiger Gedanke aufkommen kann, die um ihre schmutzigen Körper europäische bunte Fetzen gehängt haben, auf die sie maßlos stolz sind.

Wir sehen dem Unterricht einer arabischen Schule zu. Es ist Schluß der Stunde, und die Knaben müssen in Reih und Glied abmarschieren. Es dauert lange, bis der ernste, lange Lehrer die verschlagenen und verwahrlosten Jungen zu solcher Ordnung bringt. Müßige sehen zu, und als ein herumlungernder Araber lacht und stört, sagt ihm der Schulmeister mit einer gemessenen Gebärde: „Herr!“ Endlich zieht die Klasse ab, und wir treten ins Schulzimmer. Hölzerne Pulte, ungehobelt, aber mit Vorhängeschlössern, keine Fensterscheiben. Und schon ist auch die ganze Jugend wieder da und starrt uns an. Ein braver Schüler liest uns aus dem Koran vor, zeigt uns die schönsten Zeichen der Schrift. Durch einen Verschlag abgetrennt ist die Mädchenschule, hier wie dort zeigt ein langer Stock das pädagogische System an. Wir belohnen den braven Schüler und ziehen ab, aber ein Geschrei von anständiger Qualität scheint uns belehren zu wollen, daß wir auch an den Lehrer hätten denken sollen.

An Bord ist's inzwischen lebendig geworden. Jongleure kündigen die Nähe Indiens an, schwarze und weiße Passagiere,

Araber, Hindus, Half casts sind jetzt da. Seltsame Leute bieten allerhand Waren an, Levantiner, die emigrierte Venezianer stolz ihre Vorfahren nennen, aber deren edles Blut längst nicht mehr ahnen lassen. Braune Männer, in einstens weiße Tücher gehüllt, kauern in einem Winkel. Pferde stehen mit erhobenem Haupt da. Auch ein Affe ist jetzt an Bord. Er heißt Nicoletta und geht mit ernstem Gesicht überall auf dem Schiff herum, wenn er nicht gerade mit Puß, der schwarzen Katze, zu spielen hat.

Dann fahren wir durch den Suezkanal. Langsam, während starke Scheinwerfer die kahlen Ufer beleuchten oder ganz eng an uns vorbeifahrende Schiffe auftauchen lassen. Am Abend war die Luft von einer Zartheit, die man sonst nur im Hochgebirge sieht. Dazu aber war das Meer, die Atmosphäre von einer Sanftheit der Farbe, des Stimmungsreizes, daß man doch an jene Orientbilder unmodernster Art denken mußte, die man ihren Malern nie glauben wollte. Wieder eine Stunde darauf aber ging die Sonne unter, grelle, flackernde Lichter aussendend, Wolken ballten sich zu phantastischen Flecken und Körpern, das Wasser war braun und violett, die Luft gelb und gleich darauf wieder grün — daß man wiederum die Impressionisten preisen musste. So fiel einem da ein, wie die Kunst uns nicht nur durch ihre Kraft neue Werte der Farben, Linien und Formen finden und genießen lehrt, sondern auch verleitet, gegen andere widerspenstig, ungläubig zu sein. Und mit einigem Unbehagen spürt man, daß wir allzuoft gar nicht mehr in der Natur drinstehen, sondern außerhalb ihr, und sie wie Kunstwerke genießen wollen, was töricht genug ist. So reisen viele Menschen ja auch, als ob die Welt ein Panorama wäre, so leben die Dummen auch, froh, wenn sie von nichts berührt werden, stets müßige Beschauer fremder Schicksale sein dürfen. Betrogene Betrüger.

Als wir im Hafen von Aden von halbnackten schwarzen Jungen ans Land gerudert werden, die Felsen hart und jäh dastehen, Kamele mit zerfressener Haut, Lasten ziehend, steif die Straße ziehen — sind wir in der wirren indischen Welt. Sind auch im Reiche der Pest. Noch sind wir keine zweihundert Schritte auf der Straße gefahren, die ins Dorf führt, kommt uns schon der erste Leichenzug entgegen. Und die Schreie vom Pestspital haben wir noch vom Schiffe aus gehört. Auf den Friedhöfen frische Gräber. Der Sikh aus Pundhabi, der in Khakiuniform das englische Gesetz, das hier zu herrschen beginnt, vertritt, sagt uns,

daß zwölf, fünfzehn Todesfälle durch die Pest der tägliche Durchschnitt sind. Trauriges Land. Kein Grashalm, selten ein Mimosastamm, auch der arm und verkrüppelt. Die Häuser fast verlassen, nur vor den Wirtshäusern Männer; bald Inder, bald Araber, Mohammedaner, viele Juden. Splitternackte Kinder laufen uns nach. Wiederum Leichenzüge. Dann fahren wir an einer gelben Flagge vorbei und merken erst fünf Minuten später, daß wir in den Pestdistrikt hineingeraten sind. Wir machen unserem Kutscher handgreifliche Vorwürfe, und seelenruhig sagt uns der schwarze Bursche: „Ängstigt ihr euch, hier zu sterben?"



Arabische Wasserträgerinnen.

An Kalkgräbern mohammedanischer Heiliger, an einer verlassenen christlichen Kirche, an einem wüsten Gefängnisse vorbei geht der traurige Weg. Oben liegen die mächtigen Zisternen, die die Engländer gebaut haben, um Wasser zu haben, aber es ist kein Tropfen darin. Und wieder kommt ein Totenzug.

Wir sind wieder an Bord. Das Zwischendeck ist voll geworden. Jetzt ist auch ein Papagei da, und viele Juden, Araber, Inder. Abends kann man sie auf dem Deck vorn am Bug stehen sehen, Gebete verrichten. Tagsüber liegen sie da, reden, rauchen. Ein entzückendes Kind, vielleicht zwei Jahre alt, läuft ganz nackt

herum, wie ein Bronzefigürchen, der schmale, schlanke Leib glänzt in der Sonne. Ein gelber Mann wäscht sich ungeniert, ein Baby bekommt die Brust. Und uralte Juden mit gestickten Kappen sitzen in morschen Stühlen und murmeln wunderliche Worte. Mag sein Gebete. Vielleicht auch kluge Pläne. Sie führen Waren, holen indische Güter, Baumwolle, Reis, sind ruhelos, und um sie herum leben zwei große Pferde mit klugen Köpfen, bereiten die indischen Diener einer englischen Dame ihr Essen, räkeln sich europäisch gekleidete Männer und Frauen von unbestimmter Rasse, Herkunft, Art. Das Schiff aber zieht durch den Indischen Ozean, still und in festem Kurs. Wenn wir wiederum Land sehen, ist's Bombay.

In Bombay.

Der Eindruck, den der erste Augenblick in Indien gebracht hatte, als unser Schiff, der „Imperator“, an die Hafengelände herangefahren war und nun die neue Welt der Tropen und die alte Welt mystisch-hindustanischer Kultur sich bunt und laut auftat, auf uns mit tausend Stimmen eindrang — diese unbeschreibliche Impression eines blassen, frühen Morgens ist in all den Tagen und Nächten, die ich seitdem in Bombay verlebt habe, nicht zerronnen. Zuerst war's fast nur das bewegte Bild in fremden, mutigeren Farben und der stete Wechsel der ruhelos fließenden Erscheinungen. Dann aber, sitzt man erst im Wagen, umdrängt von halbnackten Coolies, Mohammedanern, fetten „Parsees“, gegrüßt von braunen, aber englisch geschulten Konstablern, während die Ochsenwagen hart ans Schiff rücken, Lasten holend, fährt man aus dem Hafen heraus in wahrhaftig indische Straßen, an elenden Lehmhäusern, luftigen, verandenreichen, unsäglich verwahrlosten Bungalows vorbei, dann kommt erst das Staunen über die Stärke der formbildenden Kraft, die der Natur und der Menschenrasse hier in Indien gleichmäßig innewohnt, und die trotz den harten und klugen Anstrengungen englischer Kolonisation hundert, nein, zehn Schritte vom Europäerviertel weit weg die alten Formen der Häuser, des Menschenlebens, der Existenz immer wieder erzeugt und erhält. So wie die großen Bäume heute wie ehedem weit ihre Äste und Wurzeln ins tropische Land senken, Parasiten nähren, Schlingpflanzen mannigfachster Art Unterhalt geben und Wohnung sind für die großen und kleinen Tiere, die jeden Fuß breit indischen Bodens beleben.

Die Reiche weißfarbiger Gesittung und eingewurzelter, eingeborner Kultur mischen sich nur, wo Klima die einen, ökonomischer Druck die anderen zwingt. Geht's irgend, so bleibt jeder

auf seiner Seite. Man darf glauben, daß der stets wachen Verachtung des Europäers gegen jeden dunkler Gefärbten ein ebenso energisches Gefühl des Indiers gegen die ihm in allen Lebensäußerungen, in ihrer ganzen Weltanschauung unbegreiflichen „Herren“ entspricht. Die Wohnkreise sind meist weit voneinander entfernt, und nur die neuen Viertel der großen Städte, wo die Regierungspaläste, Hotels, Banken und Klubs stehen, entsprechen unserem Gefühle einer Stadt. Die anderen Bezirke, die sich weit hinaus, am Meere entlang, ins Land hinein ziehen, sind unserem Auge endlos gebreitete Dörfer. Da sind Fremdenhäuser mit bunten Lichtern, Bazare mit Eßwaren, Rauchzeug, Generalmerchants für jede Börse, wo indische Heimarbeit neben dem billigsten Import aus Österreich und Deutschland liegt. Dann wieder weite kahle Strecken, auf deren Wüste abends die wilden Hunde heulen, und jene Ärmsten, die nicht einmal in Lehmhütten kampieren dürfen, Feuer aus dem jetzt allzeit dürren Holze und Strauchwerk anzünden, um still hinter ihrem Scheine zu brüten.

Ist's um die Dämmerzeit ganz plötzlich dunkel geworden, und fährt man im Wagen durch die fremde Nacht, dann scheint jede Strecke noch länger. Dann wächst die Reihe der niedrigen Gebäude mit den vielen Erkern, dann heben sich scharf und in den verwirrtesten Formen die Silhouetten der großen, krummästigen, von langen Wucherpflanzen umschlungenen Riesenbäume. Bei solchen schweigsamen Fahrten in mondweißen Stunden durchs Native Quarter, an großen Moscheen vorbei, wenn die spitzen Kuppeln der halbgeschlossenen Hindutempel lange, schiefe Schatten werfen, aus dem Innern der „Gong“ klingt, dann wieder ein rascher Blick einen heiligen „Tank“ (Teich) zeigt oder einen lauten Haufen Hindus, die sich ein Fest bei vielem Zuckerzeug machen, und deren Freude unverständliche Formen annimmt — in solchen Nächten, deren kurze Frist mehr Erlebnisse schenkt, als sonst manches lange Jahr, spürt man auch, wie hier, in so gestalteter Zone, die Märchen, die Poesien des Ostens geboren werden konnten, da sie zu leben den Menschen auch gestattet war.

Ja, die Stimmung, in der man so einen Abend, eine Nacht verbringt, läßt sich nicht anders sagen, als durch das vielleicht schon blaß gewordene Wort: Ich scheine in einem Geheimnis herumzugehen. Aber dieses Bild ist schwach, elend, wenn es gilt, auszusprechen, wie verträumt, lässig und zugleich vielfältig das Leben ist, das man sieht. Nur sieht. Sonst hat man ja keinerlei



Blick auf Bombay.

Anteil an ihm, wird nie einen anderen an ihm haben, als daß man's wunderlich, weit entfernt findet. Vielleicht gibt das einen besonderen Akzent; man kann sich schließlich denken, daß man einmal wie ein Amerikaner, wie ein bretonischer Schiffer leben wird; Zustände primitiver Lebensführung sind, mögen sie uns auch noch so unerwünscht erscheinen, uns doch durch das latente Gedächtnis der Rasse, das uns mit den Erfahrungen unserer Vorfahren versieht, begreiflich; hier aber sind wir von dem Dasein des Niedrigen so gut wie dem des Reichen so weit entfernt, daß wir nur schauen können, nie miterleben. Nur verwundert, aufgeregt, niemals ergriffen sein. Man kann von der Hindureligion allmählich einiges verstehen, im beschaulichen und nachdenklichen Buddhismus Symbole und Gedankengänge finden, die uns nahe sind — das Dasein der Inder selbst ist uns ein dunkles, außerhalb unserer Klarheit spielendes märchenhaftes Gedicht.

Gestern war ein wundervoller Abend. Er allein wäre die 17 Tage Meerfahrt wert gewesen. Es ist alles unsagbar fremd, geheimnisvoll. Da gehen Menschen, von deren Wesen, Dasein, offener und geheimer Existenz man gar nichts begreift; da sind Vögel, die sonderlich schreien, wilde Hunde, die feig sind, wenn man nicht allein ist, und den Einsamen in der blauen Nacht anfallen. Da sind große Warenhäuser wie in London und Berlin, ein Yachtklub, auf dessen Terrasse nur weiße Menschen flirten dürfen, und einige hundert Yards weiter die „native town" mit großen Bäumen, von deren Ästen andere Pflanzen herabhängen; Tempel mit Göttern, groß wie Häuser, silberne, goldene Kuppeln, Höfe, in denen Fakire ihre wunden, geschundenen, gemarterten Glieder zeigen. Ein großer „Tank", ein Teich, in dem man religiöse Waschungen vornimmt, ist ganz nahe bei luxuriös-europäischen Häusern.

Und dann die Nacht. Natürlich will man „Weiber" sehen. Und da Bombay ein Hafen ist, gibt's allerlei, und alles erfüllt mit Ekel. Sie sitzen in Käfigen, deklassierte Hindufrauen, die so weit herabgekommen sind, daß sie sich mit Europäern abgeben. Singhalesinnen, die ersten Japanerinnen, die ich sehe, und die längst die reine Anmut ihrer Heimat verloren haben. Chinesinnen. Eine andere noch eklere Straße, in die Polen, Ungarn Galizien, Armenien und alles Mischvolk seinen Auswurf entsandt hat.

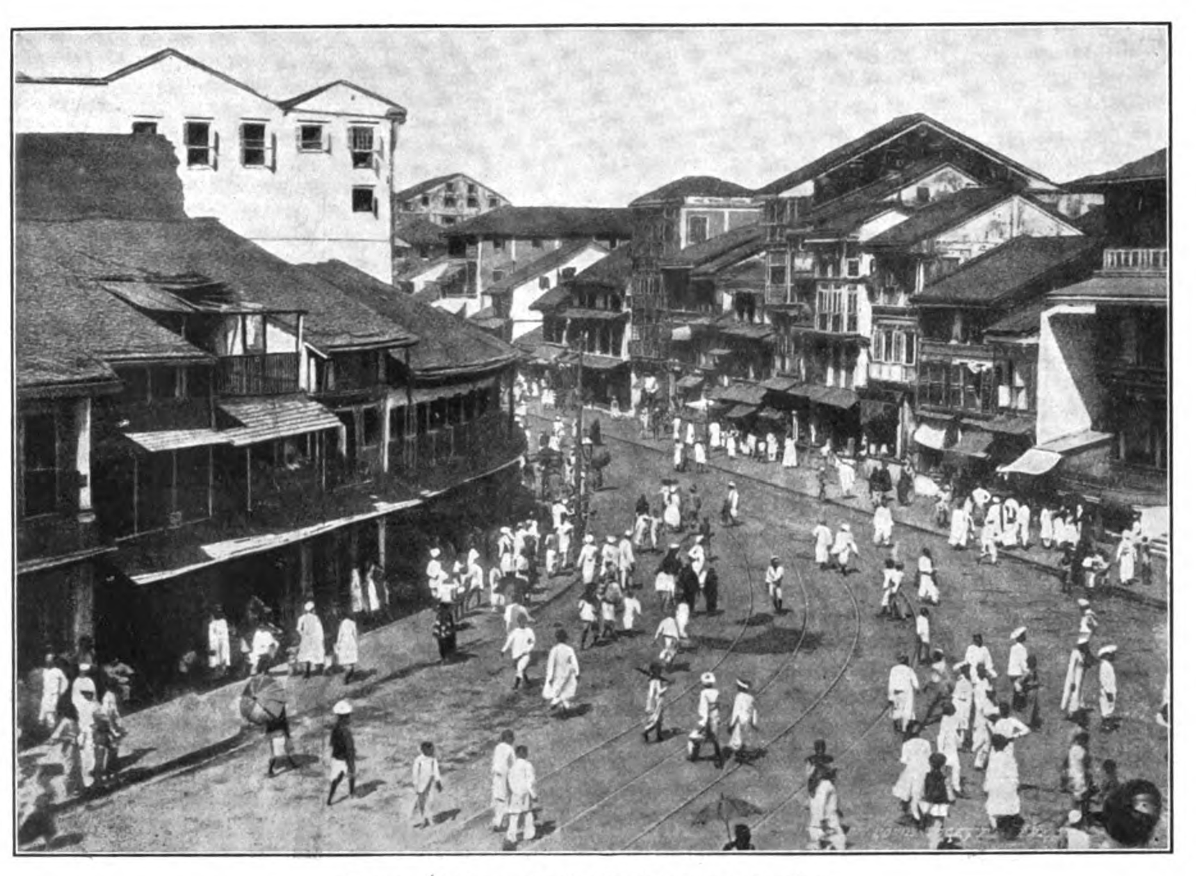
Das vornehme Hetärenreich Indiens sehe ich trotz einer

„Empfehlung“ nicht. Hier läßt man keinen Weißen über die Schwelle. Eine Frau mag sich hundertmal an Männer ihrer Rasse verkauft haben. Ausgestoßen wird sie erst, wenn sie so weit gesunken ist, einem Manne unserer Farbe zur Lust gedient zu haben.

Ich rede mit Europäern, englischen Großkaufleuten, Bankmenschen. Sonderbar ist's, wie wenig sie sich um das Volk kümmern, das rings um sie lebt. Die englische Kolonisation beschränkt sich aufs Handelspolitische, auf die Aufrechterhaltung der Macht. Und da sind sie groß. Ein paar Brutalitäten und Atavismen werden ausgerottet, gegen die Epidemien Sanitäts-Politik getrieben. Sonst mögen die Brahminen, die Hindus leben, wie's ihnen gefällt. Aufrichtige Männer unter den „Anglo-Indians“ bekennen, daß es Gegenden in Zentral-Indien, in den „native states“ gibt, in denen sich ein Weißer zu befehlen nicht getrauen würde. Die Regierung hat sich begnügt, offiziell die Macht der annektierten Staaten vollständig zu haben, diese Macht, was positive und produktive Politik anbelangt, bis ins Letzte auszunützen, der heimatlichen Expansion Möglichkeit zu schaffen und in die sogenannten „native states“, d. i. in solche, in denen ein Maharadschah herrscht, absolut, über Leben und Besitz seiner Sklaven herrscht, einen resident hinzusetzen, von dem tatsächlich dieser Fürst in jeder Beziehung abhängig ist, wenn er nicht tut, was the governement will. Das hindert natürlich nicht, daß so ein Radschah an Edelsteinen, Gold, Grundbesitz und, in neuerlicher Zeit, an Renten mehr besitzt als mancher europäische Multimillionär.

Nicht oft genug kann das Staunen geschildert werden, das man, in den ersten Tagen besonders, empfindet bei der Scheidung der Rassen. Die Parsees z. B., reiche Leute in der Überzahl, die schöne Häuser, Pferde und Wagen haben, elegant leben und deren Frauen in seidene Tücher gehüllt, viel edler ausschauen als unsere Wiener oder Berliner Damen, müssen um Luft zu schnappen — to eat air — die Equipagen auf dem kleinen Hafenplatz neben dem Yachtklub stehen lassen. Hinein darf keiner, keine. Trotzdem mancher mehr als persönliche Ehrenhaftigkeit, nämlich weiten Blick, soziales Bewußtsein bewiesen hat. Zwischen Parsee und Hindu wiederum eine Kluft, vielleicht noch unendlicher.

Ebenso trennen sich die Städte, in denen die Rassen wohnen,



Hauptverkehrsstraße der Native Town, Bombay.

voneinander. Plötzlich taucht irgendwo England auf, ein gelbes Cottage hinter grünen Hecken. Die Parsees haben nach europäischem Muster Villen gebaut und sich die Lehren des Klimas zunutze gemacht. Besser als die Erbauer der angloindischen Architekturen, die oft genug den Widersinn oder Unsinn einer gotischen Konstruktion oder Ornamentation nicht eingesehen haben. Die Hinduhäuser? O Gott — das sind arme Hütten,kaum Höhlen. Oder große, schon unter europäischem Einflusse gebaute Kasernen, stets arm, stets ohne jeden Komfort, innen wie außen.

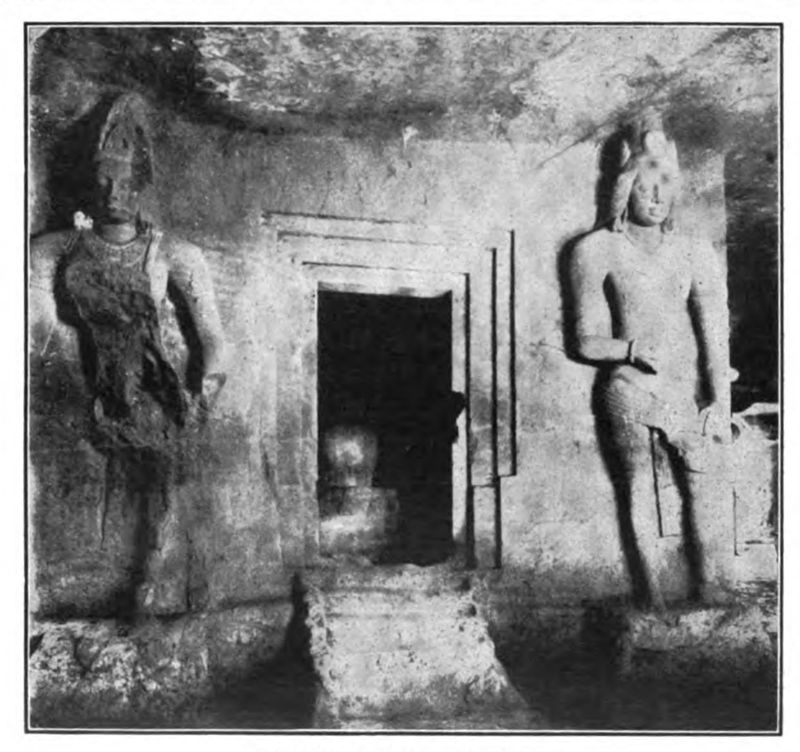


Straße in Bombay.

Elephanta Caves.

Wir fahren mit einer ganz kleinen Steam-launch aus dem Hafen heraus. Die Stadt sieht dann beim Zurückblicken wieder wunderbar aus. Dann arbeitet sich dieses Dampferchen mühsam durchs Meer zu der Insel, wo die alten Hindutempel in Steinhöhlen sind. Als wir schließlich da sind, gibt es keine Landungsbrücke, sondern nur Steinblöcke, die ins Meer gestemmt sind, und zwischen denen die Leere ist. Man soll also von einem zum anderen hüpfen. Kein Vergnügen. Auch nicht ungefährlich. Und dabei sind es eine ganze Menge solcher Steine. Dafür ist oben alles „gemanaget". Ansichtskarten, sogar Schokolade und Ginger-Beer. Auf mich hat bei dieser ersten Höhle, das Unterirdische, daß diese Tempel in den Stein gebohrt sind, eine unerhörte menschliche Energie und Arbeit repräsentieren, ist ihr Wesentliches — die Fülle der Pflanzen, kleinen Tiere, Käfer in den merkwürdigsten Farben und eine Sonne, ein Mond, wie ich sie überhaupt noch nicht gesehen habe, mehr gewirkt, als die Steinfiguren, Reliefs und mythologischen Schwierigkeiten. Wir reden schon noch einmal von der Hindukunst. Hier ist das Überwältigendste dieser Lingham in seinem Schrein drin, groß wie ein Haus. Lingham, das ist das Fruchtbarkeitssymbol, und zwar ist dieser Rasse die männliche Fruchtbarkeit die charakteristische.

Zurück und wieder ein Abend im Wagen auf endlosen Straßen, dann am Meer entlang, wo die riesengroßen Warenspeicher stehen, und dann durch die Hindustadt. Dort grüßt ein Tempel. Hier ein Opiumladen. In jenem Winkel ist die Kneipe, wo wir gestern rauchten. Da kommt auch schon einer, der ganz abgezehrt ist, nur Haut, Bein und zitternder Nerv, und der sehr glücklich ist — er bedarf ja nichts als die paar Züge aus der Pfeife. Und schließlich ins Hotel. In dieses Taj-Mahal-Hotel, das natürlich ein Parsee gebaut hat, und das wirklich und wahrhaftig das großartigste ist, das ich je in der Welt gesehen habe. Nicht vielleicht, was Küche betrifft. Da kann es natürlich mit „Ritz" nicht konkurrieren, aber was die Anlage der Hallen, Veranden, die hohen, großen, kühlen Zimmer betrifft, die Fülle der „Boys", die einen nicht bedienen, sondern betreuen — und schließlich was diese Aussicht anbetrifft, die vom Balkon weit, weit hinausgeht in den indischen Ozean. Und man denkt noch weiter — —. Auch nach dem Westen zurück.



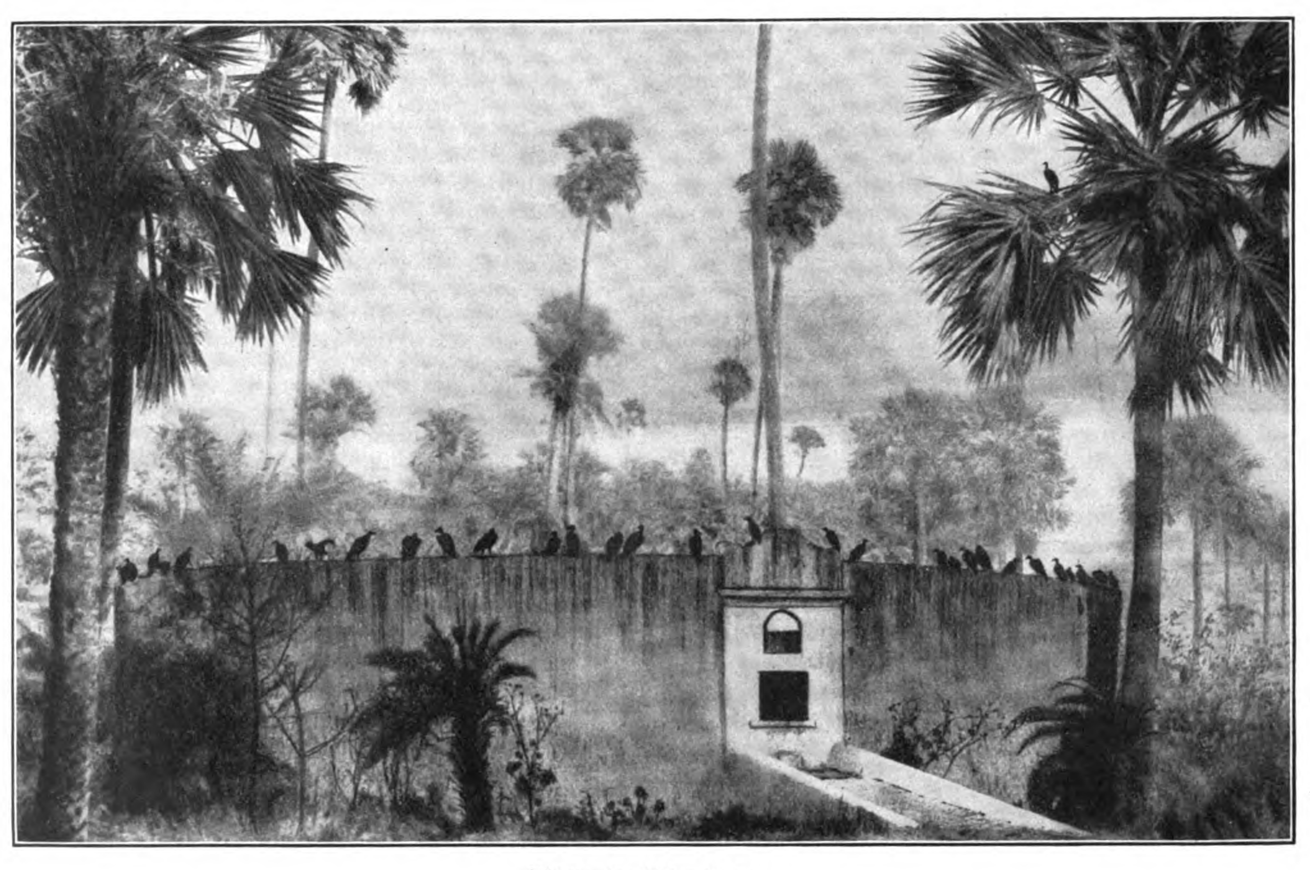
The Linga Shrine, Elephanta.

Hat man den Leuten eine Weile beim Leben zugeschaut, gesehen, wie sie von fettem Zuckerzeug, etwas Reis und süßen Früchten sich nähren, das Fleisch verachten, in zumindest vier Religionen und unzählbare Kasten geschieden sind, wie sie ihren Instinkten jede Freiheit lassen, Opium essen und rauchen, dann wandert der Fremde zu den Plätzen, wo sich die Schicksale der dunkeln Menschen Bombays vollziehen, wenn ihren schwachen Körpern rasch der leise Lufthauch entflohen ist.

Da führt der Weg zuerst zu den „Türmen des Schweigens". Das ist ein Name voll romantischer Pathetik, sentimentaler als der Orientale den Tod zu nehmen sonst gewohnt ist. Aber es ist dennoch die wörtliche Übersetzung des Parsee-Namens für ihre Totengärten. Die Parsees sind in Indien seit Jahrhunderten eingewanderte Nachkommen der alten Perser, ein Volksstamm von verhältnismäßig geringer Zahl, aber einem ungemeinen Talent fürs Erwerben und auch fürs Leben. Ihre Häuser in Malabar Hill, einem Hügel oberhalb Bombays, sind schöne Herrensitze, ihre Equipagen vor-

nehm, ihre Frauen tragen prachtvolle seidene Tücher. Der Religion nach sind sie Zoroasteranbeter, ihr Gott ist also das Feuer, das sie als die höchste und heiligste Kraft des Daseins verehren. Doch hat dieses Volk, als ein Gast im fremden Lande und geleitet durch sein ökonomisches Talent sowie durch eine Leidenschaft, äußerlich dem Europäertum nahe zu kommen, seine Religion einigermaßen reformiert oder, was wahrscheinlicher ist: die Parsees verheimlichen ihr Ritual, soweit es nicht „europäisch" ist. In der Tat sind sie die einzige indische Religionsgemeinschaft, die den Eintritt in ihre Tempel nirgends gestattet. Sie sagen, ihre Gotteshäuser enthalten nichts als ein brennendes Feuer als Symbol der Göttlichkeit. Ein kluger Parsee hat mir als das Wesentliche seiner Religion den Glauben an einen unsichtbaren Gott und eine Reihe von hygienischen und sozialen Geboten angegeben, die das Parseetum sehr dem alten Judentum angenähert zeigen. Daß die metaphysischen und religiösen Vorstellungen der Parsees aber doch nicht so klar und abstrakt sind, zeigen die „Towers of Silence", in deren Bereich der empfohlene Fremde eintreten darf.

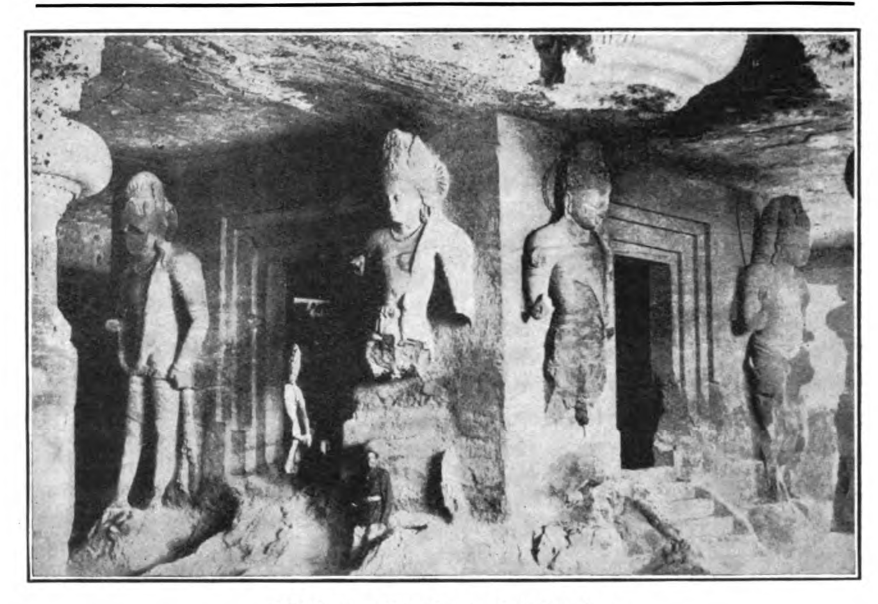
Man kommt in einen weiten wunderbaren Garten, steigt eine weiße Treppe hinauf, geht durch ein gelbes Tor und steht dann, umgeben von blühenden Sträuchern, Oleandern und Palmen, auf einer Terrasse, von der aus die Inselstadt Bombay, wasserumflossen, unsäglich schön zu sehen ist. Ein kleiner Tempel ist verschlossen. Ein Pfad führt ins Innere des Gartens. Dort sieht man fünf weiße gemauerte Türme. Auf den Brüstungen sitzen Geier, schlagen die Flügel, flattern von einem Turm zum anderen und sitzen wieder auf den Brüstungen. Sie warten. Auf die gestorbenen Parsees. Denn wenn einer aus dem Leben weggegangen ist, wenn ein Hund zum letztenmal seinen Körper beschnuppert hat, und auch dieser wachsamste Freund des Menschen kein Leben mehr in ihm gefunden, wenn die Gebete im Totenhause verrichtet sind, dann kommen elende Männer niedrigen Standes, „die Unreinen", und tragen den Leib in den Garten der „Türme des Schweigens". Niemand darf ihnen ins Innere folgen, kein Weib, kein Vater, kein Freund. Nichts bindet das reine Leben mehr an den elenden Leichnam. Den tragen „die Unreinen" jetzt in den Turm, legen ihn auf die freie Warte, öffnen das Totenhemd, so daß der Körper bloß ist, und verlassen das Haus. Sind sie erst fünf Schritte weg, so kommen die Geier und reißen das Fleisch von den Knochen. Nach einer Stunde liegt das Skelett reingenagt da; das Blut ist



Türme des Schweigens.

in eine Höhle in der Mitte abgeflossen, nun bleicht die Sonnenhitze, zerwäscht der Regen die Knochen. Die Asche fällt in die Tiefe. Von dort führen Kanäle in Filter, dann fließt der letzte Rest des Leibes eines Parsees gereinigt, zum niedrigsten Staub geworden, ins Meer und vereinigt sich dort mit dem All, mit dem Staub all der anderen Parsees, der reichen und der armen. So vernichten diese Männer ihre Toten. Tag für Tag geschieht's in Bombay, kann aus der Ferne beobachtet werden, das System der Türme und Filter studiert an einem Modell. Als Grund dieser merkwürdigen, unserem mehr oder weniger sentimentalen Empfinden ebenso brutal als grotesk erscheinenden Übung wird mancherlei angeführt. Vor allem halten die Parsees den toten Körper für etwas so Unreines und Widerliches, daß ihnen der Gedanke, die Erde mit seiner Bewahrung zu beflecken, frevlerisch erscheint. Noch weit heftiger sträubt sich aber ihr Empfinden gegen das Verbrennen, da sie ja die Flamme für die heiligste Form der Natur halten. Daneben führen die Parsees als Erklärung dafür, daß dieser Ritus von jeher nur in Bombay existiert, während anderwärts Parsees begraben werden, an, daß sie nur Gäste in Indien sind, niemals sicher, ob die Hindus ihren Toten Ruhe gönnen werden. All das stimmt, stimmt wieder nicht und weist auf irgend ein Mysterium, einen uns, vielleicht auch den meisten Parsees selbst verborgenen faktischen oder symbolischen Grund hin, der die sonst so fortgeschrittenen Menschen bewegt, leidenschaftlich und mit einem dunkeln, aber zähen Gefühl an dieser Vernichtungsart toter Menschen festzuhalten. Im übrigen haben die Parsees in dem Naturforscher Haeckel einen Verteidiger dieser Sitte gefunden, und auch die englische Regierung sorgt dafür, daß niemand solche Religionsübung stört. Ja, als vor einigen Jahren, während der Pestepidemie, die Zahl der Geier nicht ausreichte, ließ die englische Kolonialregierung aus dem Innern des Landes Geier in die Gärten des schweigsamen Todes bringen.

Der fremde Beschauer denkt lange an die Stunde im Kreise der „Türme des Schweigens". Da sind wunderbare Blumen, ein herrlicher, ganz stiller Park, ein Tempel, in dem die Feuer lohen, und dann kommt ein Zug. Sie bringen eine Bahre. Noch verweilen sie einen Augenblick. Dann gießen sie Wasser über die Hände und eilen nach Hause, um zu baden — die Berührung des eklen Todes abzuspülen. Der Verstorbene liegt im Turme. Die Geier vernichten ihn — morgen, noch ein Jahr lang werden die Priester für sein Heil beten. Aber keine weiche Regung des



Höhle von Elephanta bei Bombay.

zärtlichen Gefühles, das auch im stummen Leibe noch die geliebte Form sieht, lebt in den Zurückbleibenden: sie ehren das Leben. Der Tod ist jenseits ihrer Grenze.

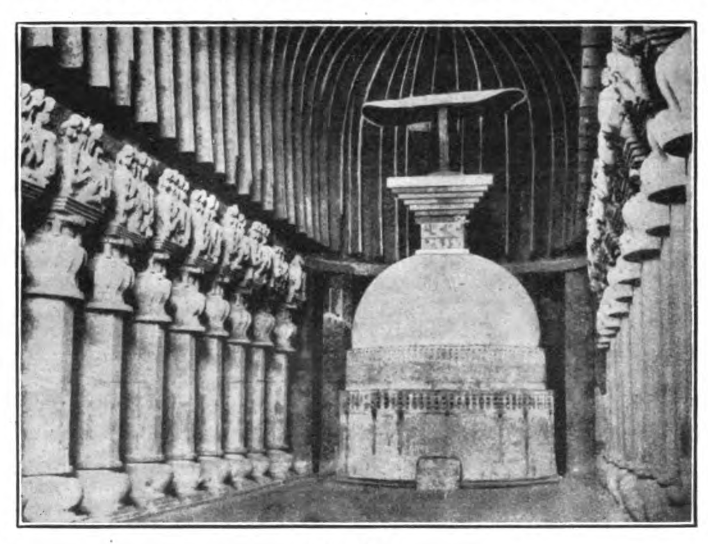
Aus den kleinen bunten Büchern unserer Knabenzeit, aus Jules Vernes „Reise um die Welt" weiß man, wenn sonst nirgendwo her, daß die Hindus ihre Toten verbrennen. Die lebenden Witwen mitsamt den toten Ehegatten — wir haben's oft genug zitternd spüren können, bis dann das Bleichgesicht mit der Feuerwaffe anlangt, als schon die Holzscheite brennen ... Nun, die englische Kolonisationstaktik, deren wesentlichstes Merkmal ist, in nichts hineinzureden, was politisch und materiell belanglos ist, hat zwar den Hindus wie den Mohammedanern und Buddhisten in Indien jede Freiheit gelassen, mit dem eigenen Körper oder Tieren bei Lebzeiten und nachher anzufangen, was Tradition, Religion und freier Wille verlangen, so daß die greulichsten Fakir- und Asketenverstümmelungen, die blutigsten Opfer öffentlich vollzogen werden; aber die primitivste europäische Rechtsmaxime, daß auf keine Weise fremdem Menschenleben ein willkürliches Ziel gesetzt werden darf, mußte denn doch im Bereiche englischer Herrschaft oder Souveränität durchgesetzt werden. So ist das Witwenverbrennen nur eine Erinnerung. Die Frauen Toter bleiben am Leben,

aber ihr Dasein ist arg. Sie sind geduldete Bettlerinnen, niedrige Dienerinnen; am traurigsten und barbarischsten ist solches Schicksal, wenn man bedenkt, daß die Ehen fast immer durch Abmachung der Eltern in den Kinderjahren geschlossen werden, in vielen Fällen also ein Kind Witwe wird, bevor es noch Frau war. Das englische Gesetz hat nun eine Altersgrenze für Ehen festgesetzt, indes nicht mit allzuviel Erfolg, da die Verlöbnisse, die ja niemand verbieten kann, dem Gefühle orthodoxer Hindus ebensoviel gelten, wie die Heirat selbst. Mehr hilft in dieser Hinsicht die Reform der Religionsvorstellungen von innen heraus. Eine neue Lehre, die der Brahma Somaj, eine Eklektikerreligion, die überallher Weisheiten entlehnt, aber auf eine Hindumetaphysik zurückgeht, hat die alte Vorstellung der Witwe als einer Ausgestoßenen, im Leben Überflüssigen ausgemerzt und die Wiederverheiratung gestattet. Nicht übersehen darf man auch, daß der Wert des Menschenlebens in den Augen des Hindu sehr gering ist, und daß die Überzahl dieser Menschen mit dem Tode die Vorstellung eines Abschlusses ebensowenig verbindet, wie irgendwie nuancierte Gefühle. Man mag das täglich und überall bei den Verbrennungen beobachten.

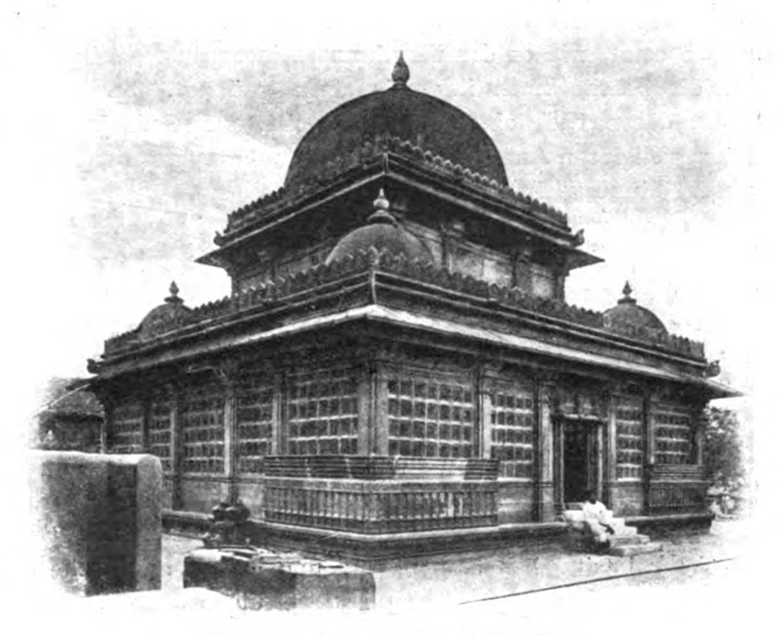
Aus einem mäßig großen Hof sieht man kleine Rauchwolken aufsteigen. Man tritt ein, schiebt sich an Männern, die Holzscheite tragen, vorbei und sieht vorerst eine kleine Gruppe schwatzender, lachender Männer, die rauchen, Nußsaft auf grüne Blätter schmieren und diese Delikatesse dann fröhlich verzehren. Es sind die Leichenwärter. Fünf Schritte weit weg brennen die Feuer. Ein Stoß neben dem anderen. Auf dem einen ist eine halbverbrannte Menschlichkeit, auf dem anderen wird eben der letzte Rest zur Asche. Die Vorrichtung ist höchst einfach. Vier Pfähle. Darüber schichtet man das Holz. Dann wird der Leichnam in ein Tuch gehüllt und auf die obersten Scheite gelegt. Ganz eilig, mechanisch, macht ein Brahmine ein paar Gebärden, dann zündet man den Stoß unten an. Die Leidtragenden haben sich hingekauert, und im Augenblicke, wo die Flamme zum Körper hinaufzüngelt, stoßen sie ein kurzes, mechanisches Geheul aus. Das alles dauert keine zwei Minuten. Dann gehen die Hinterbliebenen weg, und ein halbnackter Mann sieht, von Zeit zu Zeit von einem Feuer zum anderen gehend, nach, ob die Hitze stark genug ist. In einer Stunde etwa ist der Körper Asche. Dann wird frisches Holz auf die Pfähle gelegt, ein anderer Körper ... Der Bericht

ist brutal genug; die Wirklichkeit mit Europäeraugen gesehen, ist's noch weit mehr. Man kann sich gar nichts Gleichgültigeres vorstellen, als diese Umgebung, den Hof mit dem schmutzigen Erdboden. Die Aschenreste, Tauben, die durch die Luft fliegen und bald da, bald dort sitzen, und die Wärter, die Bakschisch verlangen; zwei, drei Fußbreit all das vom Totenherde.

Nur manchmal, wenn ein Reicher gestorben ist, bekommt die Verbrennung eine gewisse Weihe. Die Priester murmeln allerlei Gebete, und kostbares Sandelholz wird statt der gewöhnlichen Scheite angezündet. Sonst ist's gleich, ob Mann, Frau oder Kind an die Reihe kommt. Man legt ihn einfach hin, nimmt ihm die Ringe aus den Ohren, und die Asche des einen mengt sich mit der des anderen. Draußen im Meer verwaschen sie die Wellen.



Kali-Cave.



Grabmal Rani Spiri's, Ahmedabad.

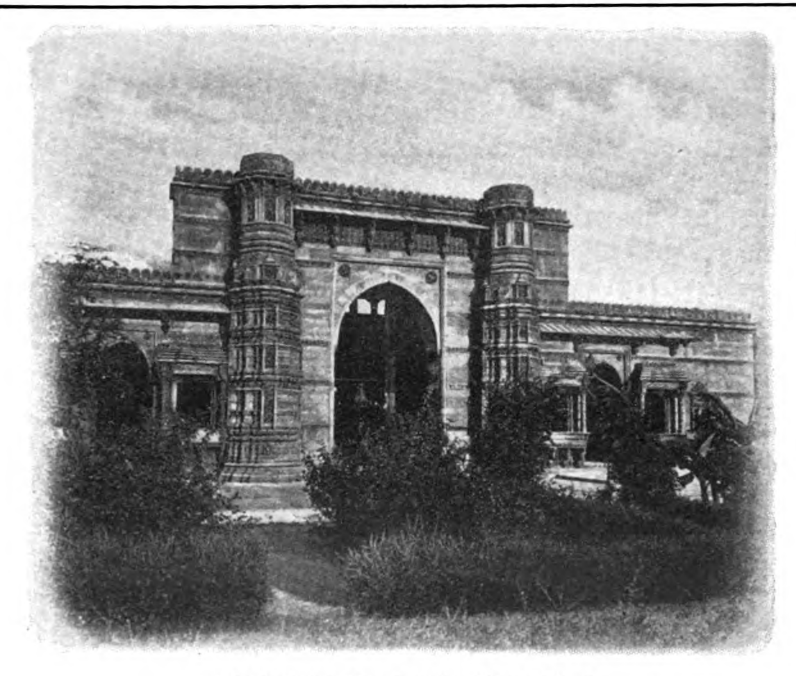
Ahmedabad.

Hier stehen alte maurische Grabmäler. Grauer Stein, geschnitzt, als wäre es Holz, in dessen gefügige Fasern das Messer, jedem Impuls folgend, Linien schneiden kann. Hier schon merkt man, was dann die mogulische Architektur des Taj Mahal, der Perlmoscheen so charakterisiert: daß die Arbeitskraft, unser wertvollstes, teuerstes Material, gar keinen Preis gehabt hat. Die Mühe der nicht bezahlten hungernden Sklaven, die fronten, ist billig gewesen. Könige ließen hier Grabmäler bauen. Sonderbare Bäume stehen zwischen Sarkophagen in Höfen, deren Grenzen jene vielen Steingitter bilden, die die Gelegenheit für so viele Ornamentvariationen abgaben. Da sind Kreise, Quadrate, unbeholfen gestellte Blattkränze. Dann, in der Großen Moschee, die ein paar Nischen und Erker hat, bei denen man an frühe Gotik denken muß, beobachtet man die Wege, die spielerisch betrügende Macht der Kunst, die den Bildhauer, der nur Zeichen, Sprüche meißeln

will, gegen seinen Willen einen Dekorateur werden läßt, der seine Lettern so setzt, wie es der Rhythmus seines Blutes, sein Formgefühl, die Fläche nach ihren Gesetzen verlangt. So entsteht, unbewußt dämmernd, ein Stil. Ungewollt, aus Gedanken, Mitteilungen, religiösen Anweisungen, Zierat und Ornament, das nun auf unsere Sinne wirkt.

Im selben müden, morschen Ort, der übrigens die Heimat der kostbaren goldgewirkten „Kincobs", der prunkvollen Damaste ist, steht ein neues Gotteshaus, mit viel Aufwand erbaut von den „Jains", einer kleinen Sekte indischer Buddhisten (sie sind es nur ungefähr, von weitem sozusagen). Ein trauriges Zeichen neuer, aus Europa importierter Kultur. Holzschildwachen, von jener Größe, die man unter dem Christbaum amerikanischer Milliardäre vermutet, stehen, blau und rot gemalt, vor dem weißen Tor. Und sagen: Wir sind die Hüter der Götter. Man lächelt noch über die Puppen, wenn man schon im Hof ist, die Schuhe ablegt und in den Tempel tritt. Ein Säulengang, und Nische an Nische enthält den gleichen Götzen, der, die Knie überschlagen, geistlos dasitzt. Jene in Rangoon, jene liegenden Buddhas mit dem wehmütig-fremden, geheimnisvoll traurigen Lächeln sind wahrhaftig Götter. Diese sind arme, in irgend einer Fabrik gekaufte Götzen. Im Allerheiligsten klappert ein Kristall-Lüster, billige Spiegel sind der Stolz der Priester, die gerade den Tempel zu einem Feste waschen. Sie nehmen vom Hals ihrer Götter das Geschmeide; und selbst der Schmuck des verborgensten Götzen, zu dem man auf kleinen Treppchen hinabsteigt und den man nur durch Gitter auf einige Distanz hin sehen kann, erweist sich in der Sonne als buntes geschliffenes Glas. Aus Böhmen kommt diese Herrlichkeit indischer Geheimnisse — wie die in Kupfer getriebene Gebetmühle des tibetanischen Lamas, die mein Reisegefährte in Darjeeling oben gekauft hatte, und in der dann zu lesen war: „Made in Germany".

In diesem Lande hat die Kunst nie die Natur zu fassen, in der Malerei zu vergewaltigen gesucht. Manchmal, so jenem maurischen König Akbar, einem großen Kunstpolitiker des Ostens, sind Wünsche aufgeflattert, wenn er europäische, eher noch chinesische Farbenkunst sah. Aber bei Wünschen blieb er stehen. Seltsam genug. Schließlich aber ist es bisher den Europäern auch noch nicht gelungen, mehr als bunte Ansichtskartenkunst zu geben. Niemand hat noch die tragische Atmosphäre indischer



Königinnen-Moschee in Ahmedabad.

Vergangenheit, den Schimmer der Farben, die wirre Stimmung der Tropen eingefangen; niemand sie auch nur angedeutet. Selbst die Beziehung der Bildhauerei und des Kunsthandwerks zur Natur ist gering.

Die simpelsten Blatt- und Blumenornamente empfindet man als sekundär, nicht in der Seele des Volkes spontan erblüht, sondern aufgepfropft. Die Natur ist weit weg. Und verleiht doch erst jeder dieser Bauten den besonderen Glanz. Ein Baum mit olivengrauen Blättern, der im Hofe steht, ein Busch, der die Tormauern überwuchert, eine Palme, die, kerzengerade, unglaublich hoch ragt, der Fluß, der silbern hinzieht und den Palast vom Horizont trennt, die blaue Ebene im weiten: das sind die natürlichen Hintergründe und sie geben dem Gesicht jene Beziehung zum Gefühl, die das Werk an sich (wenn es das gäbe) nicht besitzt: die Atmosphäre.

Diese Natur aber und diese immer anders kreuchende Menschlichkeit ist so stark in der Stimmung, daß man an jedem Abend, wenn es ganz, ganz finster ist, und auch die mysteriöse Dämmerzeit mit ihren vielen, grotesken und ängstigenden Schatten ver-

strichen ist, auf einer langen Fahrt oder, weil man sich, immer noch nach Gesichten hungrig, mit dem Wägelchen an Märkten, neben bunten Laternen, lustigen Häusern oder dem stillen Meer entlang hat ziehen lassen, daß man, sage ich, dann, wenn alle Lichter verlöscht sind, ganz aufgeregt die Bilder, Ausschnitte, Silhouetten vor sich sieht und nicht begreift, daß keiner das malt, keiner in Kunst umsetzt, und nur die Literatur, die doch sonst stets um einen Schritt zurück ist, diese Stimmung fassen konnte. Nun erst spürt man die Märchen, spürt den indischen Romanzenkreis Goethes, spürt Buddhas Welt, erfüllt schon damals von jenem tiefen Pessimismus, daß alles gleitet und nichts gewiß ist als das unfehlbare Dahinschwinden auch des stärksten Augenblicks . . .

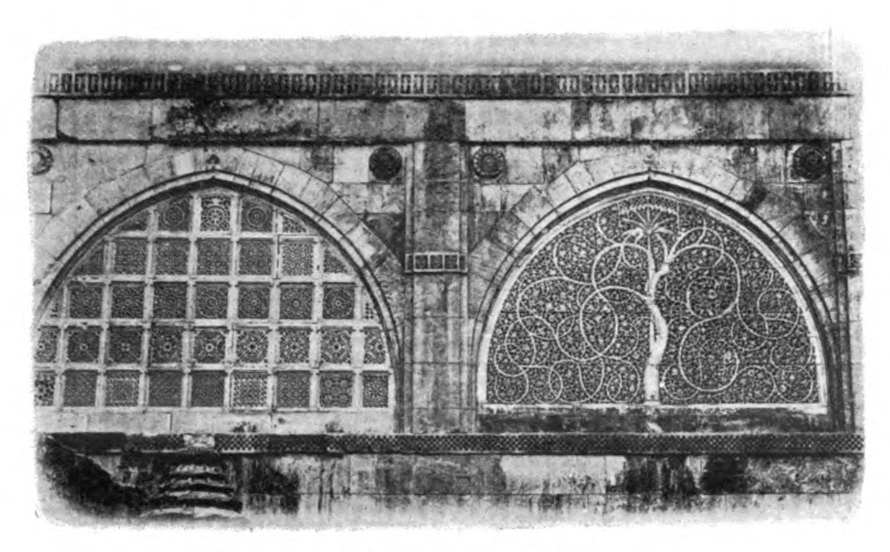
Hier sind die Orte, in denen sich unserem Geiste Unfaßliches zutragen könnte, zutragen kann. Darum lassen die schmierigen Gassen, die verwitterten Häuser mit den geschnitzten und gemeißelten Türeinfassungen, die sonderbaren Winkel einer indischen Großstadt (160 000 Einwohner), auf deren Plätzen Gänseherden dem Wagen in die Bahn treten, einen weit tieferen Eindruck zurück als jene weite Moschee in Cordova, in der alle Wirkung nur dem Maß, den Realitäten entspricht.

— —

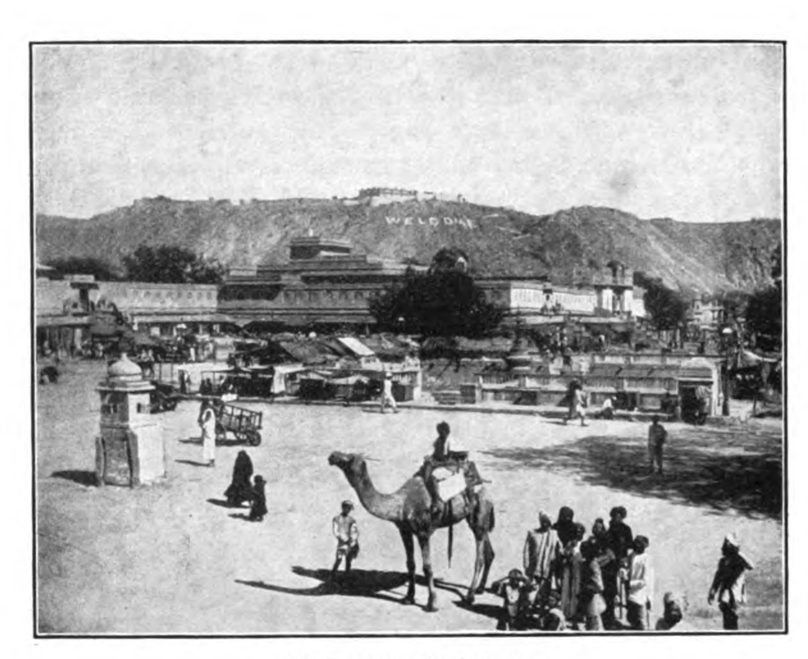
Ich bin kreuz und quer gefahren, um Moscheen, den Jain-Tempel, Torwege zu sehen, und schließlich bin ich zu den Grabhäusern der Königinnen zurückgekehrt, der Frauen des Ahmad Shah. Nicht um nochmals die Ornamentik anzusehen, die kleinen Quadrate assyrisch-primitiven Stils, die Kränzchen, die hier den Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem Empire verknüpfen, die Einlegearbeit, die sonderlichen Vögel, die der Steinmetz auf die Grüfte meißelte. Ich wollte noch einmal an dem Platze stehen, wo der Sultan die Frauen, die seinem Leben etwas waren, im Tod vereinigte. Die mittlere Gruft dieses sonderlichen Schlosses toter Königinnen ist die schönste. Aus schwarzem Marmor, weiß eingelegt. Sie birgt die längst verwehte Asche einer Frau, die man in Liebe, Furcht und Verehrung Moghlai Bibi nannte. Moghlai Bibi....

Dann ging ich zu Teppichhändlern, stieg steile Hühnertreppen zu Leuten, die schöne Damaste fertigen und in alle Welt senden, „Kincobs". Stand schließlich im Panjrapol, das ist das Asyl der Tiere. Der Hindu tötet ja kein lebend Wesen, es mag noch so

schädlich sein, noch so nutzlos, noch so nah dem Tod. So pflegt man in einem großen Bau in jeder Stadt die totgeweihten oder auch nur lungernden, obdachlosen Tiere. Pflegt und erhält Kühe so gut wie Hunde, Schlangen, pflegt sogar Insekten, Flöhe, Skorpione. Nirgendwo so stark als in solchem Tierasyl spürt man die Gewalt einer Religion, die nicht den Menschen zum einzigen Brennpunkt des Lebens macht, und die den Begriff des Todes, eines allerletzten Endes nicht kennt.



Fenster-Details, Ahmedabad.



Straßenszene in Jeypore.

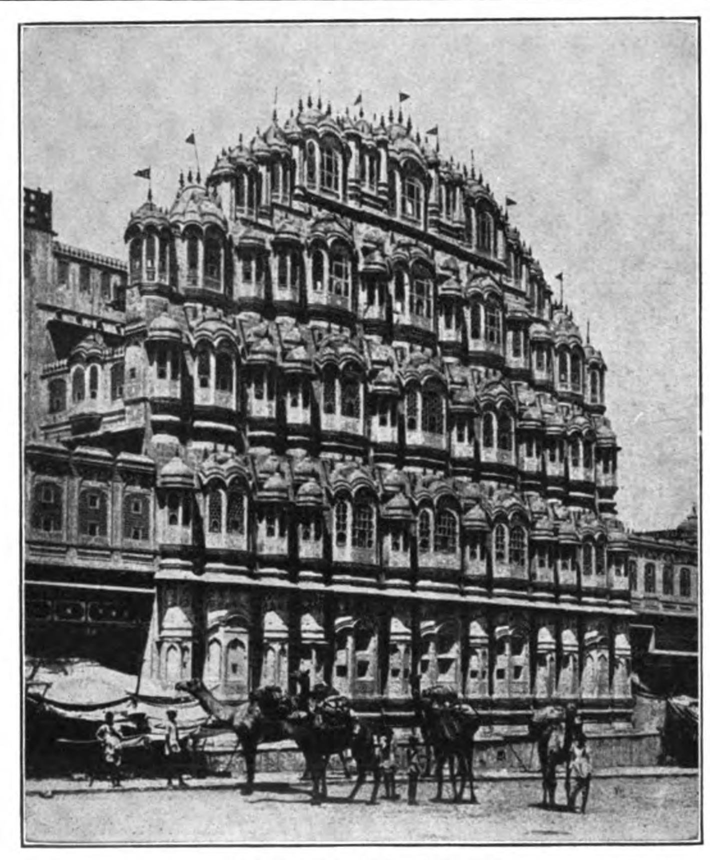
In Jeypore.

Es ist eine rosenrote Stadt. Die kleinen Häuser, in deren offenen Gewölben, vor deren geschnitzten Toren braune Indier hocken, Muselmänner ihre roten, weißen, gelben Turbane glätten, stehen da wie ausrangierte Dekorationen, ist das reiche Märchenstück zu Ende gesprochen. Der Brahmine scheint soeben das letzte Wort der Weisheit gesagt zu haben, der Prinz ist in den weiten Palast, in dessen Teich die Krokodile langsam schwimmen, zurückgekehrt, und nun sitzt nur noch das arme Volk da, genügsam, zufrieden mit dem blaßblauen Himmel, den himbeerfarbigen Häusern, ist fleißig oder schlägt Bein über Bein. Nackte Kinder laufen über die Torwege, spielen mit den biegsamen silbernen Ketten, die man über ihren glänzenden Leib hängt und die oft genug ihre einzige Kleidung sind. Ein Zug Kamele rumpelt durch den Bazar, wo billiger europäischer Tand neben den holzgeschnitzten Kämmen, den bunten Göttern, heiligen Ketten, die das Land erzeugt, liegt. Ein großer, schwerer Elefant stampft

müßig durch den Sand, und schmale, magere Männer, Jünglinge und Greise gehen, stehen, sprechen Worte, deren Klang unserem Ohre fremd ist, deren Sinn man nicht erraten kann, machen breite, vielfach nuancierte Gesten, deren Bedeutung dem Europäersinne verschlossen ist. Dieses Land Indien ist uns nicht eine unbekannte Welt, in die man morgen, in einem Jahre, nach einem halben Menschenleben eingedrungen sein wird; es ist ein anderes Leben, zu dem uns nur eine Brücke führt: das stete Staunen, die nie befriedigte Neugier. Ist man nur zwei Straßen vom englischen Bereiche entfernt, so lebt man die indischen Märchen, geht in sinnreichen, beziehungsschweren, geheimnisvollen Gedichten herum und erwacht manches Mal wie ein Wanderer, der auf fremder Straße geschlafen hat, befangen in seltsam gestalteten Phantasien, und fürs erste nicht begreift, daß er aufstehen muß, den Weg weitergehen und zurückkehren ins alte Reich der Gewohnheit.

In solcher Stimmung streicht man lange, reichgefüllte Tage in großen Städten, wo Europäer bekannte Gäste sind, oder in wirren Labyrinthen armer Gassen herum, in denen Natives ein unbeschreiblich armes Leben führen, Wolle zupfen, rote Tongefäße formen, Messing hämmern. Oder geht in Hindutempel, wo große bronzene Stiere, Götter mit Elephantenrüsseln geehrt werden, oder wo Buddhisten vor stillen Götzen Nirwana suchen. Dann wieder steht man in Moscheen, die längst verfallene Kunstfertigkeit erweisen, wo man durch edel geschnittene Marmorgitter auf strenge, einfache Grüfte sieht. Oder fährt durch eine lange Straße, an deren Rain zahme langschwänzige Eichkätzchen, behend wie Eidechsen, spielen, graue, bärtige, ernste Affen dem Vorbeifahrenden ins Gesicht sehen und ein Fakir mit einer langen braungefleckten Schlange Künste übt.

Das neue und das alte Indien fließt ineinander. In Jeypore, der Stadt eines reichen Maharadschah, steht der Palast, in dem jetzt gelebt wird, von unserem Leben trotz einigen schäbigen europäischen Möbeln so weit weg, wie das alte Königsschloß Amber, zu dem man hoch auf dem breiten Rücken eines Elefanten hinaufreitet. In Amber ist alles still, man geht von Saal zu Stube, steht auf den Balkonen, von denen die Frauen hinabsahen ins Land, ins Leben. Denn Sehen war ja ihr einziges Erleben. Sonst saßen sie in silberglänzenden Hallen, durch deren Marmorfliesen ein glatter Strom von kühlem Wasser rieselte, oder suchten die



Haus der Winde, Jeypore.

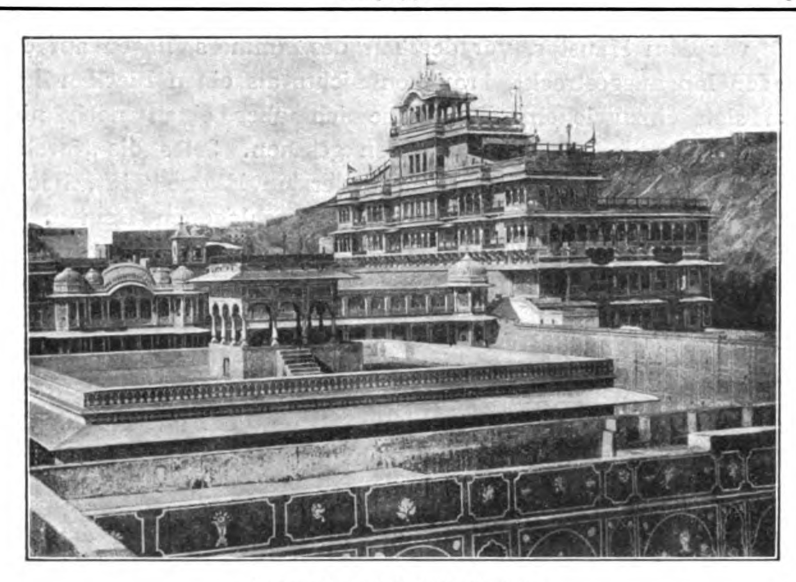
Lichter, den bunten Glanz auf den Wänden, die Silberflitter, Edelsteine, sorglich geschnitzte Ornamente zierten. Immer wieder aber kehrten sie, wie heute der Beschauer, auf die vergitterten Balkone zurück, von denen man hinabblickt, erst auf die schönen Formen des Palastes, dann auf Teiche, kunstvoll in Gärten verwandelte Inseln, auf ferne Dörfer und Festungen, auf Hügelhöhen und Talhänge, auf all das weit vom Palast geführte elende Leben, mit dem der „Herr" und seine Weiber nichts zu schaffen haben. Er nimmt nur den Tribut von diesem Dasein, blickt zu den Sternen, baut Tempel, Mausoleen, Paläste. Heute wie damals. Und wo der Maharadschah früher Tag um Tag einen Menschen den Göttern gab, dort schlachtet man jetzt Tag um Tag einen Ziegenbock, seit eine gottlose, human-sentimentale Zeit das Menschengeschenk dem Gotte nicht mehr gönnt.

Unten im Palast, wo der reiche Maharadschah selbst lebt, ist es lauter. Die zahllosen Diener, die jeder „Herr" in Indien hat, sitzen und starren in die dünne Luft. In der Ecke einer Halle kauern sechs alte Männer und zählen die Silbermünzen des Schatzes. In einem Hofe wartet die Leibwache, braune, bärtige Männer in Khakiuniformen. In einem anderen der vielen Höfe ist ein Säulengang, erfüllt vom Singsang der Gebete: hier ist die Priesterschule des Fürsten. Dann Audienzhallen, ein großes Gebäude, das Haus der Frauen und weite Gärten. Wasserkünste hier wie überall, wo man im Garten lebt. Blumen anbietende Bettler.

Ein paar hundert Schritte vom Teich, wo Alligatoren nach rohen Fleischstücken schnappen, von den Elefantenställen und den langen Reihen arabischer Hengste, silberner Karossen, stehen die merkwürdigsten Gebäude der Stadt. Es ist das Observatorium, das vor manchem Jahrhundert jener Weise und immer suchende Maharadscha Jey Sing gebaut hat, nach dem jetzt die Stadt Jeypore heißt. Er muß eine sonderliche Art indischer Wallenstein gewesen sein. Sternforscher und leidenschaftlicher Baumeister. In Jeypore steht ein Haus der Winde, phantastisch anzusehen, in Delhi, in Benares, am Gangesufer sind Sternwarten, die er gebaut hat, hier aber lebte er und trachtete nach den Weisheiten des Himmels und der Erde. Seine Instrumente sind große Häuser aus mächtigen Blöcken oder feingemauert, zementiert. Das meiste ist uns nur von weitem begreiflich. Da sind Dinge wie Sextanten, Hemisphären, Himmelskarten, konvexe Globen. Bei manchem ist die Absicht auch ganz unklar. Überall aber hat man den Eindruck: Es ist so eingerichtet, daß manche subtile Beziehung der Weltenkörper zueinander beobachtet, dann auch prophetische Nutzanwendungen herausgefunden werden konnten. Und auf die, das Horoskop, kam es, kommt es der Religion dieser Zone immer an. Die Gegenwart soll stets ein Schlüssel für die Zukunft sein. Ein alter Mann, der mich führt, sieht gerade so bedeutungsvoll aus wie diese Instrumente. Er scheint alles zu wissen, jede verborgene Absicht dieser Apparate zu kennen. Wenigstens streicht er mit kundigem Blick und Finger über alle Zirkel und Maße. Nur kann er leider nichts ausdrücken, uns nichts verraten. Weder englische noch indische Erklärung kann seine alte schwere Zunge geben. Das macht aber nichts. Als er an eine der riesigen Warten, von denen jeder anständige Stern eine eigene hat, gelehnt dasteht, wirkt sein Turban, sein

langer Bart, sein verwittertes Gesicht wie ein Zeichen aus alter indischer Zeit.

Als es dann dämmerte, bin ich noch eine Weile in einem großen Hause gestanden, in dem der Maharadscha seine Tiger — es sind etwa zwanzig — füttern läßt, und habe dann den Fürsten selbst durch die lange Straße seiner Residenz fahren sehen, da er von Kalkutta kam und nun in einen Tempel fuhr, wo er eine gnädige Stunde zur Heimkehr in den Palast abwarten wollte. Er war beim Vizekönig gewesen, und nun sagten die Sterne, die Weisheit seiner Priester, die Götter gestatten ihm zurzeit keine glückliche Rückkunft. Er wartet also. Denn hier gibt es noch Götter, hier hat sie keine starke Hand zertrümmert, keine klare Vernunft entsetzt. Sie freuen sich, wenn man ihnen Blumenkränze reicht, noch und immer wieder noch ein Bild aufstellt. Viele sind es und immer wieder haben sie die Gestalt gewechselt. Entwickeln sich, wie es die Volksseele braucht. Sind übergroß, mit zehn und zwanzig Armen, rechts Mann, links Weib, oder halb Tier, halb Mensch. Jede Form ist göttlich, jedes lebende Ding in dieser großen, stimmenreichen, stets bewegten indischen Natur ist ein Idol irgend eines Gottes. Daher hat auch gestern in Ahmadabad, in der kleinen Stadt, wo dem Glauben unverkürzt sein Recht bleibt, der Treiber meinen Wagen plötzlich angehalten, als eine Ziege nicht vom Wege gehen wollte, und hat sie freundlich aus der Bahn gelockt. Darum liefen im Jaintempel Eidechsen und braune ekle Ratten mit Eichhörnchen zwischen silbernen Buddhabildern um die Wette, darum sind die Vögel so zahm, daß ich sie morgens beim Erwachen auf der Bettdecke finde, und darum sind die Nächte so unerträglich, weil die wilden Hunde kreischend durchs Land heulen und, sieht man von Bombay ab, kein Hotelzimmer ohne Ratten und Mäuse ist. Der Inder versteht das Gefühl des Europäers für Tiere nicht. Er fühlt keine Grenze zwischen Menschlichkeit und niedriger gestaltetem Leben, hat die Darwin-Theorie nicht nötig, weil er sich ganz naiv zu Hund, Stier, Elefant, Affen und Maus so gut wie zum fliegenden Fuchs, zur Schlange und Ratte gehörig fühlt. Nicht einmal die Kobra, die große Giftnatter, deren Gefahr in Indien und Ceylon ungemein groß ist, rottet der Eingeborne aus. Sie ist ihm heilig; in manchem Tempel ehrt er sie wie anderwärts Kuh und Affen. Uns lacht er ungläubig, verächtlich aus, wenn wir die Gemeinschaft mit dem Tiere nicht mögen. Er wohnt mit



Maharadschah-Palast, Jeypore.

Widder, Schaf und Kuh im gleichen Raume. Ja, man sagt das so aus dummer Europäergewohnheit: er wohnt. In Wahrheit weiß die Überzahl dieses großen Volkes gar nicht, was wohnen heißt. Sie haben Höhlen aus Lehm oder windschiefe Hütten aus Bambusrohr, manchmal ja auch wirkliche Häuser aus Holz und mit Mörtel verklebt, aus Stein gefügt, an deren Wände sie bunte Götter oder blaue Elefanten in kindlicher Art zeichnen — aber drinnen wohnen, zu Hause sein, Geräte haben, das ist nur die Sache ganz weniger. Eine Matte über dem Boden, ein Teppich, auf dem man kauert — das ist schon Luxus. Gibt es überhaupt ein Bett, so ist's ein rohes Holzgerüst, Stroh zwischen die Pflöcke geflochten. Nichts darüber, keine Matraze, keine Kissen, keine Decke. Aber wer schläft auf einem Bette? Menschen, die viele „Laks" haben (ein „Lak" sind hunderttausend Rupies, eine Rupie etwa eine Mark vierzig Pfennige), die Frauen drinnen im vergitterten Haus. Männer liegen in einem Winkel des Ladens auf zwei Polstern, lehnen sich an einen Türpfosten, den Körper eingerollt, wie es die Igel tun, den langen faltigen Kittel über den Kopf gezogen. Dieses körperlich ungemein schwache, keiner Anstrengung gewachsene Volk kennt kein Komfortbedürfnis. Die Hunderttausende von Dienern, die die Europäer hier haben und haben müssen, weil einer nie zweierlei verschiedene Arbeit tut, schlafen

alle vor dem Haustor, vor der Tür des Zimmers, liegen auf dem Boden langausgestreckt, brauchen nichts als einen Flecken Zeug, um sich einzuwickeln. Nie habe ich aber einen noch nicht europäisch versnobten Indier sitzen gesehen. Selbst die „Swells“, die man in der Eisenbahn in der ersten Klasse trifft, hocken zumeist wie die Schneider, mit übergeschlagenen Beinen. Im Laden, im Kontor des indischen Großkaufmannes, nicht nur im kleinen Ort, auch in Bombay und Kalkutta kauert Prinzipal, Buchhalter und Kunde auf der Erde. Nicht auf Kissen, Divans, wie im Orient, sondern ganz einfach auf der Diele. Aber dies alles, wie sie leben und was sie essen, wie sie uns Weiße sehen und wie wir mit ihnen verkehren, das ist ein anderes Kapitel. Man muß es einmal in Ruhe erzählen.



Tanz nach der Hochzeitszeremonie.

Eine indische Hochzeit.

Indien ist ein Land geheimnisvollster Träume, sonderlicher Götter, dunkler Menschen, deren Worte, deren Dasein dem Europäer ein wirres Rätsel ist. In Jeypore, einer Stadt im Inneren Indiens, in der kein halbes Dutzend weißer Menschen lebt, die ein reicher Maharadscha beherrscht, und wo ein verfallener Palast auf einem Hügel oben steht, zu dem nur der schwere und sichere Tritt mächtiger Elefanten geleiten kann, fahre ich aus dem Palast des Maharadscha heraus und will irgend einer anderen Sehenswürdigkeit nach, als zwei, drei Elefanten kommen. Musik. Blechinstrumente sind sehr laut, und ein sonderbares Ding, halb Sänfte, halb Brautbett, wird von vier bunten Männern getragen. Eine Hochzeit. Ich fahre hin, sehe, wie zwischen zwei Läden des Bazars ein Zug Menschen in einem kleinen Hof verschwindet und Soldaten des Maharadscha, Natives mit langen Bärten in Khakiuniform, die Büchse in der Hand, die zufließende farbige Menge abwehren. Die Elefanten stehen jetzt vor dem Hause; einer ist buntbemalt, ein zweiter hat die Zähne noch ein gut Stück weit behalten, und die Ränder sind mit silbernen Streifen eingefaßt. Der dritte aber trägt eine Chaise, stolz, farbig und golden bemalt.

Ich darf in den Hof. Eine Menge Leute spricht auf mich

ein, schiebt mich an einer überdachten Loggia vorbei, auf der Männer und Kinder sitzen und sich mit Zeug und Goldflitter behängen, an das Kopfende des Hofes, wo auf einem Teppich Männer und Frauen um einen kleinen, vielleicht achtjährigen braunen Buben herumsitzen. Er ist der Bräutigam und wird hier, bevor er ins Haus seiner Braut zieht, geschmückt. Schon hat er das Zeichen seiner Kaste — der dritten — in neuem, dickem Rot auf die Stirn gemalt, die Fingernägel gefärbt — aber jetzt schlingt man um seinen Kopf ein goldgesticktes Tuch. Er hat einen blauen Kittel an, silbern- und goldenbestickt, und jetzt gibt man ihm einen großen Palmenwedel in die schmutzige braune Hand, deren Nägel zum Zeichen des Festes ganz rot glänzen, und alles steht auf, drängt zum Ausgang. Ein dicker Mann, einen kleinen auch reich angezogenen Jungen auf dem Arm, tritt auf mich zu und sagt nach einer Bewegung der Hand — längs der Stirn und Brust — laute Worte. Mein Diener übersetzt: Er ist geehrt. Der Junge auf dem Arm ist der Bruder des Bräutigams, er der Vater, und sie alle gehen in das Haus der Braut. Ich bin eingeladen.

Wir fahren ein Stück neben dem Elefanten, auf dem der Bräutigam und sein kleiner Bruder sitzen, und gehen dann zu Fuß mit dem Zuge, der sich jetzt sammelt, durch enge Gassen. Der Vater des Bräutigams ist da, alte und junge Männer, aber keine Frauen, außer vier sehr geschmückten Weibern, je eine alte und eine junge zusammen. Die — „nautch-girls" — beginnen nun plötzlich an einer Ecke, als wir stehen bleiben, eine Zeremonie. Ein Gitarrenspieler ist da, auch ein Trommelschläger, der mit den bloßen Fingerspitzen auf eine schwarz-weiße Trommel schlägt. Die Weiber singen. Ein eintöniges Lied mit anekdotischem Inhalt; keine Melodie, nur ein dumpfer Rhythmus, der oft für Stimme und Instrument verschieden ist. Die Weiber sind sehr aufgedonnert. Rote Röcke mit Goldlitzen, silberne Geschmeide an Nase und Ohr, ein goldenes Gehänge über Brust und Kopf ist das wenigste. Eines der Mädchen hat zur höheren Weihe Goldstaub auf der dunklen Stirn verspritzt. Am Ende eines Gesanges kommt ein Tanz, besser ein rhythmischer Schritt vorwärts mit demselben Wiegen der Hüften, das die Gitanas haben, aber begleitet von einer kuriosen Bewegung des Zeigefingers der gekrümmten rechten Hand an die rechte Wange.

Wir ziehen weiter. Eine Weile später, wo die Straße eine

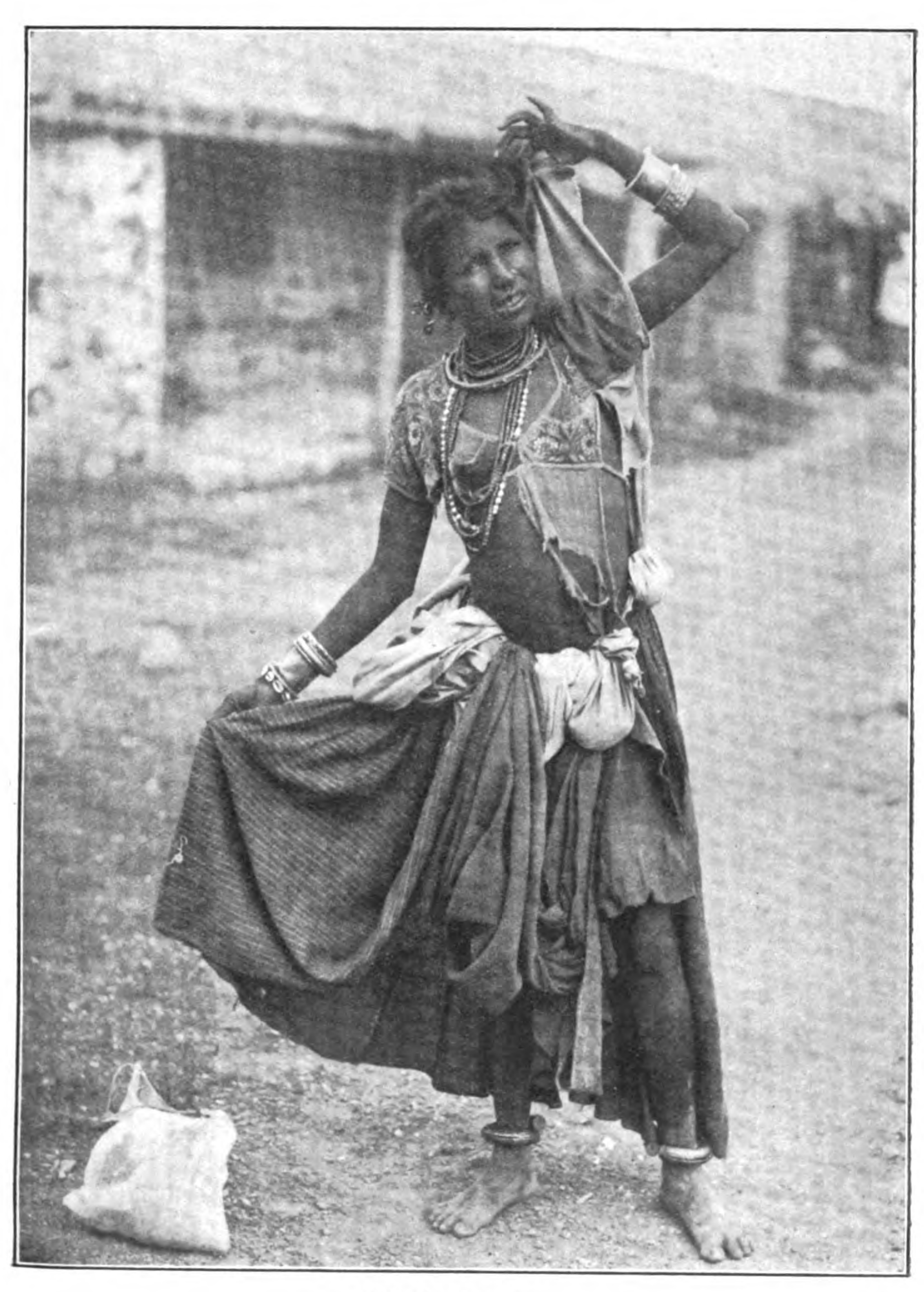
Erweiterung hat, wird wieder Halt gemacht. Ein roter, etwas zerschlissener Teppich wird ausgebreitet, und die Ehrenwerten des Zuges hocken jetzt nieder. Der Bräutigam und sein Bruder in der Mitte, links von ihm ein dicker brutaler Mann, der immerfort Zuckerzeug und darauf Tabak kaut und in einen weiten blumig gemusterten Schlafrock gehüllt ist, ein uralter, unendlich milde aussehender Weißbart neben ihm, und dann die Fülle von Honoratioren; rechts vom Bräutigam Kinder. Ringsherum stehen andere Hindus, aber keine Frauen. Auch die Mutter des Bräutigams ist nicht da. Wieder wird gesungen. Nun längere inhaltvolle Strophen, pantomimisch begleitet. Ihr Sinn scheint der zu sein: was dem Bräutigam im späteren Leben geschehen wird, und was er nicht tun soll. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer ist nicht sehr groß.

Der alte Mann mit dem weißen Bart und den blauen Augen, der einen wundervollen schwarzen silberbestickten Kaschmirrock an hat, kommt zu mir und spricht auf mich ein. Ein zweiter Teppich wird gebracht, und es hilft nichts: ich muß mich auf ihn, auf den Erdboden setzen, die Beine überschlagen. Alles freut sich jetzt und lächelt mir zu. Da sitze ich nun, etwas mühsam, denn es ist nicht leicht, die Beine hockend zu kreuzen, und die Zeremonie geht weiter in vielerlei, bald kindlichen, bald unverständlichen Nuancen, während ich zum Himmel, der blau dämmert, hinaufblicke, auf die weißen Häuser dieser kühlen Straße hin, hinter deren fein, zierlich und edel geschnitzten Balkonen Männer stehen, von deren Dächern Frauen, in lange Tücher verhüllt, auf uns hinabsehen. Manchmal werde ich aus manchem kleinen Traum erweckt durch einen Gruß, dann sage ich Salem und neige die Hand zur Brust. Am angestrengtesten sieht mich der Bräutigam an; seine feucht und müde schimmernden Augen suchen an mir herum; er ist recht müde, begreift wohl noch nicht alles, was um, was mit ihm geschieht, und seine Wünsche spielen um die Gestalt dieses fremd gekleideten weißen Mannes herum, der Strümpfe hat und doch so arm ist, daß er kein Gold, keinen Farbenglanz an seinem Kleide trägt und in fremde Länder ziehen muß, statt in seinem Hause zu bleiben. Er wird aber bald begreifen, wird einer jener klugen und geschickten Männer von Jeypore werden, die überall herumbosseln, winzige Zeichnungen in Messingschalen und Platten gravieren, blaues und rotes Email gießen und Schätze erwerben. Denn diese Stadt des Maharadscha

mit ihren rosenroten, weiß gezierten Häusern ist nicht müßig. Sie ist reich und erwirbt seit alters, macht Bilder von Göttern mit vielen Armen und Füßen, läßt Teppiche wirken, Ketten aus geschnittenen vielfarbigen Steinen fügen — und das geht ins ganze Land.

Ein alter Brahmine ist jetzt gekommen. Er hockt vor dem Bräutigam hin, und nun wird aus einem großen Beutel gemünztes Silber von Hand zu Hand gereicht, bis es wieder in einem blauen Beutel verschwindet. Das ist die Mitgift, die das Mädchen dem Gatten ins Haus bringt; einhundert und eine Rupie. Gemünzt in des Maharadscha Münze. Dann wird ein riesenlanger roter Turban um den kleinen Kopf gewickelt, ein neuer Goldputz ihm aufgesetzt und mit frischer Farbe das Kastenzeichen auf der Stirne gehöht. Nun ist er ein Mann, und der Brahmine segnet ihn, Saft wird auf grüne Blätter geschüttet und verrieben, Nußmehl verstreut und dunkle Zeichen in dem fahlen Licht gemacht, in das jetzt der helle Schein einer wehenden Fackel leuchtet.

Wiederum brechen wir auf. Nun geht der Zug ins Haus der Braut. Der Vater kommt mir entgegen und ladet uns zum Mahl. Süßigkeiten werden schon jetzt gereicht. Einen Augenblick nur sieht man die Braut, ein Bündel prunkvoller Gewänder, in der Türhöhle, dann verschwindet sie. Der Bräutigam kommt. Er sitzt auf einem fahlen kleinen Roß und reitet gegen das Tor. Hoch hält man ihm ein hölzernes Gitter entgegen. Das schlägt er durch, ein Überwinder der Frau. So nimmt er die Festung. Und tritt ins Haus, der kleine Prinz. Das Roß führt ein lumpiger Mann weg, und wir müssen jetzt draußen bleiben. Später ist Mahl und Fest. Wir sollen wiederkommen. Aber die Nacht ist da, und unser Weg geht durch die finsteren langen Straßen nun in das Hotel, wo schwarze Diener englische arge Speisen herumreichen. Der Prinz feiert indes Hochzeit. Bis ihm die müden gefärbten Lider zufallen. Dann kehrt er ins Vaterhaus zurück und wartet, bis die Braut reif zur Ehe geworden ist. Denn jetzt ist sie erst neun Jahre. Morgen spielen die beiden vielleicht nackt auf dem sandigen Weg, laufen meinem Wagen nach, schreien „Sahib, Sahib!" und wissen nicht, daß sie den Tag zuvor der Priester für ewig geeint hat, bis dann einmal die Feuer flammen, die ihre schmalen Körper in Asche verwandeln. Es scheinen reiche Leute; so werden ihre Erben vielleicht die toten Leiber nach Benares schicken, an die Ufer des Ganges. Dort, wo die

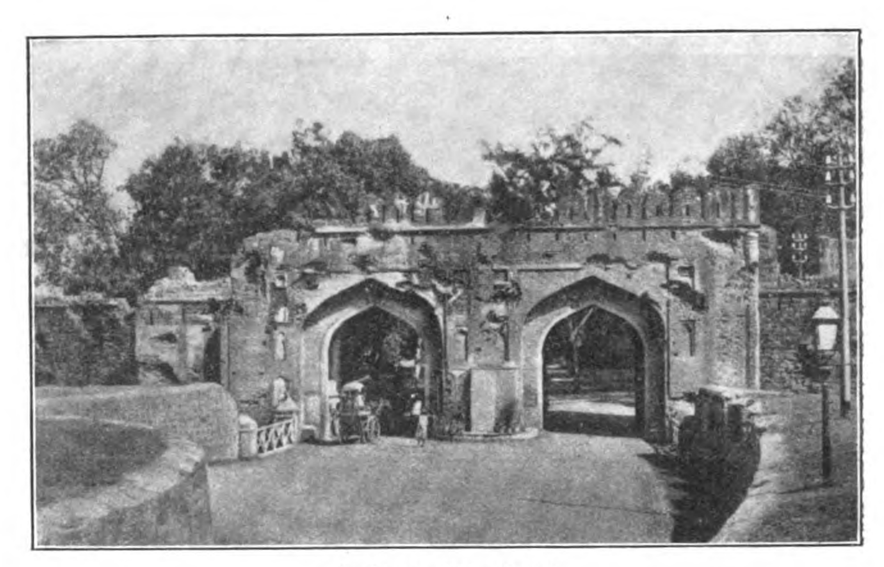


Indische Tänzerin.

lange Reihe der Tempel steht, das Wasser die Stufen der heiligen Ufer bespült, unzählige Männer und Frauen in der geweihten Flut baden, wird man ihre Leichname auf die Steine legen, so daß die Füße vom grünen Wasser benetzt werden, indes die Scheite gerichtet werden. Dann legt man sie auf den Holzstoß und zündet ihn an. Eine Viertelstunde später fallen Asche und Knochen allmählich auf den Boden, zu anderem, das schon daliegt, der fette Dampf erfüllt die Luft, der Wind trägt Staub weg — und der kleine Prinz auf dem Schimmel, den ich heute ins Haus der Braut geleitet habe, ist zur Natur, zur großen Mutter zurückgekehrt. Das war der Segen, der Wunsch des Brahminen, als wir alle auf dem Teppich inmitten der Straße hockten.



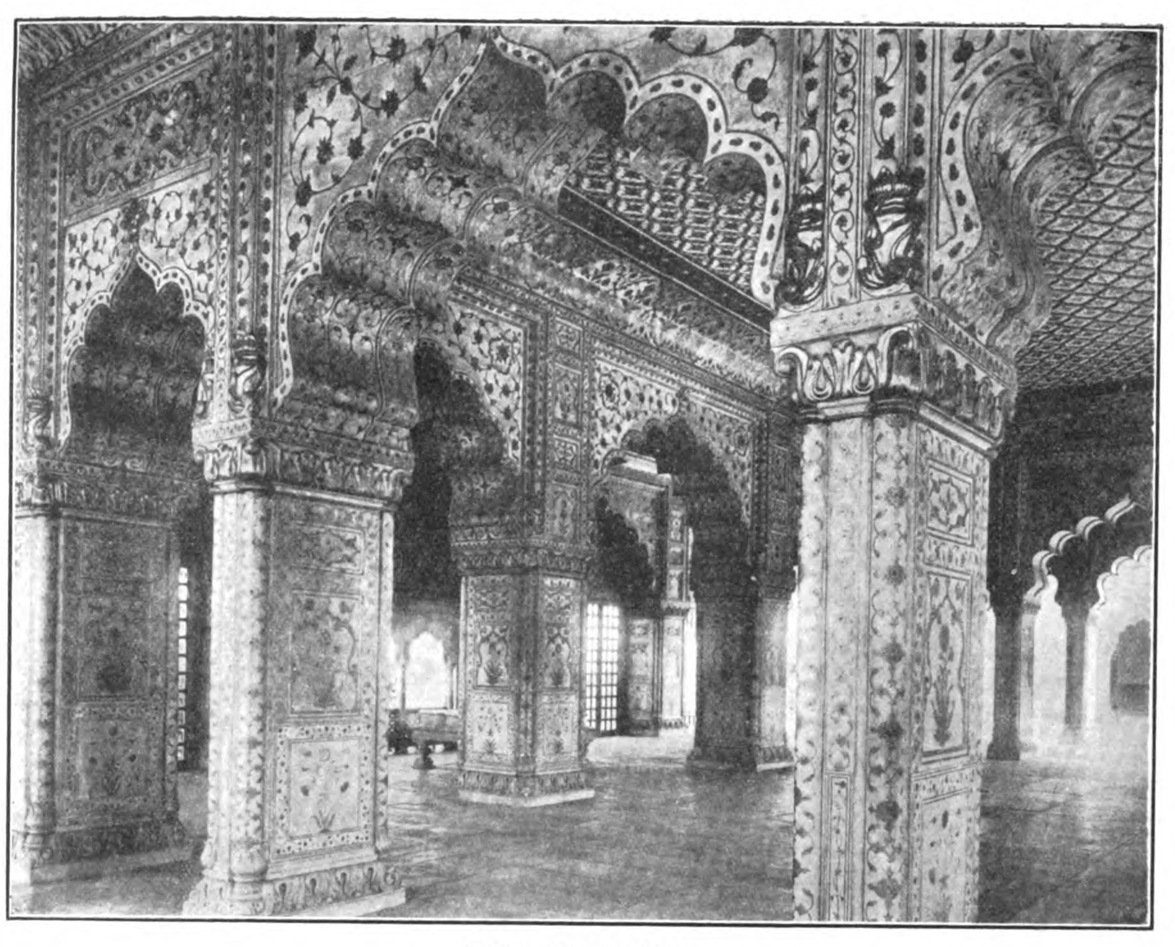
„Cobbler“. Ein Schuhflicker.



Cashmere Gate, Delhi.

In Delhi.

Für die Engländer, die Indien bereisen, mit oder ohne Cook, ist es ein großer Moment, in Delhi anzukommen. Und sie haben dort auch tagelang Dinge anzusehen, die mich gar nichts angehen und ihnen teure, wenn auch oft traurige Denkmale sind. Hier ist ja 1857 jene große Meuterei gewesen, die nach einem schrecklichen Schlachten, nach strategischen Fehlern und letzten Brutalitäten der englischen Kolonisation in Indien zum entscheidenden Siege verhalf. Denn seit damals ist die Hand dieser paar Hunderttausend Weißen so stark. Seit damals fühlen die 300 Millionen Andersrassigen, daß ihre Zeit vorbei ist und erst wieder kommen muß. Der Engländer also besichtigt in Delhi „mutiny“ — Erinnerungen. Mir blieb, da ich's nicht tat, Zeit, ein wenig über die Zukunft der Indier in Indien nachzudenken und einiges zu überlegen, was ich von Berufenen gehört hatte. Es waren gerade die Tage der großen Niederlagen der Russen gegen Japan und eine große Sorge der englischen Kolonisationstätigkeit fiel ihnen gerade vom Herzen. Jetzt war eine Vermeidung des Konfliktes in der asiatischen Interessensphäre mög-



Delhi. Diwan-i-Khas.

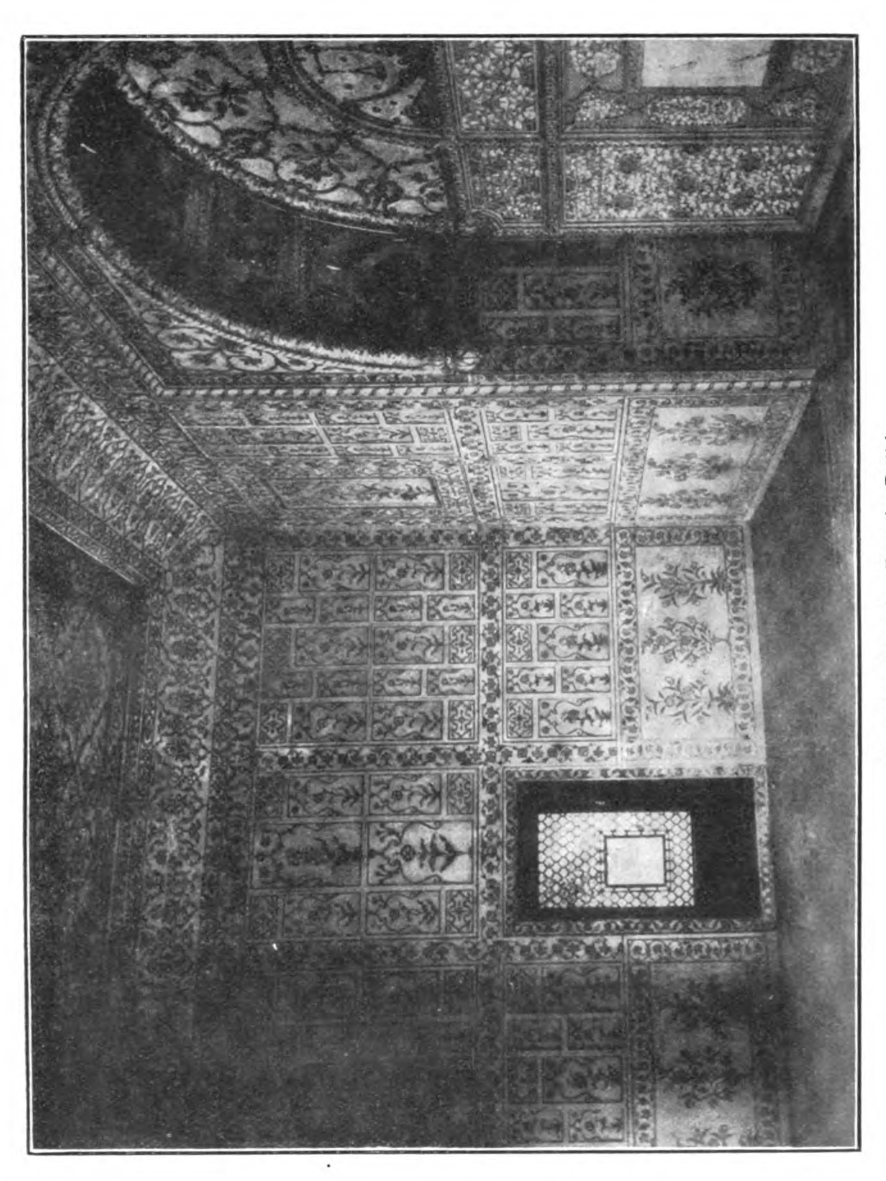
lich geworden. Und um diese Vermeidung war das Spiel gespielt worden; denn noch nach den russischen Niederlagen in der Mandschurei hatten englische Offiziere und Beamten die vernünftige Ruhe, mir zu sagen: Es sei gar nicht so sicher, ob die Russen bei einem Kampf gegen die englische Macht in Indien auch solche Hiebe gekriegt hätten. So war's nötig, ihnen die Lust am Kriege zu nehmen. Was ja geschah. Wer aber drüben gut hingehört hat und an den rechten, auch recht unterrichteten Mann kam, fand, daß man den ungeheuren Jubel an Japans Siegen, der zu Hause herrschte, nur ungern, wenn überhaupt mitmachte. Eine national-indische Bewegung ist ja schon seit Jahren da. Sie ist sozusagen eine loyale Opposition, die englische Regierung steht auch recht gut mit den Leitern dieser intellektuellen, der Volksmasse natürlich völlig fremden Gruppe, deren Ziele Vermehrung der indischen Mandate, in weiter Ferne ein eigenes Parlament und die Freigabe von Beamtenstellen, die Autorisation der indischen Universitäten für alle Examina, kurz, eine Reihe von diskutabeln Dingen ist, über die auch fleißig disputiert wird. Der Hindu lernt leicht und möchte gerne englischer Beamter werden; das in voller Freiheit und bis zur letzten Stufe zu können, ist ein Wunsch, der natürlich die 300 Millionen doch weiter nichts angeht. Eine agitatorische Kraft ist dieser nationalen Bewegung, die zum größten Teil von reformierten Hindus, den Brahma Somaj ausgeht, nicht einmal in den Hauptstädten eigen. Im Inneren aber ist für Jahrzehnte gewiß an eine wirkliche Organisation einer Partei, die von England das und das verlangt und erreicht, kaum zu denken. Gerade darum aber mußte England in diesem Land mit den dunkeln Trieben, mit plötzlich hervorbrechenden, fürs erste unverständlichen revolutionären Vorstößen rechnen, die an dem Tage eines englisch-russischen Konflikts heftig hervorgebrochen wären und um so unberechenbarer sind, als die Engländer bei ihrer bewunderungswürdigen Kolonisationskraft und Energie seltsam unwissend, man möchte sagen mit Willen unwissend sind, was die Lebensgebräuche, religiösen Vorstellungen und unbezwingbaren Idiosynkrasien dieses Hinduvolkes betrifft. Jetzt gibt es ja natürlich eine Reihe von englischen Beamten und Offizieren, die dieser Vorwurf mit Unrecht träfe. Aber sie sind die Ausnahme. Die Regel ist das Bewußtsein: Wir machen's mit der Kraft, der Energie, wir lassen euch eure Gewohnheiten und wollen von ihnen nichts wissen.

Dieser Standpunkt hat die Meuterei von 1857, sowie alle später erfolgten Reibungen veranlaßt. Wie es mit dem allgemeinen asiatischen Bewußtsein steht, davon nächstens. Einiges ist doch auch in Delhi zu sehen gewesen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Erinnerung sind diese Tage vor allem eine ununterbrochene Kette von Wagenfahrten. Ein großer Karren, Europa von 1860 etwa, mit zwei Pferden bespannt, die trotz der Nähe keinen Tropfen arabisches Blut haben, auf dem Kutschbock ein alter Mann mit kaffeebrauner Haut und einem gelbweißen Rubensbart. Und so geht's von in der Früh bis in die späte Nacht kreuz und quer über jene langen Straßen, die entweder vor vielen Jahrhunderten einer der Großmogule gebaut hat, oder die englischer Kolonialstrategie ihre Entstehung verdanken, nach Ost und West, Nord und Süd, aus der Stadt hinaus, wieder in sie hinein, zu Moscheen und Tempeln. Da ist die Killa-Kona-Moschee, sehr groß, sehr merkwürdig durch ihren stillen Ernst in der gelben Landschaft. Man würde sagen, das Typischeste an islamitischer religiöser Baukunst, wenn man nicht im Buch gelesen hätte, daß diese selbe Moschee im Laufe der Jahrhunderte zwischen zwei mohammedanischen Herrscherzeiten auch einmal ebenso treu der Anbetung von Hindugöttern gedient hat. Auch der Stein ist geduldig. Neben dieser Moschee ist das merkwürdige Observatorium eines großen Fürsten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Sher Mandil hat es erbaut, hat dort auf seine Art die letzte Weisheit gesucht, zu den Sternen hinaufgesehen. Einmal rechneten ihm die Weisen, rechnete er sich selbst den Tag, die Stunde aus, wo die Venus in besonderem Glanze und ganz nahe seinem Reich auf dem Himmel erscheinen müsse. Er stand oben und beugte den klugen Kopf weit über die Zinne seines Observatoriums — und dann fiel er hinab. Der Körper lag zerschmettert tief unten und keiner weiß, ob er die Venus wirklich ganz nahe gesehen, erkannt hat.

Weiter, viel weiter, zu Denkmälern, zu denen uns die tiefe Beziehung fehlt, die man anschaut, weil sie Sehenswürdigkeiten sind, bei denen einem nicht einmal eine Kulturbeziehung großer Stärke und Eigentümlichkeit vors Bewußtsein tritt, weil sie durch mancherlei Kultur standgehalten haben, wie der Sonne und dem Regen, so auch den wechselnden Vorstellungen des Glaubens, der Gerechtigkeit, der Unsterblichkeit. Da ist der Kutb Minar,



Bad der Königin, Fort in Delhi.

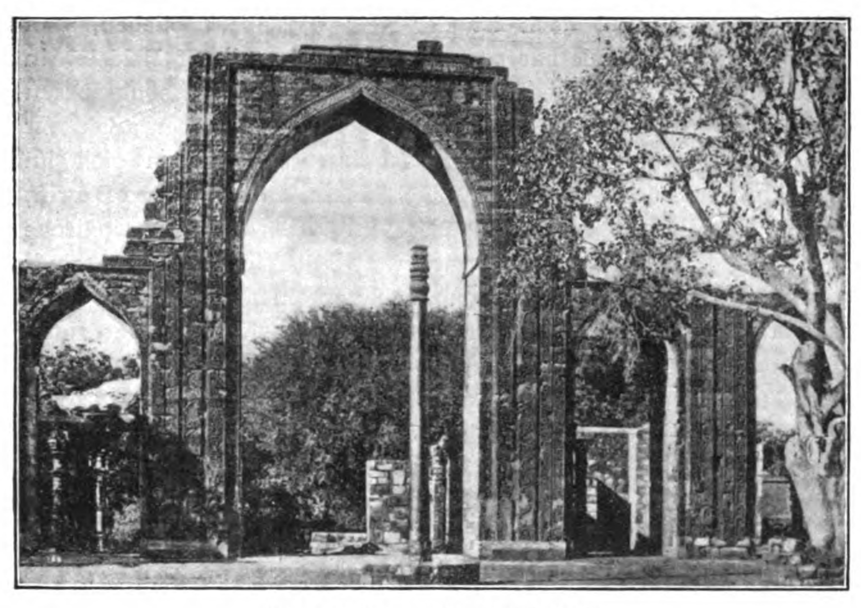
ein Riesenturm, 240 Fuß und 6 Zoll hoch, fünf Stockwerke, und von oben bis unten beschrieben mit Inschriften aus dem Sanskrit ältester und alter Zeiten. Unten hat dieser Turm 47 Fuß und 3 Zoll Durchmesser und oben 9 Fuß. Man schreibt das so auf und bildet sich selbst gar nicht ein, daß irgend jemand eine Vorstellung von diesem ungeheueren, sinnlosen und gar nicht schönen Bauwerk bekommt. Ein paar Schritte weiter eine eiserne Säule, 23 Fuß und 8 Zoll hoch, 16 Zoll im Durchmesser und aus dem allerreinsten Eisen, was ihre Gleichgültigkeit nicht vermindert. Natürlich ist das eine so gut wie das andere Bauwerk in der Weisheit der Fremdenführer verknüpft mit allen Geschehnissen der letzten 2000 Jahre, aber um etwas mehr von ihnen zu wissen, um ihnen die tieferen Geheimnisse entlocken zu können, müßte man ein gelehrter Sanskritmann sein und müßte Wochen an ihnen herumklettern und schauen, ob man die wirren Zeichen enträtseln kann.

Ich hab's nicht getan. Der Wagen wartet. Der braune Mann hetzt die Pferde. Wir müssen wieder über lange Straßen, an Kanonen vorbei, Erinnerungen des kriegerischen Jahres 1857 und dann schließlich zu einem merkwürdigen Friedhof, um die Zunft zu grüßen, nach Indrapat. Dort ist eine schöne Marmorhalle, dort liegt auch ein großer Poet. Neben einem kleinen Teich steht seine Gruft, umgeben von anderen Gräbern, die man die Gräber der Propheten nennt. Rosenblätter sind auf den Steinen verstreut und ein paar schmale Jünglinge mit brennenden Augen gehen behutsam auf den kleinen Wegen zwischen den Sarkophagen und sehen uns nicht. Es sind wohl stolze Türken, von anderer Art wie die Bettelindier nebenan, die heiligen Taucher, die sich auch Priester nennen und für ein paar Kupferstücke tief in das heilige Wasser hineinspringen und Kunststücke machen. Doch haben die Stolzen diesmal mit ihrer Verachtung des Europäers unrecht; der, den sie hier ehren und der manche Namen führte, von den Amir Khusrau der eine, Abel-Hasan der wirkliche, Tuti i-Hind, das bedeutet der Papagei Indiens, der andere war, hatte selbst zum Großvater einen Türken und war uns näher als den schweigsamen Männern, die nun Rosenblätter auf sein Grabmal legen. Seine Gedichte leben noch heute im Volke und als er lebte, genoß er eines solchen Ruhmes, daß aus fernen Ländern Männer kamen, ihn zu sehen. Er stand dem Hofe nahe — darf man eine Sekunde töricht eine Parallele Weimar-Delhi ziehen? Nicht alle aber ehren hier die Propheten in hochmütig

einsamer Nachdenklichkeit. Da ist ein großes Faß, ein Steinfaß sozusagen, in die Erde gemauert; es sieht aus wie eine Zisterne in wasserarmer Gegend. Man fragt, wozu dies dient, und erfährt von der sonderbaren Sitte, die hier den Göttern ein seltsames Opfer darbringen läßt. Dieses Steinfaß, das zwölf Gallonen Inhalt trägt, wird von Menschen, die zu opfern wünschen, mit süßem Reis, Milch, allerlei Gewürz und Zuckerzeug gefüllt und so ein Riesenpudding hergestellt, was den Himmlischen eine unsagbare Freude bereiten soll, trotzdem sie ja den Pudding gar nicht essen, sondern der zwischen den Priestern, vornehmen Festteilnehmern verteilt wird, oder tagelang in der Zisterne bleibt, den Tieren schließlich anheimfällt. Je größer aber solch ein Reispudding ist, desto wahrscheinlicher nahen die Götter sich den Sterblichen und hören ihre Wünsche.

Eine andere Moschee, die größte und darum Iumma-Moschee genannt, der Haupttempel dieses Ortes, dessen Bewohner zum größeren Teil der mohammedanischen Religion angehören. Unendlich weit, mit einem Riesenhof und vielen Bogengängen, kann sie den einen Tag ganz anders aussehen als den andern. Ich war an einem Donnerstag dort, als die Sonne eben sich senkte und sah nichts als einen Riesenbau, Sehenswürdigkeit; die normale architektonische Anordnung, ein paar Priester, die einem mehr oder weniger falsche Reliquien zeigen und dafür ein möglichst großes Trinkgeld haben wollen. Alles das, kalt, nüchtern, gleichgültig. Und dann war ich tags darauf am heiligen Tage des Moslem dort, und sah den Riesenraum des Hofes, die Gänge der Moschee angefüllt von vielen, vielen, mehr als tausend Männern in blanken, weißen Röcken, sah sie alle knien und beten, sah den Starrkrampf, der hier für den einen Tag in jeder Woche ein ganzes Volk in einer religiösen Vorstellung festhält, und begriff, was diese Moschee dem Lande und der Stadt bedeutet. Hier ist das Gegengewicht gegeben zu jener unglaublich starken Zwangsvorstellung, durch die das indische Volk von seinen Götzen festgehalten wird, in einer Religion, die auch dem Gefühle des Asiaten nahe ist; hier spürt man zum erstenmal von dem Mohammedanismus in Indien dasselbe religiöse Fluidium ausgehen, das jeden kleinen Hindutempel zu einem mysteriösen Ort macht; hier begreift man, warum das Christentum, trotz allen Scheinerfolgen der Missionäre, in diesem Lande wirkungslos geblieben ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —



Tor und Eiserne Säule bei Delhi.

Zwei lange Abende bin ich dann oben auf dem Fort gesessen; so nennt man die befestigte Höhe, wo heute englische Tommy's freundlich und gefällig herrschen, und wo das Reich der Marmorwunder Indiens dem Fremden das erstemal geöffnet wird. Hier sieht man in den Hallen eines Palastes, in den Höfen eines Regierungsgebäudes, vor allem aber in einer kleinen Perlmoschee, was für eine erlesene Baukunst in diesem fernen Lande vor Jahrhunderten durch orientalische Fürsten geschaffen worden ist. Eine Art von Architektur, die zarter, zurückhaltender ist, als alle Gotik, die mit den prunkvollsten Mitteln, dem Materiale der Könige, Marmor und Edelsteinen in sorglosester Verschwendung arbeiten durfte und doch Werke hervorbrachte, deren erster Eindruck vor allem liebenswürdig, still, bescheiden ist. Rubinen und Smaragde sind im Marmor zu Ornamenten vereinigt und man sieht vor allem doch die schöne Linie, die feine Kunst der zarten Ranken, freut sich der immer wechselnden Farben und merkt erst dann den Wert. So wenigstens scheint es heute, nachdem längst die Überzahl der kostbaren Edelsteine gestohlen und geraubt, von armen Nachfolgern der reichen Fürsten verkauft und nur der Marmor übriggeblieben ist, den wegzuschleppen keinen Sinn hätte. Heute ist fast alles buntes Glas, was früher feinster

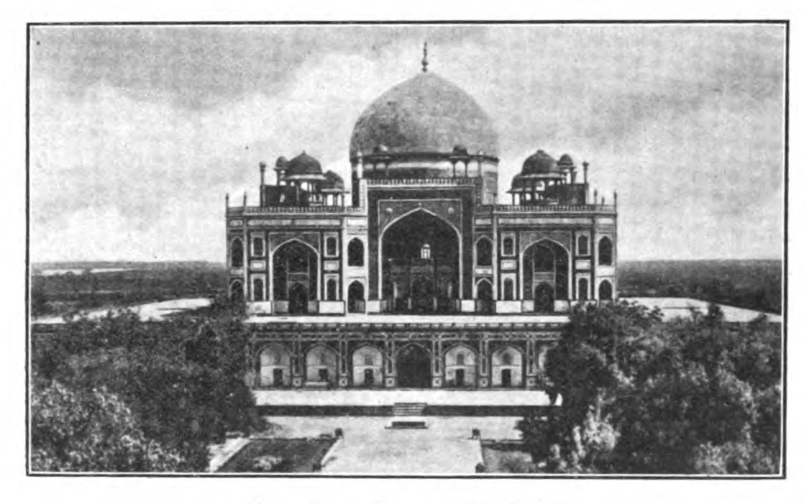
Edelstein war, und doch ist der Reiz derselbe geblieben, man geht durch die wunderbar anmutigen Zimmer dieser Paläste, in denen alles einfache, edle Formen hat, mit einem sonderbaren Gefühl, daß es lächerlich wäre, unsere Königsschlösser auch nur in einem Atem mit diesem Palast zu nennen, den sich im 17. Jahrhundert, ein, nach oberflächlichem, europäischem Begriff, unzivilisierter Barbar hat bauen lassen. Allerdings, europäische Hilfe hat er nicht entbehrt; mitten zwischen den Zeichen einer ganz anderen Welt tritt hier plötzlich vor einem die Gestalt eines vielgereisten Baumeisters auf, des Herrn Austin von Bordeaux, der in das ferne Land kam und die geduldigen Sklaven lehrte dem Marmor durch die mühsamste Einlegearbeit Reize zu entlocken, der sie lehrte, die schimmernden Tafeln des weißen Steins in unglaublich weiser Arbeit aneinander und ineinander zu fügen, damit das Licht auf schöne Art auf diesen Flächen spiele, und so entstand neben diesem Palast die kleine Motj Musjid, ein Spätwerk ins Jahr 1635 datiert und in jeder Beziehung, was Farbe, Ton, Proportion, Linie und Form anbelangt, weitaus das schönste, was ich an religiöser Baukunst gesehen habe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Abende sind traurig in diesen kleinen indischen Städten, in diesen kleinen Einkehrhäusern, die sich Hotel nennen und in denen man Nacht für Nacht mit allerlei eklen Getier kämpft. Die Menschen zwar sind zum Teil dieselben, die man sonst in den großen europäischen Hotels trifft, wo ihnen nichts gut genug ist. Daneben andere, die irgend ein Zufall der Geschäfte in dieses Land verschlagen hat und die kaum den Fuß aus ihren Hotels, oder dem Europäerhaus, der Bank, dem Klub setzen, denen die Altertümer Indiens so gleichgültig sind, wie die Macht der türkischen Religionskunst.

An diesem Abend in Delhi holte uns der schlaue Indier nicht nur zu einer jener Wagenfahrten durch eine erstorbene Stadt, in der die Lichter uns Europäern nur immer neue Geheimnisse und dunkle Rätsel weisen, sondern zu einer Nacht orientalischer Freuden. Delhi, so hieß es, sei noch der Ort, wo der Fremde durch Winkelgassen und schlau geführt, einen Blick in das orgiastische Tun indischer Bäder werfen könne und von der Ferne her wenigstens begreifen, wie sich im wachen Leben die schwüle Sinnlichkeit altindischer Literatur ausdrückt und fortsetzt. O Gott! Das war zu traurig! Wir gingen wohl durch winklige Gassen; die

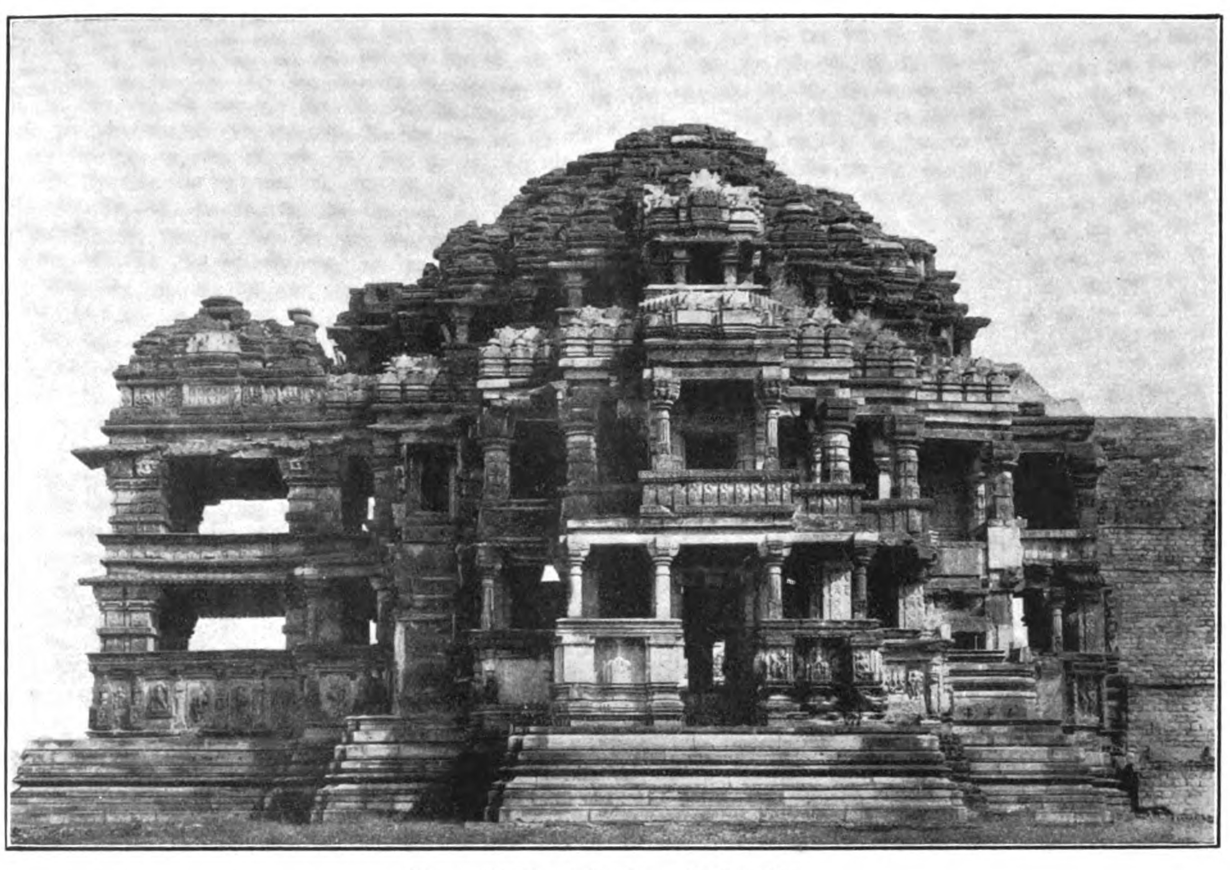
Häuser waren morsch, verfallen; was sich in ihnen aber zeigte, war nur Schmutz, Schmutz, wie man ihn selbst in Indien selten findet; ein Bad, dem alles Wasser der Welt nichts helfen könnte, so schmutzig ist es. Und dann die Frauen, ihre Tänze, all das verlogen, unecht für den dummen Europäer hergerichtet, weniger „echt" Leben, als die Bude irgend einer orientalischen Jahrmarktschau. Rasch treibt uns der Ekel weg und erst als der Wagen wieder auf einer Landstraße dahinrollt, über unseren Köpfen jener blaue indische Himmel mit den ganz weißen Sternen, erst als man aus der Ferne wieder die wilden Hunde bellen hört und in den Bäumen die großen Tiere an den Zweigen hängen sieht, erst dann spürt man wieder, daß man wirklich in Indien ist, nicht in der Ausstellungsstraße von Paris 1900, oder sonst wo, wo vermeintlich kluge Geschäftsleute eine fremde Welt einem vortäuschen wollen.



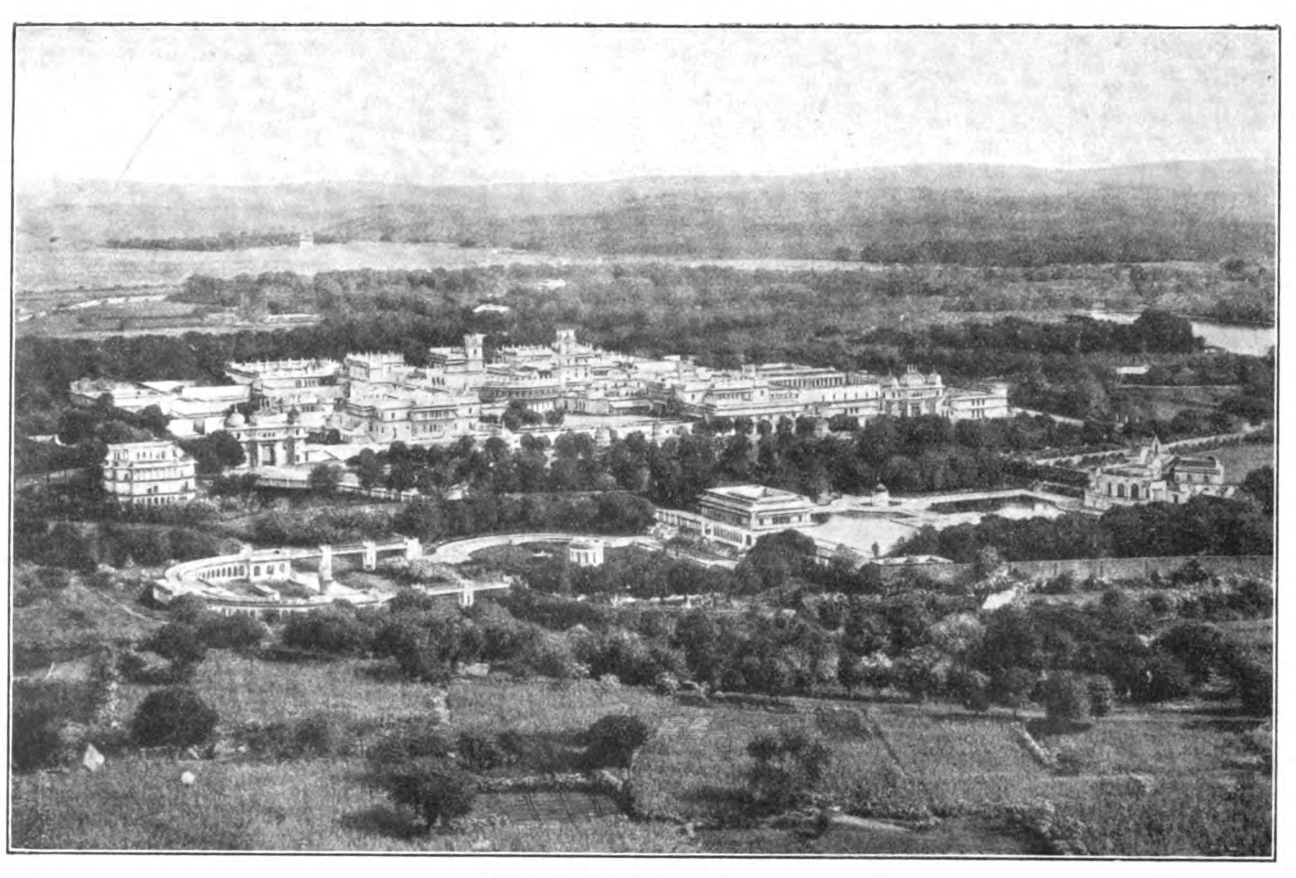
Mausoleum Humayun's, Delhi.

Gwallior.

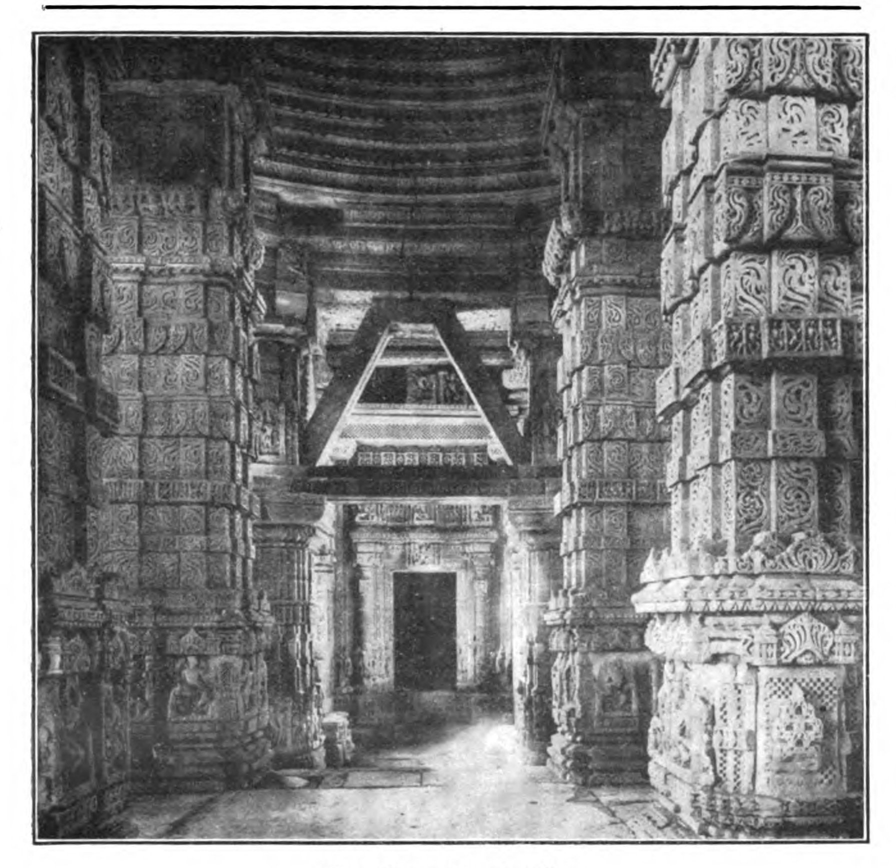
Ein wenig von der Heerstraße ab, die alle Touristen gehen können. Gwallior ist ein unabhängiger Staat, die Residenz eines der allerreichsten Fürsten, des Maharadscha Scindiah. Um herzukommen muß man der Gast des Fürsten sein. Ich sage ohne Stolz, daß ich es war, denn derlei will in einem Lande nicht viel sagen, wo jeder weißfarbige Mensch an sich ein Fürst, und jeder, der aus Europa kommt und irgend einen Kreditbrief hat, sofort einen distinguished foreigner ist. Man schafft sich eine Empfehlung an jenen englischen Resident, der jedem indischen Fürsten von seinem Freund, dem Vizekönig, als treuer Beobachter beigegeben ist, und der sorgt dafür, daß der Maharadscha gastfreundlich ist. So habe ich in jenem Hause gewohnt, das dieser, wie ich hörte, reichste aller indischen Fürsten für den heutigen englischen König, dem damaligen Prince of Wales erbauen ließ, als der seine indische Reise tat, in einem schönen Haus, in dessen Zimmern man nach einigen Entbehrungen wieder weiche Teppiche, reine Betten und was sonst zu unserem Komfort gehört, wiederfindet, auch genießbares Essen. Ich bin auch im Palast dieses Maharadscha gewesen und habe dort vergeblich nach irgend einer Offenbarung heimatlicher Kunst gesucht. Der Fürst ist stolz auf das viele böhmische Kristall, das in seinem Palast als Stiege dient, als Lüster von den Decken hängt; er hat Möbel halb englisch, halb französisch Das Ganze sieht so aus, als hätte man ein paar Wochen lang in irgend einer großen Stadt bei einer Auktion Hausrat zusammengekauft. Das schönste, was der Fürst hat — das ist auch seine eigene Meinung gewesen — war ein wunderbares Automobil, Mercedes, letzte Type, mit einer prachtvollen roten Karosserie. Dieser Fürst, in dessen Garten noch eine Art von Löwengrube neben recht modernen



Der große Sas-Bahu-Tempel, Gwallior.



Maharadschah-Palast, Gwallior.



Alter Tempel in Gwallior.

Glashäusern ist, dieser Fürst, in dessen Palast ein Haustelephon ein wenig grotesk wirkt, denn hier ist der Mensch unaufhörlich von Sklaven umgeben, so daß in den besten europäischen Häusern die Institution der Klingel überflüssig ist, mag, wenn es je gelänge in seine abgeschlossene Seele zu schauen, ein sonderbares Exempel eines zivilisierten Indiers abgeben. Sein Englisch ist vorzüglich, seine Manieren entsprechen denen eines vornehmen Schloßherrn. Er führt sein Automobil selbst über die Landstraße, und eine Viertelstunde weit von seinem Schloß und seinem Garten, seinem Schatzhaus, in dem er viel, viel Gold bereit hat, eine Viertelstunde weit davon ist wiederum eine jener Festungen, ein Fort als strategischer Punkt dem englischen Militär von größter Wichtigkeit und zugleich, wie sich das in indischen Städten überall trifft, eines der wichtigsten Denkmäler historischer Kunst.

Hier oben sind Tempel, die dem Wischnu dienen, andere, in denen Hindugöttern aller Generationen und daneben Jaines geopfert wurde; hier sieht man jene sonderbaren Bauten, die hoch über der Erde stehen und dennoch, wenn man drinnen ist, einem das Gefühl der Grotten geben, weil ihr Stil aus dem jener uralten Tempelhöhlen erwachsen ist; hier sieht man diese sonderbaren Säulenhallen und Säulengänge, wo in dem Sandstein kein zentimetergroßes Fleckchen freigelassen worden ist, sondern überall ein Bild gemeißelt, mag's nun ein Gott, ein Tier, Pfau, Elefant, Widder oder Schlange sein. Keine Wand, in der nicht viele Nischen wären, Höhlen, in denen wiederum ein neues Götterbild sich zeigt und alle Phasen nebeneinander, durcheinander. Das Älteste und Neueres, grotesk verschnörkelte Kombinationen von Menschen und Göttern und dann wiederum Körper, die an einen alten griechischen Torso erinnern, kurz eine Revue aller Hindu-Kunstmanifestationen. Hier, und dann einige Tage später im Museum der Stadt Lucknow, und schließlich in der wissenschaftlich ordentlicheren Sammlung in Kalkutta, kann der Wißbegierige einiges von dem sehen, was die indische Kunst in ihren mancherlei Schwankungen hervorgebracht hat.

Indische Kunst.

Es wird nun der Versuch gemacht, ohne Emotion und ohne irgend welche Wissenschaftlichkeit, die hier auf schwimmendem Grunde baut, einiges anzumerken, was nach einer leider nicht langen, wohl aber in viele Richtungen ausgedehnten Indienreise im Bewußtsein als starker Kunsteindruck sich befestigt hat. Dabei müssen so und so viele Zusammenhänge dunkel bleiben, muß so und so viel in Verkürzungen gegeben werden; deshalb kann jeder zweiten Bemerkung widersprochen werden: die Fülle der verschiedensten Werke und die Mannigfaltigkeit der sich schneidenden Kultur- und Stilkreise gab dieser Reise reiche Reize, gibt aber jeder Mitteilung über künstlerische Tatsachen einen unbestimmten Unterton. Gewiß, klar und rein bleibt die Erinnerung an edle Formen, Linien, schön oder stark verteilte Massen und die wundersam getragene Stimmung mancher Architekturen, die nicht Bauwerke sind, sondern Märchen . . . Doch ist derlei schon Emotion.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die modernen Sachen, alles, was seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden ist, gelten gar nichts. Die neue Architektur ist im besten Fall pittoresk. Das heißt: die Natur, die sie umgibt, einige Notwendigkeiten des Klimas sind so stark, daß die langweiligen klassizierenden Bauformen nicht zur Wirkung kommen. Oder, in Lucknow, zum Beispiel: gräuliche türkisch-parvenuhafte Dekorationen werden halbwegs erträglich durch die Raumverteilung, die großen Flächengruppen, die noch von alten Beispielen her wirken. Aber nein. Ehrlich gesagt: man wendet sich mitleidig von solchen Schöpfungen unglücklicher Nachkommen ab, nachdem man die drei Welten buddhistischer oder frühbrahminischer, maurischer und mogulischer Kunst erlebt hat. So wie

ich später mit einem tiefen Schrecken und einer unbescheiblichen Verzweiflung in Berlin einige Tage an den neuen Gruppen, Häusern, Museen herumgestrichen bin; lächerlich und armselig wie noch nie hatte die Baukunst unseres deutschen Bereiches auf den gewirkt, der vier Wochen vorher in Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Höhlen reich gegliederte, in rastloser Phantasie durchgearbeitete Säulen angestaunt, die weite Größe stiller Moscheen durchschritten und vor den Marmorwundern der Stadt Agra die zarte, vielsagende Kraft einer Baukunst, die nie literarisch, aber stets dichterisch-schöpferisch war, gespürt hat.

Die Kunst, die man in Indien sieht, bewundert, in tiefer Ergriffenheit sich als Schatz aneignet, ist nicht die reine Blüte einer Rasse. Ist vielmehr ein sonderliches Produkt von kriegerischen Wellen, Kultur- und Glaubenskämpfen, metaphysischen Begierden eines Geschlechtes oder launenhaften Gelüsten eines einzelnen Menschen, der in eine Gegend verweht ist, in der er kein anderes Heimatrecht hat als einige ungestüme brutale atavistische Laster und das schöpferische Recht des Genies, das überall zu Hause ist, wo eine günstige Konstellation ihm einen Machtbereich öffnet. Darum ist die Kunst auch gar nichts, was sich irgend mit ästhetischen Vergleichen, Formwünschen, Fragen nach Sinn und Zweck mühselig behandeln läßt. Darum gilt kein einziger Einwand, den man gegen irgend eins der Werke aus irgend einem noch so klugen oder gebildeten Fachverstand oder Empfinden vorbringen könnte. Die Grabmäler, Tempel, Götzen sind da und — um mich ganz im Sinne der sensualistischen Kunstlehre der Zukunft auszudrücken — verändern unseren Blutrhythmus, erzeugen so ein Lustgefühl. Später kann man nur zu beschreiben, kaum zu analysieren versuchen, wie diese merkwürdigen Sachen aussehen.

Die Formen, die aus der Rasse geflossen sind und einer drängenden Phantasie bestimmte Umrisse geben sollten, wurden, kaum gefestigt, von den hellenischen starken Vorbildern, die über Makedonien und Persien nach Indien und Ceylon kamen, umgerüttelt. In Höhlen, die dem Buddhismus und dem frühen Brahmanismus dienten, und in deren Pfeilerordnungen, Säulengruppen, den Grundrissen mit den schreinartigen Kammern als Zentrum jedes Abteils — in solchen Höhlen sieht man plötzlich ein Ornament aus dem Bereich griechischer Kunst. Brahma, mehr noch Buddha hat manchmal einen griechischen Zug um



Trimurti, Elephanta-Höhle.

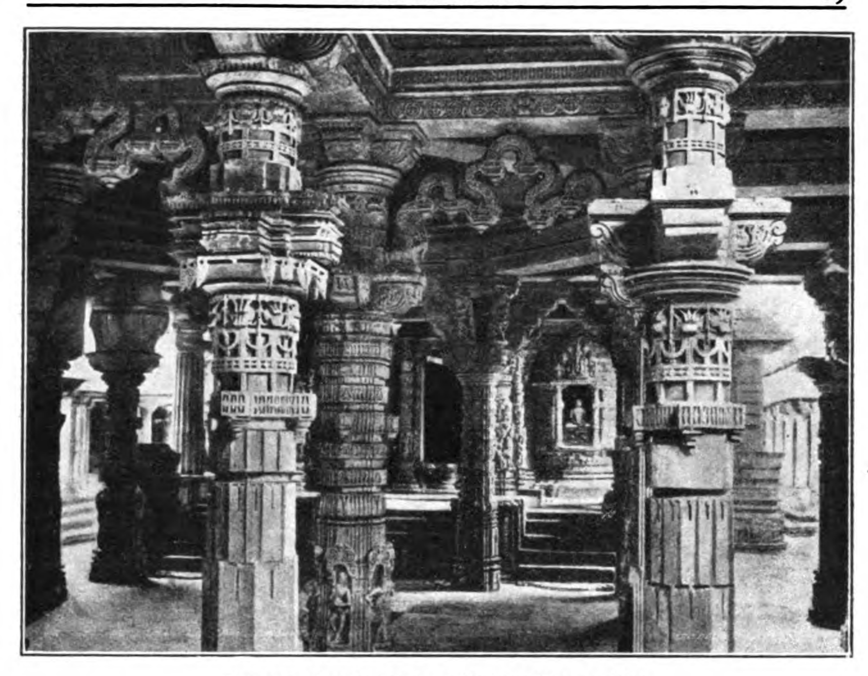
den Mund, sein Kleid ist in athenischen Falten um den schweren dickbäuchigen Körper gelegt, der ja dann, keinem griechischen Gesetz gehorchend oder auch nur angenähert, die Fülle, das Embonpoint einer reichlichen Nahrung als Haupteigenschaft des Gottes symbolisieren muß. Der Schritt von der Höhle (Elephanta, Karlee, Ellora und anderen) bis zum oberirdischen Tempel ist der Weg der technischen Kultur. Sowohl die brahminische, also die eigentliche Hindureligion als die buddhistische hat ihn zurückgelegt.

Die primären Glaubensvorstellungen sind (man muß das sagen, da jeder die wirresten Vorstellungen über die indischen Religionsverhältnisse hat, bevor er sie erlebt) die des Brahma-Bekenntnisses gewesen. Ein Fetischismus nach unseren Begriffen, beherrscht von dem Gefühl einer dualistischen Welt, in der unter Menschen (und daher auch unter Göttern) das gute und das böse Prinzip kämpft. Als Hauptprinzip: der ständige Wechsel der Erscheinungen. Nicht nur alles Irdische verändert die Form, Mensch wird zu Tier, Tier zu Mensch, sondern auch die Götter. Brahma hat sich unzählige Male verwandelt. Das große Wort, der letzte Sinn dieser Metaphysik ist die Verehrung der Fruchtbarkeit, der schöpferisch zeugenden Kräfte. Hier hat die Kunst den Weg von der unbeholfensten Naturdarstellung zur einfachen Symbolik gemacht.

Man weiß, daß der abergläubigen Brahma-Metaphysik in der dunklen, aber von allen tatsächlichen Beziehungen zur Welt gelösten und darum reinen, nicht korrupten buddhistischen Lehre die Nachfolge geworden ist. Buddhistischer Kunst verdankt man eine Reihe der seltsamsten Denkmale, zumal in Ceylon, Südindien und Burma. Vielfach große Anlagen, nach der Zeit ihrer Entstehung aber ganz verschieden im Wesen. Der Buddhismus hat in Indien nur kurze Zeit rein geherrscht. Dem tiefsten Wesen nach weniger ein Glaube als eine Weltanschauung, dazu aristokratisch und eigentlich mit Willen nur für die Elite der Bevölkerung zugänglich, hat er heute in Indien selbst keinerlei nennenswerte Bekenner. Das Volk glaubt dem Brahminen, dessen Kaste klug genug war, nicht nur buddhistische Stimmungen, die auch ihrer Religion gehört hatten, neu aufzufrischen, sondern auch Buddha selbst zu einer der Brahma-Verwandlungen zu ernennen. So ist heute der buddhistische Kreis, sehr zum Staunen des Europäers, der vorerst in jedem Hindu einen Buddhisten erwartet, auf Ceylon, Burma und einige geringe Inseln im Festlande be-

schränkt. Wie sehr aber die beiden Vorstellungskreise sich auch in alter Zeit schnitten und deckten, fühlt man bei der Betrachtung der alten Denkmale, vor allem der wundervollen Tempel und Figuren auf Gwallor; an diesen überreich wirkenden Säulengruppen, Häusern und Plätzen mit ihren Statuen und Relieftafeln spürt man die stets nach neuen metaphysischen Vorstellungen begierige Seele des Hindu. Er, der nie an Symbolen und Figuren genug hat, kann sich nicht mit der einen Gestalt des Buddha begnügen. Vishnu, Shiva und mancherlei andere Götter sitzen neben dem Buddha, werden hier verehrt, sind die Heiligen dieser fürs erste grotesk wirkenden vielfigurigen Säulenhallen, an denen keine Zollbreite an Mauer, Stufe, Säule frei geblieben ist von Darstellungen sowohl aus dem Gebiete des Buddhismus als des Brahma-Glaubens. Das sind nun nicht ethnologisch interessierende Beobachtungen: sie scheinen mir das tiefe Bedürfnis der Rassen, ihrer Seele Luft zu machen durch künstlerische Befreiung, zu zeigen.

Der reine Buddhismus ist der darstellenden Kunst naturgemäß entfremdet. Er ist gegen die Sinnlichkeit gewendet, damit gegen die schöpferischen Kräfte, ist in seiner höchsten Blüte ja ein Preis kontemplativer Sterilität. Solcher Stimmung ist früh schon, wenn auch nicht unabhängig von der Kunst europäischer Völker, der vollendetste Ausdruck gefunden worden in der bekannten sitzenden, auf der Lotusblume dahinschwimmenden Figur, die das Gefühl des Buddhismus für den weisesten Propheten rund und stark herausbringt. In Rangoon (Burma), wo auf jener geheimnisvollen, stets bewegten Riesenpagode Tausende von „Gautamas" wohnen, goldene, silberne, rote, kleine und riesige, arme und reiche, gibt es nur eine einzige wesentlich andere Form. Das ist allerdings die schönste Schöpfung der ganzen indischen Menschendarstellung: der liegende Buddha, dessen Lächeln ein Spiegel der tiefsten Weisheit, geringschätzender, amüsierter Weltverachtung, unpersönlichen Mitleidens, geistiger Höhe ist. Was sonst an rein buddhistischen Darstellungen gesehen wird, sind eintönige Variationen, plumpe Grobschlächtigkeiten der niedrigen, nicht bis zum wirklichen Gefühl des Buddhismus entwickelten Proletarier; es ist ja auch natürlich, da die im Leben wirkende, nicht eigenmächtige und eigenberechtigte Kunst ein Ende haben muß, wenn sie den unübertrefflichen Ausdruck, der ihr abverlangt worden ist, hergegeben hat. Zu diesem Bild ist das Volk aller-



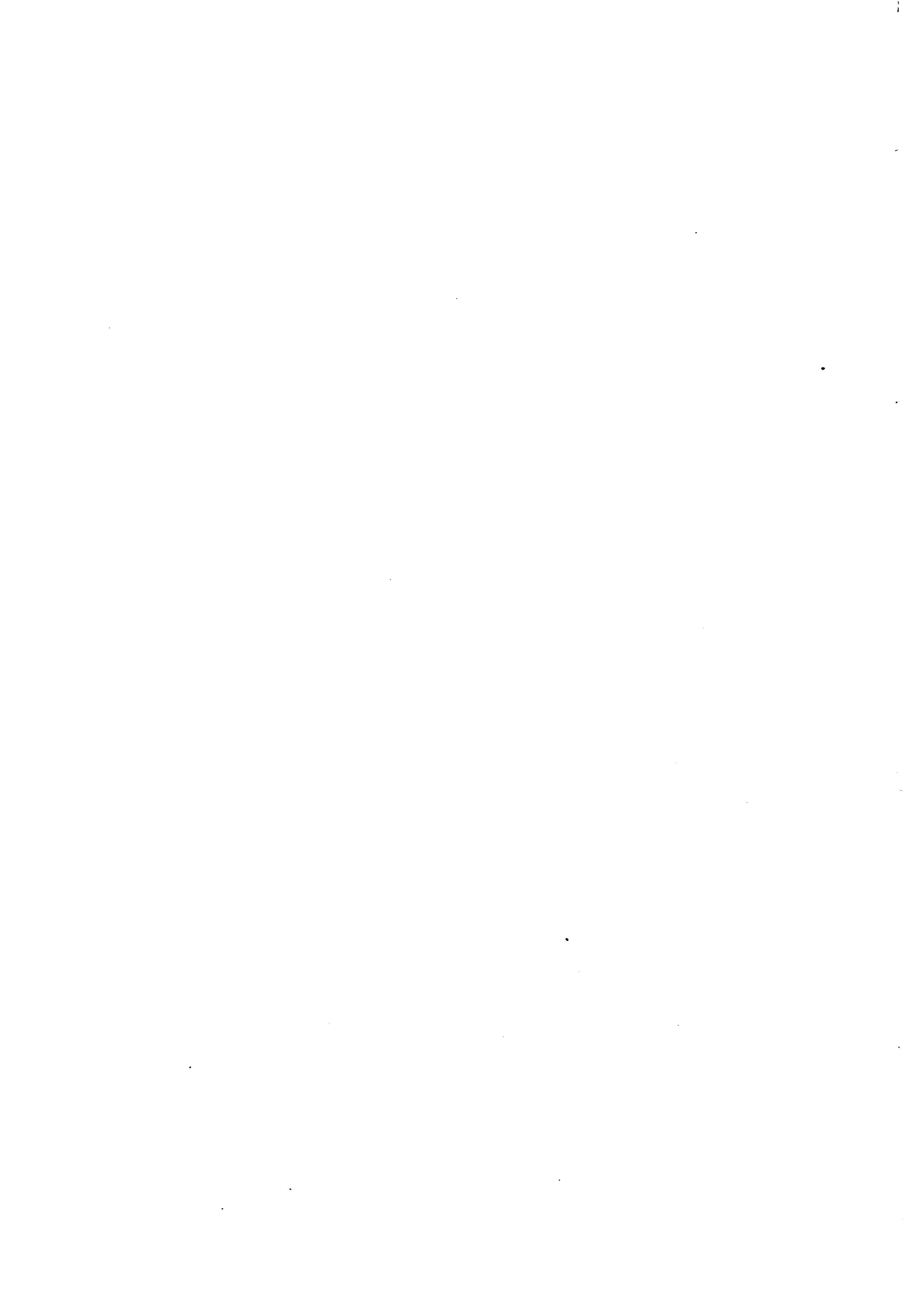
Inneres des Tempels auf dem Berge Abu.

dings erst auf mannigfachen Umwegen gekommen, nach Versuchen, Aufnahme fremder Motive und Abstoßung unwesentlicher. Die interessantesten Erscheinungen, die von Gwallor und andern, die in derselben Linie liegen und oben im Norden Indiens gefunden worden sind, und die man gewöhnlich mit dem letzten Reste der noch heute in Indien lebenden Jains oder Dschainas in Verbindung bringt, zeigen eine Vermischung von brahminischen und buddhistischen Motiven. Nicht nur werden in denselben Tempeln beide Götter verehrt und die figuralen oder ornamentalen Symbole beider nebeneinander geduldet: man findet auf demselben Relief, auf der aus demselben Stein gehauenen Darstellung in parallelen Figuren die sieben Jains, sieben Buddhafiguren und eine achtarmige Hindugöttin oder Shiva. Der Horizont der Menschen bedarf so sehr einer steten Erweiterung ins Metaphysische, daß sie so viele Göttervorstellungen wie möglich sammeln, sich assimilieren und plastisch machen. Diese mittelalterlichen Jain-Skulpturen haben einen merkwürdigen Schönheitsbegriff, dem man wiederum auf Schritt und Tritt hellenische Einwirkungen anmerkt. Diese von der unseren nicht allzu entfernte Schönheit gelangt

allerdings in der Darstellung des menschlichen Körpers, wenigstens über das Primitivste hinaus, nicht zu Geschlechtsunterscheidungen, noch viel weniger natürlich zu irgend welchen Individualitätsunterscheidungen. Die schönen Figuren, um einige Namen, die ja allerdings gar keine besondere Vorstellung geben, zu nennen, eine Atinatha oder Krishnabanatha aus der Nähe von Gwallor oder die Kolossalstatuen in Gwallor selbst haben, ob sie nun männliche oder weibliche Gottheiten darstellen, dieselben auch bei den ungeheuren Dimensionen schlank wirkenden Beine, etwas zu kurz in der Proportion, hoch gewölbte, aber gar nicht weiche Brustkasten, eine merkwürdige Bauchfalte, sehr kleine und schön gegliederte Füße. Die Stellung ist einmal aufrecht, die Arme eng an den Körper gedrückt, wie wir es von allen ägyptischen, assyrischen und vorhellenischen Statuen aus im Gefühl haben, dann wieder kauernd, mit gestreckten oder umgeschlagenen Beinen, die dem meist dicken Unterleib eine uns grotesk erscheinende Ausdehnung gestatten, aber immer nach dem Ziel der großen Ruhe im Ausdruck trachtend, der ja dem Glauben der Menschen den hauptsächlichen Unterschied zwischen Gott und Mensch darstellen mußte. Der Mensch wandelt sich unablässig, hat nie Ruhe; der Gott genießt den Zustand stiller Endgültigkeit, nach dem die Wünsche seiner Anbeter unablässig trachten. Hier nun wieder die große Differenz zwischen Buddha- und Brahma-Glauben, die sich denn auch natürlich in der religiösen Kunst (der einzigen, die es gibt) ausdrückt; Jain und Buddha bleiben ungefähr in dem Zustande, den sie einmal erreicht haben. Die sieben verschiedenen Jains, die verschiedenen Buddhastufen dieser Sekte, kann man mit unserem Europäerauge, selbst wenn sie nebeneinander stehen, nur nach langer Betrachtung in den Differenzen ihres Ruhezustandes unterscheiden. Auf der anderen Seite sind die Götterbilder der verschiedenen Brahmaverwandlungen mit ihren unzähligen Armen, Händen, Symbolen und Verschlingungen von Tier- und Menschenkörper von der allergrößten Vielfältigkeit, und niemand darf behaupten, jede einzelne Abwandlung gesehen zu haben. Merkwürdig sind die kleinen Schilde, Sterne, Kränze auf der Brust, den Handflächen und den Fußsohlen, die den meisten dieser mittelalterlichen Skulpturen buddhistischer Kreise eigentümlich sind, und die neben den nicht allzu häufigen Ornamenten auf Wandflächen eigentlich die hervorstechendsten Beweise eines über die religiösen Bedürfnisse hinausgehenden Form-



Schnitzerei auf der buddhistischen Mauer



interesses und Gestaltungsdranges bilden. Den stärksten Eindruck, den ich von buddhistischer Kunst gehabt habe, weit stärker noch als der in Höhlen, ungemessen reicher als der des eigentlich sehr geringen und nur durch das Gefühl seiner Heiligkeit gehobenen Tempels in Kandy, wo der falsche Zahn des Buddha angebetet wird, boten mir die gigantischen Figuren, die in Gwallor aus einem steinigen Fels in einen hohen Bergabhang gehauen sind. Sie stammen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und sind der Zahl nach noch heute ebenso überwältigend wie der Größe nach. Es sind in verschiedenen Gruppen an den verschiedenen Abhängen des Berges angeordnete Götterbilder, mythologische Darstellungen. Noch heute, trotzdem sie vielfach verstümmelt wurden, machen diese Figuren den tiefsten Eindruck, beweisen die ganze Sinnfälligkeit der Religion, vermitteln das Gefühl ihrer in alle Lebensfunktionen hineinreichenden Gewalt. Hier spürt man, stärker als in den heiligsten Wallfahrtsorten der noch lebenden Buddhisten oder Brahma-Anbeter, welche ungeheure und geradezu sinnliche Macht diese religiöse Welt übt. Man geht auf einer großen Landstraße an Felsen hinab: und an der Seite stehen nicht zwei oder drei, sondern unzählige Götterbilder, deren Höhe zwischen sechs und sechzig Fuß schwankt. Die Zahl und Beschreibung versagt hier vollständig. Man kann keinem, der es nicht gesehen hat, sagen, wie groß ein Götze ist, dessen Länge vom Scheitel bis zur Sohle siebenundfünfzig Fuß beträgt, und dessen Fuß allein neun Fuß mißt. Das Merkwürdige aber ist, daß man im ersten Augenblick gar nicht die Dimensionen spürt, sondern etwas innerlich Überwältigendes, das man sich trotz allem Intellekt nicht aus den Maaßen erklärt, weil die Figur ebenso durch ihre absolut an keine Größen gebundene Intensität wie durch die Gewaltigkeit wirkt. Bemerkt sei noch, daß diese Figuren naturalistische Absichten noch deutlicher als die meiste übrige Kunst des Landes aufweisen, daß keinerlei Hülle die Körper verdeckt, und daß schon wegen des Ausmaßes der Statuen dieser Naturalismus in der Abbildung menschlicher Körper zu ganz außergewöhnlichen Eindrücken führt. In der Tat haben diese Statuen selbst in einem Lande, in dem die Darstellung erotischer und sexueller Motive, von allen Abwandlungen der kühlen Darstellungen an bis zur vergnügten Ausmalung sonderlicher Spiele, immer ihren Platz an der Landstraße behauptet hat, schon sechzig Jahre nach der Fertigstellung einen moralischen Feind gefunden,

den Kaiser Babar, der denn auch die Zerstörung eines Teiles der Figuren und die Verstümmelung anderer angeordnet hat. Sein Wille ist zum Glück nur unvollständig erfüllt worden. Diese in der primitivsten Art aus dem Stein gehauenen und mit ihm noch immer verbundenen Figuren wirken weit stärker als irgend etwas, das die ägyptische Welt an religiös-mystischen Formen hervorgebracht hat. Doch fehlt auch hier jeder noch so versteckte Versuch einer Individualisierung. Der ganzen buddhistischen Kunst ist das Ziel der Persönlichkeitsdarstellung fern geblieben. Sie hat in letzter Höhe einen Typus gefunden: den Gott.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die reine Hindu-Kunstmanifestation ist ganz anders. Ob man sich nun um die frühesten Erzeugnisse, um mittelalterliche oder um die allerneusten kümmert, um kostbare oder ein paar Heller werte, wie sie jetzt um die Tempel herum verkauft werden, und die in keinem Hinduhause fehlen sollen: hier sieht man immer, unbekümmert um Körpermaß, um Schönheit, um einen noch so unbewußt und naiv herauskommenden Drang nach einem körperlichen Ideal, den Wunsch, jene groteske Veränderlichkeit der Welt plastisch auszudrücken, die den Stoff für das hauptsächliche Staunen, die Philosophie eines Hindu also abgibt. So wirken die Vishnus und Krishnas aus alter Zeit, ob sie nun aus Sandstein, Messing, glänzend poliertem schwarzen Marmor oder, wie jetzt, aus bunt gefügtem Alabaster oder Stein, aus Erde oder Ton gefertigt sind. Die geringen Veränderungen der Typen entsprechen mehr der Verschiedenheit der Orte, in denen die Werke entstanden sind, dem Material, den Nuancen der Rasse als einer mählich fortschreitenden Kunstentwicklung, die höchstens so weit gediehen ist, daß das Moment der Größe an Bedeutung etwas abgenommen hat und Ausdruck und Farbe wichtigere Mittel zum Erzielen jenes Gefühls von Schrecken wurden, das das wichtigste Ziel geblieben ist. In den Höhlen in Elephanta, in Ellora spürt man, daß trotz den Einwirkungen persischer oder hellenischer Formen das, was wir grotesk nennen, also die äußerste Steigerung ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten der Natur, das Wesentlichste ist; das übermenschlich Große, das Außermenschliche der Organe, die Vielheit von Händen und Füßen, die Verbindungen von Köpfen und Körpern macht für die Menschen den Begriff der Gottheit aus. Daneben handelt es sich um das Darstellen mythologischer Vorgänge, der Abenteuer und Offenbarungen, Verwandlungen der verschiedenen Götter.

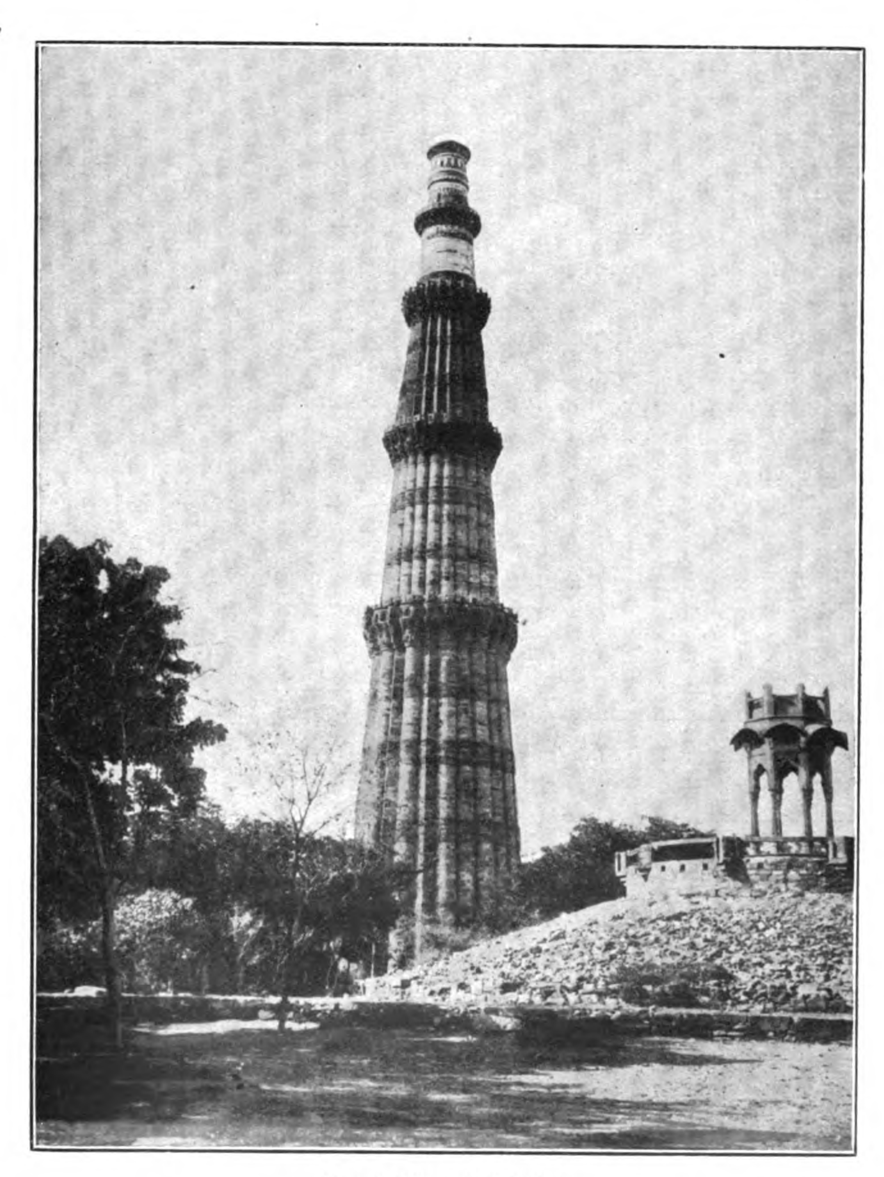
Indische Gottheiten.

Der mythologischen Kunst ist von allem Anfang bis auf die heutige Zeit das Wichtigste die Darstellung der Zeugungs- und Geschlechtsvorgänge geblieben. Sie bilden das Zentrum der Hindu-Metaphysik und des Hindu-Horizontes überhaupt. Das Tiefste, was diese Religion aus dem Menschengefühl in Verehrung umgesetzt hat, ist der Tantra-Kultus, die Anbetung der weiblichen und männlichen Fruchtbarkeitsenergien. (Das Motiv des Stieres fehlt, wie bei aller Symbolik der Männlichkeit, auch hier nicht.) Diese Beziehung zum Sexuellen ist das erste und letzte Wort aller Darstellungen, bedeutet noch heute im Gottesdienst der Hindus das Wichtigste. Hier ist auch die Kunst von der Figurendarstellung bis zur Erzielung eines Symbols gediehen, des Lingham, den man von ungeheuren Dimensionen an bis zu den kleinsten Fetischen überall verehren und mit Blumen bekränzen sieht. Und ebenso zeigt die Überfülle der kleinen Götzen aus alter Zeit fast immer irgend eine dahinzielende Anspielung, wobei es Heuchelei wäre, zu behaupten, daß es sich immer um die tiefe und ernst getönte Erinnerung an das Schöpfungsproblem handelt. An mancherlei Orten, besonders aber in einem kuriosen Tempel am Gestade des Ganges in Benares, ist in holzgeschnitzten Reliefs eigentlich alles dargestellt, was die Erotik auf ihrem großen Zuge von Ägypten über Pompeji, die Renaissance und Aretino bis zu den ewigen Boulevard-Witzen an Stoffen gewonnen hat. Die üblichen Quadrillen der Geschlechter, das erste Mal, der Hohn des Dritten und Vierten, der Spott über den Blöden, Madame Potiphar: all die lüsternen Erfindungen der ars amandi stehen, als Ausdruck einer Phantasie, wie er sonst nirgends mehr zu sehen ist, hier am heiligen Ort. Von diesem Thema wäre noch Verschiedenes zu sagen, wenn es in Europa gesagt werden dürfte.

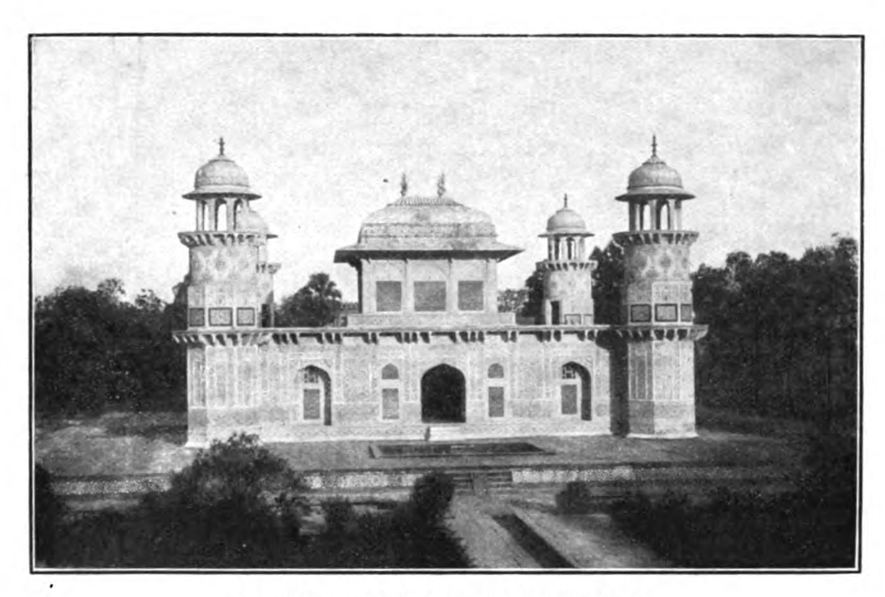
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zeichen einer künstlerischen Gesinnung, die mit bewußter Kunstübung noch wenig zu schaffen hat, und deren Eindruck später unsäglich stark wiederkommt: die rosenrot gefärbten Fassaden in Jeypore. Frontflächen der Häuser, die oft genug von der Masse, dem Kern des Gebäudes durch Alter und Verfall längst gelöst sind, und deren Schnitzerei den Blick ins Freie, auf einen kühlen, blauen Winterhimmel oder auf die schmierigen Höfe der Handwerkstätten offen läßt. Oder aus Holz geschnitzte Portale, an denen jeder Zoll mit einer Phantasie, deren Stoff weit öfter Form und Linie als Figur und Gefühl ist,

bedeckt wurde. Aber das ist doch Kunst, sagt man. Nein: es ist der primärste Ausfluß menschlichen, naivsten Spieltriebes. Ist das Gefühl des Kindes den Dingen gegenüber: daß nämlich etwas mit ihnen geschehen muß. Daß keine Flächen leer bleiben, keine Naturform ungeändert, unverbessert, „unvermenschlicht" sozusagen bestehen bleiben darf. Gewiß wird aus solchem spielerischen Antrieb dann die Kunst. Ist sie's in Indien, im indischen Indien je geworden? Fast scheint's ein Kampf um Begriffe, Unterscheidungen, da doch so manches tiefblaue oder rubinrote Email entzückt, alte Waffen es an Schönheit aufnehmen können mit den edelsten Toledaner Klingen (auch die Dämmerstunden am Marktplatz von Toledo, im kleinen Laden waren von unvergänglichem Reiz). Aber man muß doch anmerken, daß Indien keine Malerei hat; deux pays! Daß bei der himbeerfarbigen Anstrichfarbe jeyporischer Häuser diese Art, das Leben künstlerisch zu spiegeln, ihr letztes Ende gefunden hat. Daß übers Dekorative hinaus die schöpferische Kraft nicht zielte. Daß die Textilkunst persisch, afghanisch, maurisch eher ist als rein indisch. Daß auch dem Kunsthandwerk die Farbe nur als Kontrastmittel diente, das einzige Email ausgenommen. Überall bleibt's bei der Einfarbigkeit stehen oder beim Wechsel von Hell und Dunkel, Licht und Schatten. Das sind die Motive der eingelegten Metallarbeiten. Wenn manchmal im Zuge der historischen Wechselwirkungen Maurisches in Indisches, Chinesisches in beide verschwisterte Welten eindringt, so ist das nur ein Wetterleuchten. Oben bei Tibet gibt's Götterchen, die den chinesischen ähnlich sehen. Einer mit dickem Bauch steht vor mir: er hat auf dem grauen Stein ein paar rote Flecken; es sind die Flecken des Materials, die dem Künstler nicht das Wichtige waren. Alle die tausend Gautamas auf der Pagode in Rangoon oben sind golden, mit Edelstein geziert. Wie die scheusäligen Fratzen am Gangesufer in Benares, jenem heiligen Ziele von zweihundert Millionen gottessehnsüchtiger Menschen, meist blutrot angemalt sind. Das sind aber nur Mitteilungen über ihre Größe, Stärke, Erhabenheit, Schrecklichkeit. Die Farben sind Hieroglyphen, dienen nicht der Darstellung. Da hat man in solchem Aperçu einen Haupteindruck indischer Kunst: sie zeigt an, statt darzustellen . . . Doch man darf sich gewiß nicht einbilden, in ein paar Worten das vielgestaltige Wesen jahrhundertewährender Kunstübung einzusaugen.



Kutub Minar bei Delhi.



Mausoleum in I'timadu-daulah bei Agra.

Agra.

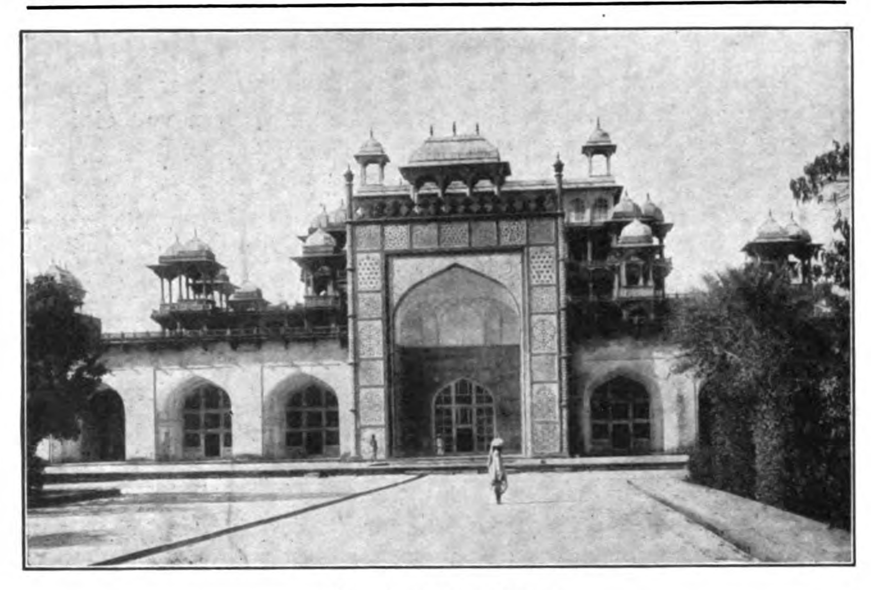
Stärker noch als in Delhi merkt man hier die Entfernung indischer von mohammedanischer Kultur. Denn hier ist die Bevölkerung zum allergrößten Teil dem Islam geneigt, und sogleich fehlt etwas von jenem Dunklen und Mysteriösen, das alle Hindubevölkerung um sich herum verbreitet. Die Europäerstadt scheint fast ausschließlich den militärischen Zwecken zu dienen; man kann hier ein paar Blicke in die Arbeit des eingeborenen Heeres tun, die starken, kräftigen Figuren der Sikhs, jener Kaste der Krieger, die auch England natürlich für sein Native-Militär anwirbt, mit den schwächlichen, keiner körperlichen Anstrengung gewachsenen Gestalten der anderen indischen Kasten vergleichen. Die einfachste biologische Erklärung für diese Verschiedenheit innerhalb desselben Rassentypus wird in diesem Falle wohl die genügendste sein: die Angehörigen der Kriegerkaste nähren sich, dem Gebote ihrer Religion folgend, von Fleisch, indes die anderen mit ein wenig Reis und fettem Zuckerzeug den Hunger stillen und so, natürlich genug, keiner Anstrengung standhalten können, jeder Epidemie zu Hunderttausenden

anheimfallen, sterben wie die Fliegen und im Leben weder physische noch psychische Energien aufzubringen vermögen.

In Agra genießt man die Wirkung des schönsten Kunstwerkes, das Indien aufzuweisen hat, vielleicht sogar des schönsten der Welt; hier ist man im Kreise mohammedanisch-mogulischer Kunstentfaltung und sieht die letzte Höhe, die alles, was Delhi zu zeigen hatte, noch weit übertrifft.

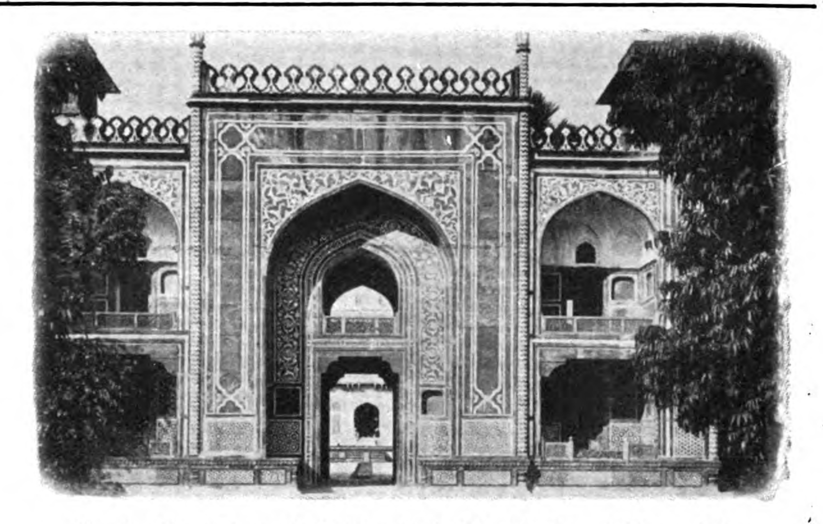
Eine andere Welt. Der Zeit nach sind ihre Anfänge nicht viel später als die Blüte der Hindu-Kunst. Manches aus dem Götzenkreise entsteht, als schon, nur wenige hundert Kilometer entfernt, die ersten Zeichen einer wunderbar keuschen und zarten mogulischen Architektur gegeben sind. Die maurische Baukunst hat schon früh in Sandstein schöne Denkmale errichtet, Moscheen, Mausoleen, entwickelt sich aber erst in Agra und Delhi unter dem Könige Akbar, seinem Sohne und dessen Nachfolgern zu einer Höhe, die durch nichts Europäisches übertroffen wird. Akbar erbaut die Palaststadt Fathipur Sikri, in der Grundrisse und Flächenanordnungen, vielfach gegliederte und oft reizvoll geschmückte Säulen, blaue Emaildächer und pagodenartige Häuschen den Formenreichtum und die Geschicklichkeit eklektischer Stilarchitektur offenbaren. Hier, sowie in den Palastbauten des „Fort" ist dem profanen Leben eine Kunst gewidmet worden, die in diesem Lande sonst nur den Göttern gehörte; hier ist an Klugheit, Geschmack und Einfall mehr geleistet worden, als wir an spätgriechischen und römischen Bauanlagen bewundern. Der archaistische oder historische Reiz, das Gefühl, daß aus einer verlassenen Kulturwelt uns ein Ganzes voll von tausend Stimmungen zurückbehalten worden ist, braucht gar nicht mitzusprechen, wenn man einfach die absoluten Qualitäten dieser Bauwerke betrachtet. Hier ist nicht allein das Bedürfnis, Raffinement zu wecken und zu befriedigen, das in der Architektur an sich schon eine der höchsten Stufen bedeutet, sondern Phantasie, Einfall, sogar Zierlichkeit wirksam. Daß wir ein nuanciertes Leben schattenhaft in dieser toten Stadt erstehen sehen, hat ja seinen Grund nur darin, daß die Bauten eine solche Suggestion haben, die Befriedigung so vieler und feiner Bedürfnisse als tägliche Möglichkeit beweisen. Weit größer aber als diese ersten Bemühungen eines phantastischen und nicht mit Unrecht Ludwig dem Vierzehnten verglichenen Orientmonarchen ist, was seine Nachkommen erbaut haben.

Nämlich die Marmorwunder der Paläste in Agra und Delhi, vor allem der Taj Mahal. Den Namen hat kaum einer je gehört; bei uns wenigstens. Wo in unseren Kunstbüchern von einigem Betracht dieses entzückende Werk genannt ist, wird es als ein pittoreskes Gewächs orientalischer Kultur bezeichnet, wird als Hauptreiz der weiße Schimmer des Marmors gegen die grüne Vegetation der Umgebung erwähnt. In Wirklichkeit aber ist dieses Grabdenkmal, das im Jahre 1630 vom Kaiser Shah Jehan erbaut worden ist, ein Werk von einer Grazie, einer innerlichen Vollendung, einer edlen Schönheit, die um nichts geringer ist als die gotischer Kathedralen oder prachtvoller Renaissancehöfe. Das Material ist weißer Marmor, die Form ein Viereck mit abgeschnittenen Winkeln, in der Mitte ein großer Dom, an den Seiten vier kleinere. Das Ganze steht auf einem riesigen Plateau, das auch aus weißem Marmor ist, und in dessen vier Ecken vier Minarets stehen, jedes 33 Fuß hoch. Nun muß man die Maße hören. Die Plattform aus weißem Marmor, auf der der Taj Mahal steht, ist 18 Fuß hoch und bedeckt einen Raum von 313 Fuß; die Fläche, die der Taj Mahal selbst bedeckt, ist 168 Fuß; der Hauptdom hat einen Durchmesser von 58 Fuß und eine Höhe von 80 Fuß. Überlegt man die Dimensionen, vergleicht sie mit denen unserer großen Kirchen, so bekommt man das Gefühl von etwas Gigantischem. Steht man aber an dem Portal, das noch ein kleiner Strom von stillem Wasser und märchenhafte Gärten von dem Plateau des Taj Mahal trennen, so ist das erste Gefühl, daß man einem zierlichen, edelsteinartigen, süßen Werk gegenübersteht, und man geht in einem wahren Taumel des Entzückens durch den Garten, tritt hinauf und steht vor einem weißen, schimmernden Palast, den man wie ein köstliches Gefäß aus dem edelsten Stoff am liebsten in die Hand nehmen und streicheln möchte, weil man das Gefühl hat, daß die Augen hier allein nicht alle Schönheit zu den Sinnen bringen können, und man auch für sein Gefühl, für die Nerven der tastenden Hände ein Glück aus diesem Juwel holen könnte. Das klingt sehr überschwenglich, etwas kindlich; und die Photographien können den Eindruck ja auch nie geben. Man kann noch ein paar Tatsachen mitteilen: daß die Schnitzereien dieses Marmors von der zierlichsten Zartheit sind; daß eingelegt in alle Flächen buntes Steinwerk in der Pietra Dura-Technik schimmert, die an die frühsten Mosaiken des Trecento erinnert; daß das Licht in den leisesten Tönen durch



Mausoleum des Akbar.

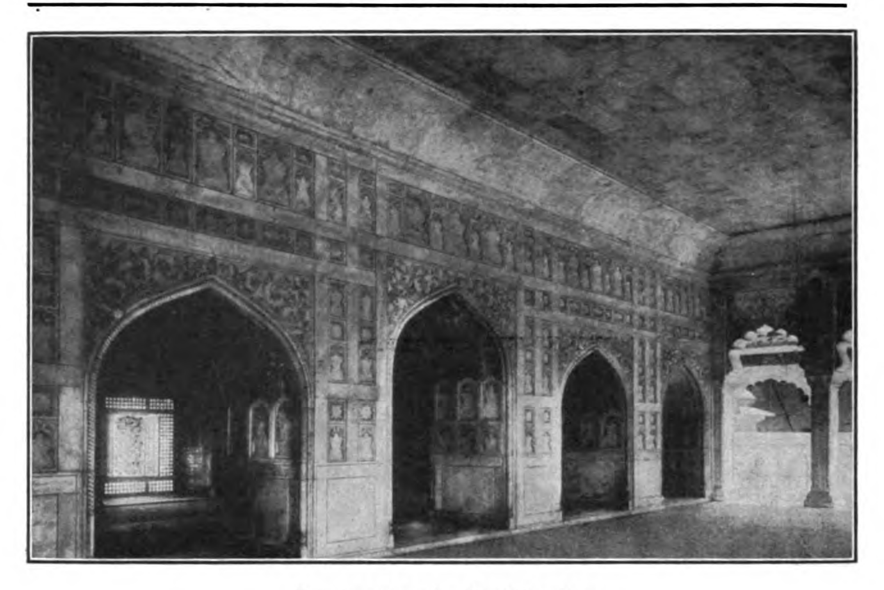
alle Gitter des Hauses dringt; daß die feinste Elfenbeinkunst nicht die Reize dieses geschnittenen Marmors hat; daß der Glanz der Sonne und das fahle Licht des Mondes immer neue Herrlichkeiten entdecken lassen; daß die acht Nischen der Seiten und die vier großen Portale, durch zwei Stockwerke gehend, von einer wunderbaren Gleichheit in der Anlage und im Ornament sind, und daß man dennoch keinen Augenblick müde wird, den Linien, den Flächen, den Schatten mit den Augen nachzufolgen. Daß man schließlich sich vom Äußeren dennoch losreißt, ins Innere tritt und nun einen Gitterschrein sieht, wiederum aus weißem Marmor wie dieses ganze Interieur, wiederum in den zartesten Linien und den feinsten Ranken geschnitten und eingelegt; daß Chrysopase, Rubine, Smaragde, Opale, Topase die Farbe für die Blumen geben, die den Zierat der Gitter und der Särge bilden; daß es drin bald dämmert, und man nur manchmal einen Edelstein blutrot oder märchengrün aufleuchten sieht; und daß bald wieder ein vielfach gebrochener Lichtstrahl den Marmor erschimmern läßt. Man muß oft dort gewesen sein, muß die Augen geschlossen haben bis zum letzten Augenblick und sie dann plötzlich mit einem Mal geöffnet haben, um die ganze Pracht in einem Augenblick aufzusaugen; oder man muß langsam, Schritt vor Schritt, schon aus weiter Ferne die bekannten Linien gesucht haben. Muß aus



Tor des Mausoleums bei I'timadu-daulah bei Agra (siehe p. 81).

der dunklen Nacht plötzlich den weißen Glanz haben erscheinen sehen, um dann zu wissen, daß hier ein Haus von nie erschöpfbaren Reizen, erfüllt vom tiefsten Sinn der Schönheit, in der Stille steht, ein Geheimnis der Kunst, von dem nur wenige wissen.

Der Taj Mahal ist von einem Kaiser erbaut worden, um die geliebteste Frau zu ehren. Taj Mahal ist eine Abkürzung für Taj Bibi Ke Roza (Grab der erwählten Königin); dieser Titel klingt schon süßer, zärtlicher, näher dem wirklichen Eindruck. Die Zeit, in der es erbaut worden ist und in der die Menschen das Gefühl für diese Schönheit hatten, mußte denn auch irgend eine Deutung dieses nie geahnten Werkes erfinden. So sagte man, der Kaiser habe gar kein Haus bauen wollen, sondern ein Bildnis seiner Geliebten schaffen. Der Moslimglaube gestattet keine Porträts; und so wollte er ein Symbol dieser wunderbar sanften, geheimnisvollen, vielleicht launischen, sicher aber immer schönen und reizvollen Geliebten geben. Da schuf er den Taj Mahal. Hier liegt die Favoritin begraben, liegt auch er selbst. Und man muß auch in ein paar Worten die menschliche Tragik erzählen, die dieser Kaiser erlebte. Er erbaute das Werk und hat es vollendet in Freiheit nicht mehr gesehen; sein Sohn nahm ihn gefangen und sperrte ihn drüben auf dem Fort in den Palast ein, der auch ein unbeschreibliches Wunderwerk ist, gefügt aus kleinen Marmorsälen, mit Edelstein geschmückten Veranden, zarten Badezimmern, vielfachen Ausblicken, ruhigen

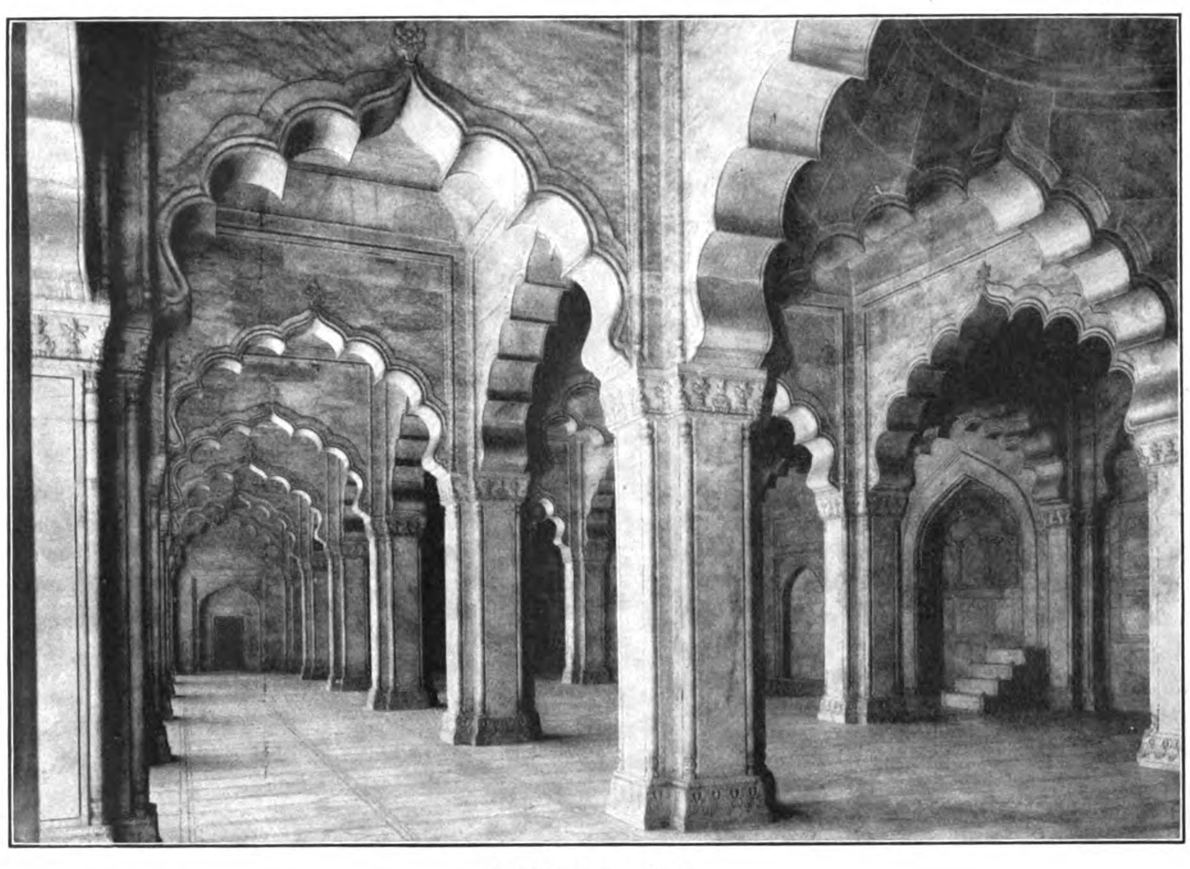


Frauengemach, Fort in Agra.

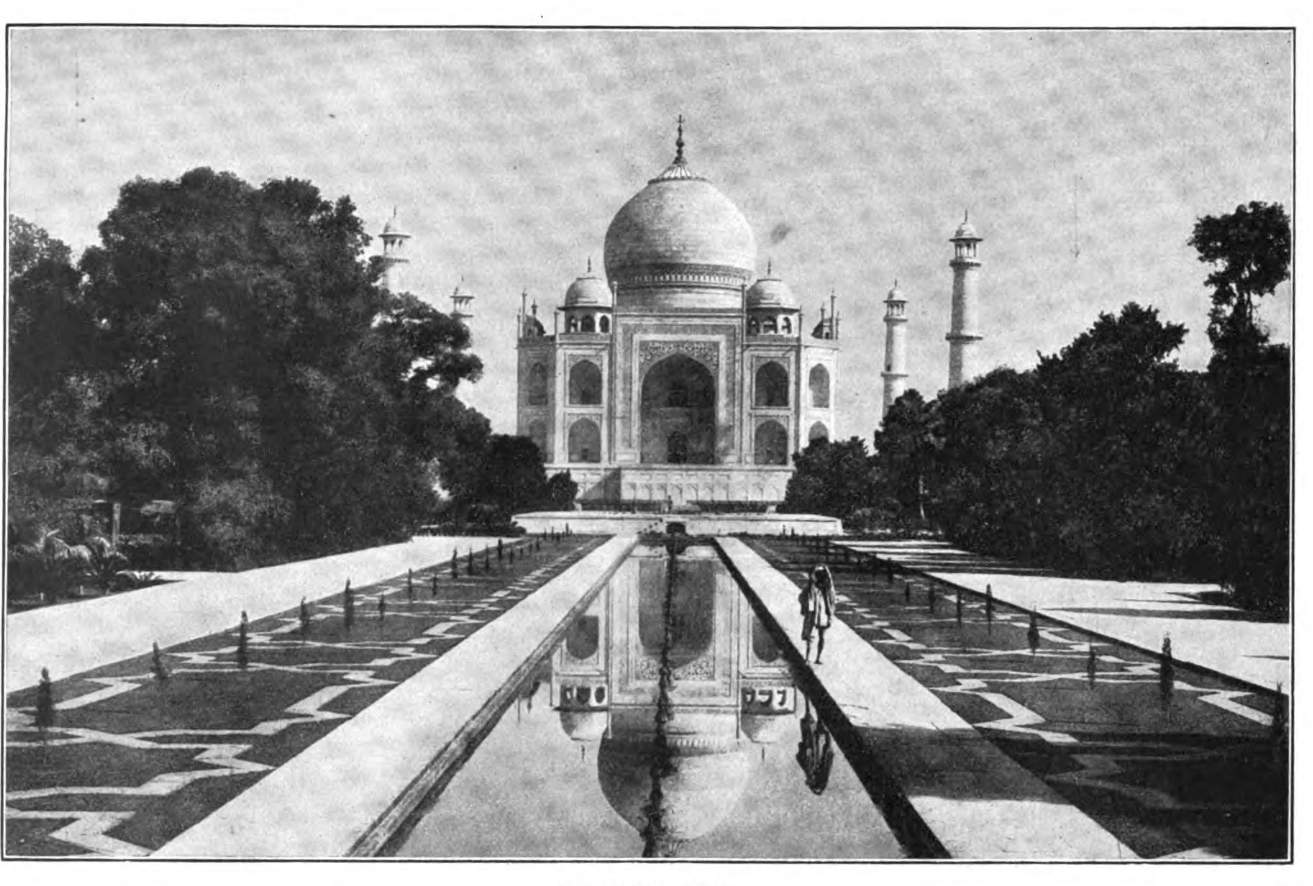
Sitzplätzen und Gittertüren, die in neue zärtliche Gemächer führen. Hier, wo sich auf einem großen Fort altindische Palastmauern mit diesen Zeichen mogulischer Architektur berühren, war er in einem kleinen Erker gefangen, von dem aus der Blick in der Ferne den weißen Glanz des Taj Mahal sieht; hier starb er mit einem letzten Blick hinüber.

Man müßte auch von den Ornamenten schwärmen, diesen Blumenranken elegantester Linie, die im Taj Mahal sind oder drüben auf dem Fort in den Haremsgemächern, in den Badezimmern, durch die das kühle Wasser floß, oder in den Perlmoscheen, wie sie in Agra und Delhi stehen; die in Agra etwas reicher, in Delhi aber das Rundeste und Vollendetste an Farbe, Ton, Proportion, Linie und Form sind, das man nur denken kann. Was die Leute in Kairo an den Resten maurischer Architektur so bewundern, scheint dem ein armer Versuch, der vorher die Stärke dieser indischen Kunst gespürt hat.

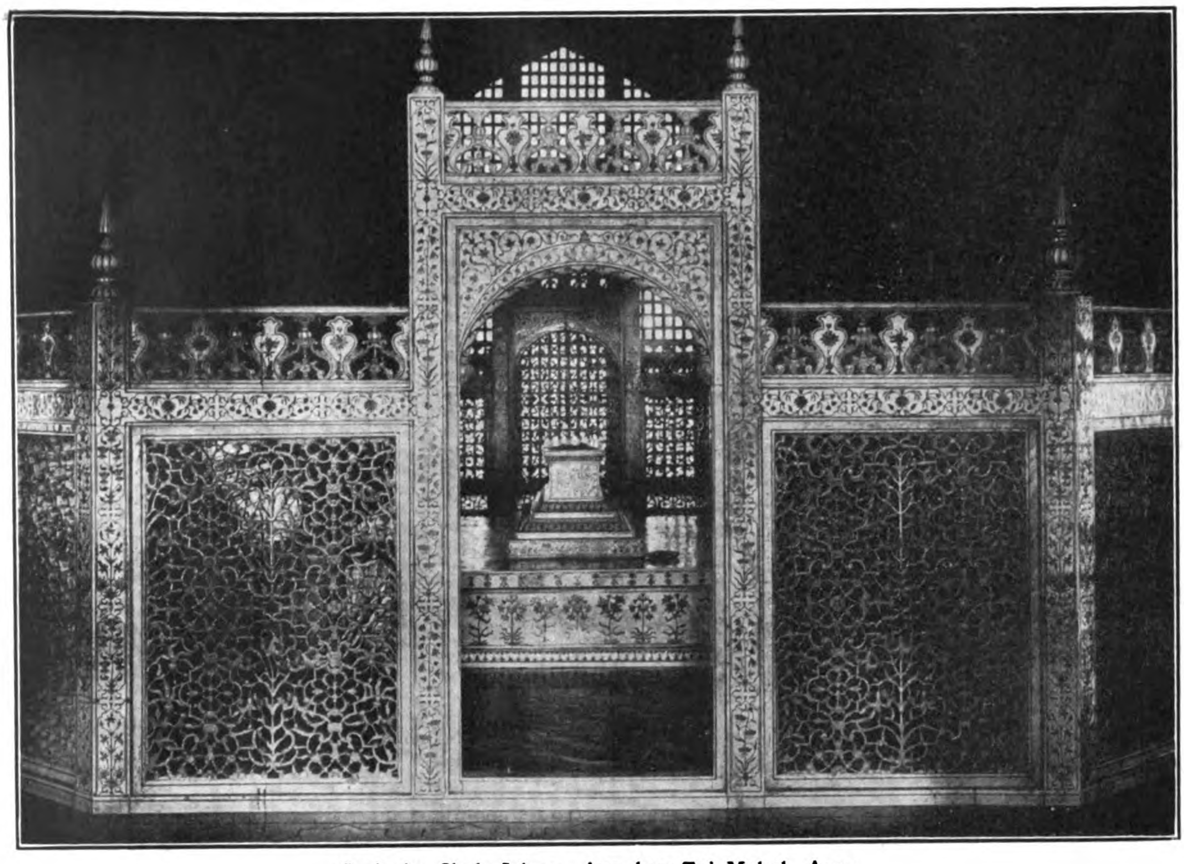
Mit allem, was wir uns unter Baukunst denken, hat das Werk ja nichts zu tun. Der Zweck, die Nützlichkeit gilt gar nichts; der schöne Schein, Gefühl ist alles. Die Klugen sagen: Der Taj Mahal ist nur eine Fassade; innen ist's dunkel, und man sieht kaum die beiden Särge, für die er erbaut worden ist. Dieselben Biederen finden das Grab des Akbar grotesk, weil man fünf Stockwerke



Perl-Moschee, Agra.



Taj Mahal, Agra.



Grab des Shah Jehan. Aus dem Taj Mahal, Agra.

hinaufsteigen muß, um dann einen leeren Sarkophag zu sehen; die Leiche selbst liegt unten im Keller. Ein braver Deutscher hat mir in Agra gesagt, das Königsschloß am Chiemsee sei viel schöner, und der ewige Marmor werde allmählich langweilig. Warum ich diese Läppereien wiederhole? Weil sie an das Gefühl erinnern, das man bei uns überhaupt der orientalischen Kunst gegenüber hat, und das man denn auch in den meisten unserer Kunstbücher über die indische Architektur, vorsichtiger und wissenschaftlicher allerdings, ausgesprochen hört. Sie ist den Kritikern etwas Pittoreskes, etwas Merkwürdiges, ein Kapitel aus der Kuriosität. Niemand aber spricht aus, daß hier eine Kunst zu Werken gediehen ist, die in einzelnen Exemplaren den unseren an Innigkeit und Zartheit, an reiner Form überlegen sind. Daß also nicht englische oder europäische Kultur in Indien als Siegerin eingedrungen ist, sondern wir hingehen müssen, um eine Schönheit zu sehen, die unserem Wesen fremd und unserer Sehnsucht nah ist.

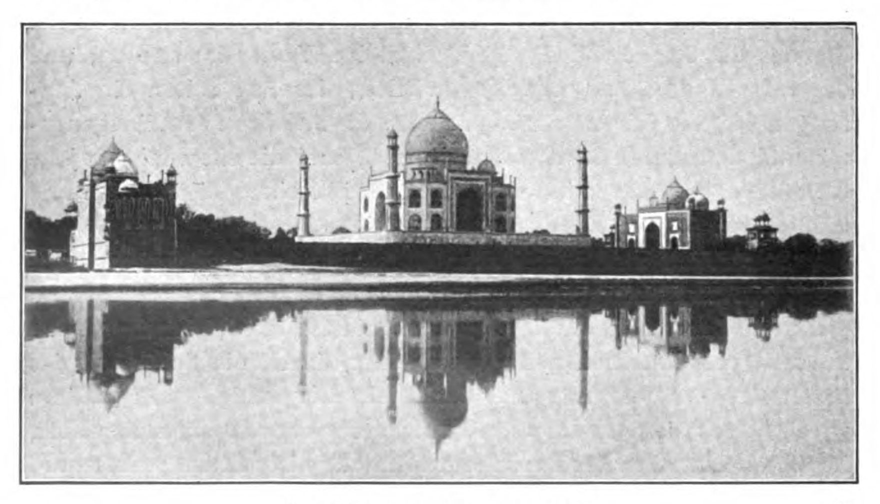
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte nicht glauben wollen, daß es der Mühe und Kraft verlohne, in diesem Orte noch anderes zu sehen, solange nicht jede Linie und jede Fläche, jeder Schimmer und jede Farbenstimmung dieses Taj Mahal mir aufs engste vertraut geworden sei. Darum bin ich viele Male auf dieser großen Terrasse gestanden, habe zu den zwei Moscheen hingeblickt, die rechts und links ganz wunderschöne Fassaden haben, und von denen sich der Blick doch bald wieder abwendet, um das eine Mal im Glanz des Mondes das Spiegelbild des Taj Mahal im Wasser zu suchen, und dann das andere Mal mit einem Blick, der fast schon ein Aufsaugen ist, die Gärten zu betrachten, die zwischen dem Eingangstor und den ersten Stufen sich dehnen, und die ein wenig an jene Gärten des Alkazar erinnern, die in Sevilla eine gleichwertige und ähnlich gestimmte Kultur entstehen ließ.

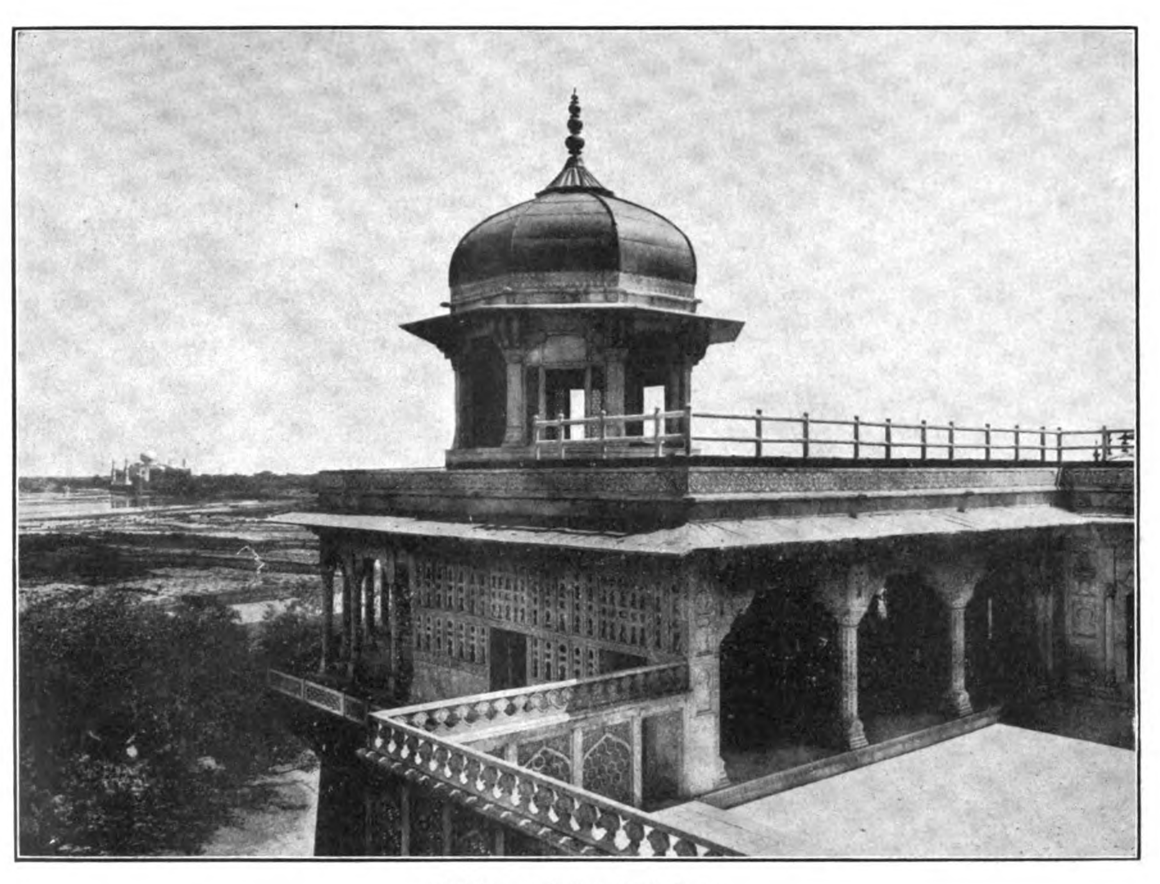
Schließlich mußte ich aber doch weg, mußte hinüber zum Fort, wo auch hier wiederum eine liebliche Perlmoschee ist und die entzückenden Reste eines großen Palastes, auch hier die gleiche Zartheit des Ornaments, die gleiche Art, durch die Schönheit des Materials, des Marmors und der Edelsteine ruhig, man möchte wiederholen: bescheiden zu wirken; dazu kommt in diesem Fort, in diesen Zimmern der Paläste noch manch historische Erinnerung, weist hinüber auf das Grabmal der Königin drüben und schließlich steht man an jenem selben Fenster, an dem Shah Jehan,

der von seinem Sohne entsetzt, als Gefangener hier so oft gestanden war, um hinüberzuschauen zu dem großen Werk, das ihm gelungen. Mehr noch als bei irgend einem deutschen Fürsten weltlicher oder geistlicher Art hat man bei diesem Manne das Gefühl, er sei sein eigener Bauherr gewesen. Man mag ja die formalen Einflüsse von da und dort mit kritischer Methode nachweisen, man mag auch aus Dokumenten wissen, daß europäische Baumeister zu Rate gezogen worden sind, trotzdem: hier ist es einem Manne gelungen, in einem Werke der Architektur sein Gefühl der höchsten Schönheit auszudrücken. Man kommt auch von dem Gedanken nicht los, daß auch diese größte Leistung einer Kunst ihr Entstehen einem der Degeneration sich neigenden Geschlecht zu danken hat.

Auch draußen vor der Stadt in Sikandarah und anderswo noch, wohin wiederum müde aber immer weiter trabende Pferde führen, ist das und dies zu sehen. Das Grabmal des Akbar, der Sarkophag des I'timadu-Daulah, merkwürdige Bauten, deren Erbauer vor allem die Sehnsucht nach der Höhe gereizt hat. Der Sarkophag des Fürsten steht oben auf der fünften Terrasse, von wo man weit übers Land blicken kann, sein Leib liegt allerdings unten im Keller. Von diesem Akbar aber soll der nächste Tag ein sonderbares, unglaubliches starkes Gefühl geben, der Tag, an dem man viele Kilometer weit hinausfährt nach Fathipur-Sikri, der Stadt, die er baute. Und die jetzt tot ist.



Taj Mahal, Ansicht vom Ufer.



Pavillon auf dem Fort Agra.



In der versunkenen Stadt.

Viele Meilen lang geht der Weg durch eine Jahrhunderte alte kerzengerade Straße hinaus nach Fahtipur-Sikri, der verlassenen Stadt, die im 16. Jahrhundert der große Akbar sich als Residenz erbaut hat. Nun stehen die Häuser leer; nur in den großen Ställen des Königspalastes ist etwas Leben; da fressen die armen kleinen Rosse, die uns von Agra, der Stadt des Taj Mahal, hergebracht haben, ihr elendes Heu, und im Dafter Khana, hinter dessen roten Sandsteinmauern einstmals der Sitz der Mogulregierung war, wird unser Mahl bereitet. Denn jetzt ist dieses Haus das D. B. „D. B." Nach einigen Wochen einer Indienreise weiß man die Zeichen zu deuten. D. B. ist Dak Bungalow, das Unterkunftshaus für Fremde, von der Regierung eingerichtet und für vierundzwanzig Stunden jedem Reisenden, ob weiß oder dunkelfarbig, zugänglich, in dem man zu festgesetzten Preisen schlecht und recht Nahrung, eine Matratze für die Nacht und einen long sleeping chair bekommen kann, auf dessen langen Armlehnen man die Beine ausstrecken darf. So weit reicht also das wache Leben. Ist man aber erst aus dem Dak Bungalow ein paar niedrige Stufen hinabgestiegen, so ist man in einer steinernen Stadt, die voll ist von Zeichen längst entschwundenen Lebens, in der aber heute nur die Stimmen der Vergangenheit klingen.

Diese Stadt ist eigentlich nur die Wohnung eines Menschen gewesen, des Großmoguls Akbar. Er hat sie erbaut, und alles ist um ihn als Mittelpunkt erdacht. Noch heute kann man seine Wege nachgehen, gleichsam aus seinen Augen überall hinsehen. Denn Rathaus und Gerichtsstube, Moschee und Harem, Speisesaal, Audienzraum und Wasserwerk — es ist alles so angelegt, daß der Herr von seinem Gemach jeglichen Diener bewachen, die leiseste Regung jeder Frau belauschen und die Funktion seiner Staatsmaschine

übersehen konnte. Und doch war's eine große Stadt; wo heute ein paar Bettler die wenigen Besucher herumführen, lebten Zehntausende. Es war mehr als ein Fürstenhof. Rings um die geschnitzten Mauern, deren Säulen und Ornamente eine neue Art indischer Architektur einleiteten, stand Hütte an Hütte, in der die Sklaven wohnten. Hart am Eingang steht neben dem Wasserwerk die große, weite Karawanserei, in deren Nischen und Höhlen die Kaufleute ihre Waren auspackten, aufstellten. Hier hielt man Markt, und aus der Ferne kamen die Händler so gut wie die reichen Leute rings aus dem Land, wo man Guzarati, Hindostani, ja Bengali sprach, und kauften. Da lagen die grünen und roten Emailledosen aus Jeypore aus, in deren Innerem man das köstliche Opium barg. Daneben die „Hookas" aus gestanztem Gold mit eingelegten Pfauen, wie man sie in Ajmere fertigte. Der Nachbarladen barg die „Kincobs", silberdurchwirkte Brokate aus Ahmedabad. Dann gab's da Seiden, die aus Burma in weißen großen Segelschiffen kamen und dann auf Elefantenrücken als kostbarster Frauenschatz durch die Dschungeln nahe an Howrah (Kalkutta) mühselig hieher geschleppt werden mußten. Viel noch! Das Edelste wurde ja allerdings den Gaffern, die lange feilschten, bis sie den geringsten Einkauf besorgten, nicht vorgelegt, das brachten die Händler durch die hohen Mauern bis zum roten Haus der Wache. Von dort trugen es Eunuchen, von alten, verwitterten Ajas begleitet, ins Haus der türkischen Königinnen. Akbar war freigebig. Er schenkte seinen Weibern, was ihr eitler Sinn begehrte, und hat ihr Haus mit seltenen Farben ausmalen lassen, die heute noch die kundige Hand eines chinesisch geschulten Künstlers weisen. Sie lebten drin ein faules Leben, saßen auf buntgewirkten Teppichen oben am Mauerrand hinter den großen Gittern aus herrlichem, geschnittenem Stein. Sie gingen durch hohe, lange Gänge, immer gedeckt durch Steinwände, deren fein ausziselierte Öffnungen immer wechselnde Linien und Formen zeigten, stets den Blick nach außen gestatteten, aber kein fremdes Auge das Geheimnis verborgener Weiblichkeit ahnen ließen. Man spürt die Frauenatmosphäre immer wieder, merkt sich, daß die Sitte, seine Weiber abzuschließen, die ganze mogulische Baukunst geformt hat. Denn alles ist hier Gitter. Im Palast so gut wie in der Moschee trennt die Mauer die Geschlechter. Und das Werk des Künstlers war es, die Gefängniswand in Schönheit zu gestalten. So entwickelte sich jene, nirgends sonst erreichte Fertigkeit der viel-

fältigen Marmor- und Steinschnitzerei. Solche Gitter umgaben denn auch die Pagode, die in fünf Stockwerken sich aufbaut, um die Aussicht über die ganze Stadt zu gewähren. Immer neu gezierte Säulen ohne Zahl tragen die Dächer. Da sind die Pfauen und die Antilopen; kleine Anekdoten amüsierten die braunen Frauen, die mit dem Finger die wirren Züge der gemeißelten Figuren nachfuhren, hier einen Knaben entdeckten, der vom Obstbaume die Frucht stehlen will und herabfällt, dort zwei Elefanten, die Haustierchen der Inder.

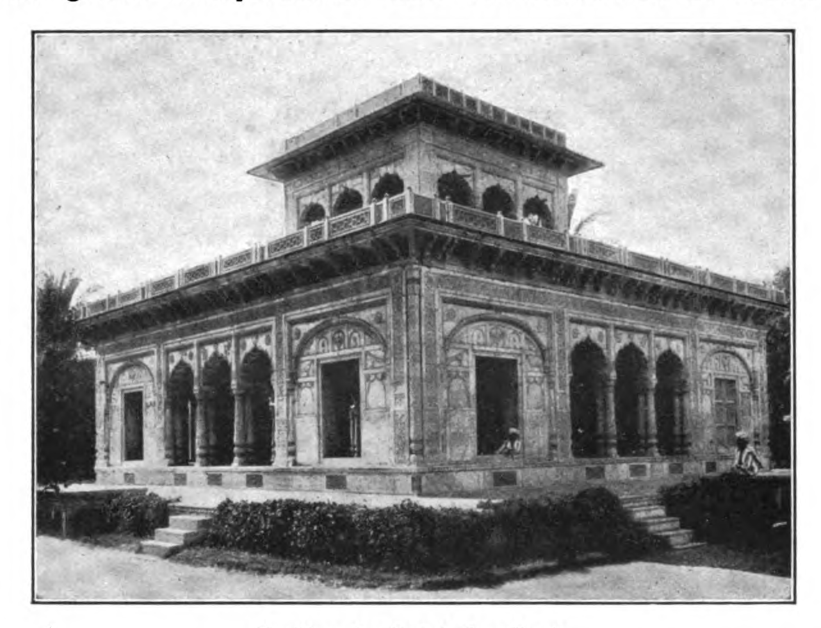
Die Elefanten tauchen in deutlicher, manchmal überlebensgroßer Skulptur und in der Legende dieses indischen Pompeji vielmals auf. Zwei stehen halb zerschlagen vor dem Tore, das aus dem Haus der Feste nach dem großen Teiche führt, den Akbar mit unendlichen Geldopfern und durch die Arbeit aller Untertanen aus Feld und Wiese machen ließ, weil er die Augen in der Abendruhe gern über die silberne Flut streichen ließ. Nahe steht dann auch sein Aussichtsturm und Harum Minas, das Frauengemach, oder eines unter den vielen, erbaut auf den Grabhügeln der Lieblingselefanten des Großmogul. Die Männer dort liebten es, allerhand Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu finden, Symbole aufzuweisen. Es freute Akbar, seine Frauen auf einem Totenhügel wohnen zu lassen. Sie wußten auch, daß der Leichnam keiner einzigen von ihnen dem König so viel bedeuten werde wie die mächtigen Leiber dieser Elefanten, auf denen ihr Haus sich hob. Wußten's immer und gaben sich drein. Nur als der Herrscher die ganze Rasse, ihr ganzes Geschlecht beleidigte, flossen Tränen, ging ein Grollen durch den Harem. Akbar verlachte sie. Er liebte. Ein fremdes Weib. Eine Unreine. Mirjam hieß sie und war ein Christenmädchen. An irgend einem dunklen Schicksalstage war sie in den Palast gekommen. Dann hatten ihr die Baumeister ein Haus gebaut, die Gärtner einen Blumengarten aus dem Boden hervorgelockt, die Steinmetze ein großes Marmorbad zwischen den Baumwipfeln angelegt, daß sie den jungen, hellen Leib kühlen konnte, ungesehen, nie getroffen von einem haßerfüllten Blick der dunklen Weiber, denen sie den Mann gestohlen hatte. Mirjam, der Name des Christenmädchens, klingt durch die Zeit. Die Geschichte gibt dem finsteren Gesicht des kriegerischen Großmoguls, dem alle Kinder starben, einen neuen, seltenen Zug. Man sieht ihn in das kleine Haus treten, dasitzen und auf das merkwürdige Wandgemälde starren, das Mirjam an

der Mauer ihres Schlafzimmers immer vor Augen haben wollte, und dessen bleiche Farben, verschwimmende Linien unweigerlich die Legende der Verkündigung weisen. So starrt man inmitten indisch verschnörkelter Säulen, islamitischer Bauformen die süße Wehmut der Madonna Annunciata an. Kein Zweifel, daß sie's ist. Und darum muß man den fanatischen Mohammedanern nicht glauben, die versichern, daß diese Jüdin von Toledo im Palaste von Fahtipur-Sikri ein Hindumädchen war. Wer hätte sonst das christliche Symbol hierhergebracht? Nein, Mirjam hat gelebt. Ihr Grab findet der Suchende ein paar hundert Schritte vom Mausoleum Akbars, viele Meilen weit weg von der Stadt, in der sie sich liebten.

Die kleine Gruft Mirjams steht jetzt im Park eines christlichen Waisenasyl. In einem schmutzigen Haus geht man über eine morsche Treppe. Graue, langschwänzige Eichhörnchen leben zwischen den Steinen, zupfen am wilden Kraut, das hier wuchern darf. Keiner kümmert sich jetzt um Mirjam. Nur ein kleiner Bursche, der über die Stiege leuchtet, weiß den Namen — nennt sie das Christenmädchen. Und hält die Hand nach ein paar „Pice" auf. Akbars Grabstätte ist prunkvoller. Dieser Großmogul war ein Baumeister von vielen Graden. Er hat sich ein hohes Mausoleum bauen lassen und in den vierten Stock seine Gruft gestellt. Einen edlen Marmorstein, auf dem nur wenige Worte stehen, die ihn als den Propheten einer Islamsekte preisen. Denn auch als Religionsstifter hat dieser Großmogul die Kraft seiner Lebensenergie erprobt.

Sikandara, so heißt das Mausoleum Akbars, und fast alles, was rings um Agra herum schön und bedeutsam ist, kann man von dieser letzten Residenz Akbars aus sehen. Nur die Stadt nicht, in der er gelebt hat. Es ist ein wunderlicher Einfall des Mannes gewesen, seine Todesstätte so weit von dem Boden seines Lebens zu entfernen, daß nicht einmal der schärfste Blick am klarsten Tage hinragen kann. So weit steht das Sterben ab vom Leben. Hier liegt er, prunkvoll, einsamer Herr im großen Haus, dort zeigt man uns die Nische, in der er Siesta hielt. Weist uns das Spital, das er, ein kluger Herrscher, gebaut hat, die Mädchenschule, ein sonderbares Haus, phantastischer Phantasie entflossen, das in der Mitte eine verschnörkelte Säule hat, und von dessen Zentrum vier Brücken in die vier Winkel führen, so daß ein Thron in der Mitte und vier Plätze in den Ecken da sind. Hier, heißt es, hat

Akbar Religionskongreß abgehalten. Er selbst saß in der Mitte, ein mohammedanischer Mullah, ein Brahmine, ein Buddhist und ein Christ saßen in je einer Ecke, und nun stritten sie. Akbar aber entschied. Da sieht man ihn wieder leben. Ein anderes Bild. Ein Hof, an der Längsseite eine Ballustrade. Hier sprach er Recht. Weiter. Ein kleines Haus mit langen Gängen. Der Name sagt, daß an leichtsinnigen Tagen der König hier mit seinen Frauen Versteck gespielt hat. Indisches Blindekuh. Ein Flirt in der toten Stadt. Sie lebten mancherlei. Da ist ein schöner Platz mit großen Steinquadraten. Eine Art Schachbrett in Riesen-

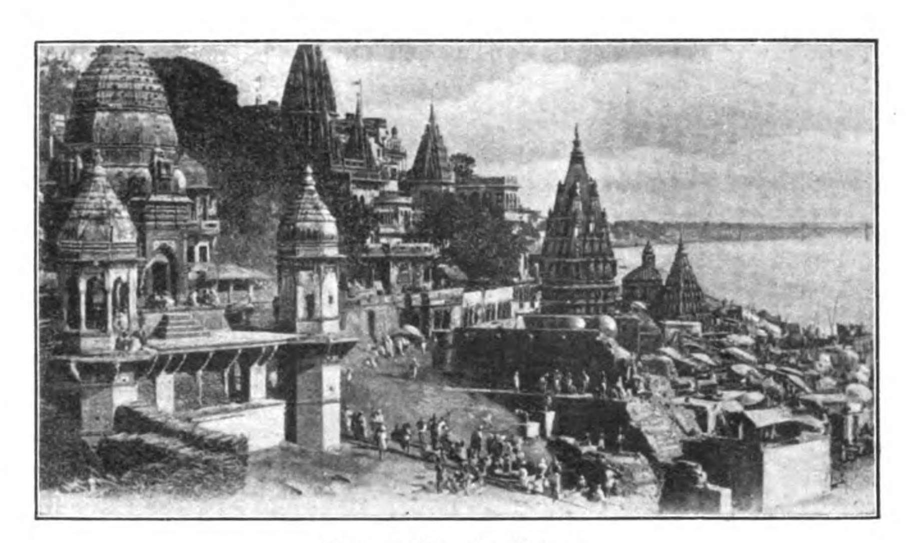


Pavillon des Rajah Jey Singh.

dimensionen. Hier spielte Akbar mit seinem Hof in hellen Nächten. Aber man setzte nicht hölzerne, steife Figuren auf die Felder, versetzte sie nicht mit harten Bewegungen. Schöne Sklavinnen standen auf den Plätzen, folgten einem Wink, wie es das Spiel gebot, zu anderer Stellung, gaben schöne Formen, reiche Linien, Augenfreude.

Noch folgt man mancher Lebenslinie. Sieht die heiligen Tage in der großen Moschee auferstehen und hört die Kriegszeiten kommen. Paläste sind noch da und kleine Grüfte, Bäder und Säulen, die unverständliche Symbole herzeigen, Bögen, die eine

Sekunde an frühromanische Kirchen denken lassen. Er hat ein volles Leben gehabt, Akbar, der Großmogul. Und heute liegt die Stadt öde da, eine Sehenswürdigkeit. Aber unzerstört von der Zeit. Der Stein trotzte aller Weltgeschichte. Und mehr als ein paar kluge Beobachtungen über Bauformen und Ornamentik mag der aus Fahtipur-Sikri mitnehmen, dem in einer raschen, glücklichen Sekunde das Bild der großen dort gelebten Zeit in vielen starken Farben vor der Seele steht.



Benares, Ufer des Ganges.

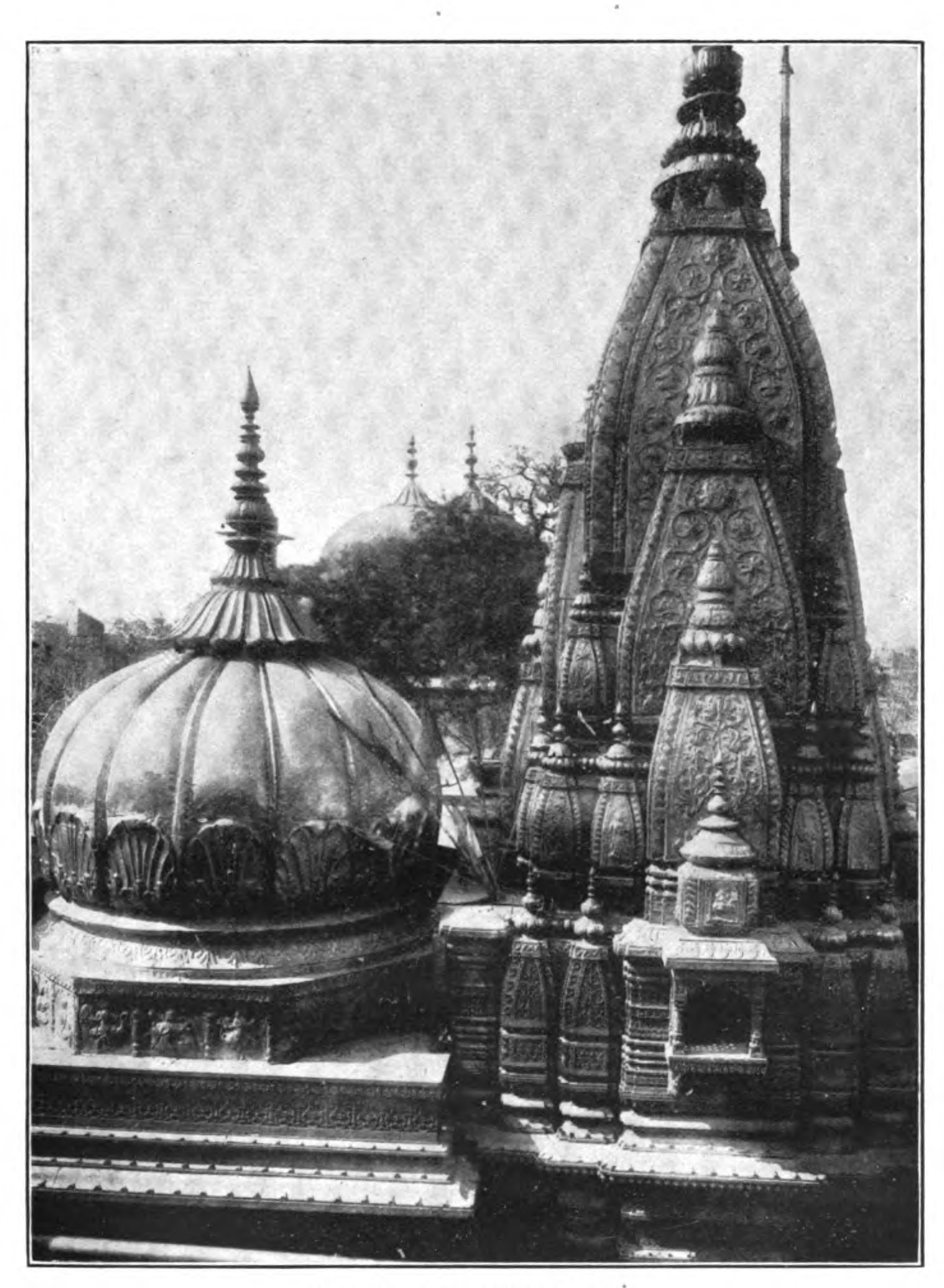
An den Ufern des Ganges. Benares.

An jenem Morgen, an dem ein kleiner Wagen mich in der uralten heiligen Stadt Benares zum Ganges hinausführte, war die Sonne noch nicht aufgegangen. Lange trabt das Pferd. Kühe kommen entgegen, mit Blumen den Schädel geschmückt, ein brauner Greis bläst in die Trompete, ein müder Pilger macht Salam, als der Wagen ihn aus dem Wege stößt. Seine Hände sind verschwollen, von Erde und Schutt mit einer festen Kruste überzogen. Denn auf dem Bauche rutschend, mit allen Vieren zieht er ans heilige Wasser, zu den Ufern, wo all die Tempel stehen, und wo das trübe, das gütige, das kräftige Wasser alles Irdische wegwaschen kann, jedem Heil bringt. Die Augen stehen aus einem hageren Gesichte, funkeln zehrend; vielleicht ist ihm das gnädigste Geschick zugedacht, und er wird hier sterben, verbrannt werden, seines armen Leibes Asche dieser göttlichen Flut vermischt werden. Die Straße biegt sich vielmals. Alte Tempel, dort in der Ferne das Gewirr sind die größten Heiligtümer. Dann wieder ödes Land. Ein paar Läden: Zinnbüchsen, Konserven, Hookas aus elendem Ton für die ewig Rauchenden, Bethelnuß, Zuckerzeug. An den weißen Kalkflächen der Hütten sieht man

dann und wann Malereien. Ein Soldat mit steifen Beinen, der Schildwache stehen soll, ein Affe, ein Götterzeichen. All das marineblau mit den ungefügen Strichen eines Volkes, dem keinerlei malerisches Talent je geschenkt war, das nie darstellt, sondern immer nur mitteilt, was es meint, sich in der eigenen Phantasie die Bilder, Stimmungen, die Gefühle von Lust und Angst, Hingebung und Verzweiflung selber schafft, für die ungelenke Zeichen nur die äußerlichste Andeutung geben.

Bisher war's still. Denn hier ist die Natur hart. Keine Bäume, in denen hunderttausend Leben summen und zittern. Nicht allzuviel Getier. Und die Menschen sind ja in diesem Lande, wo nie einer auflacht, überhaupt ruhig, flüstern zumeist, haben leise Gesten. Nur wenn sie sich den Göttern nahen, löst sich das Schweigen. Pauken und Trommeln, Trompeten und Schellen klingen — Musik ohne Melodie, Rhythmus, der nur wüste Erregtheit ausdrückt, gehört zum Gotteslob. Und da das Volk sich nur in heiligen, betriebsam geübten Gebräuchen wohl fühlt, da sie so viele sind wie der Sand am Meere, da Benares der Ort jeder indischen Sehnsucht ist, so schwirrt plötzlich ein Schwall von Klängen ans Ohr, und bevor man noch den fließenden Streif des Wassers gesehen, die barocken Formen der Tempel mit einem stets aufs neue erstaunten Blick gefaßt hat, kündet die wüste Welt der Töne jene Ufer des Ganges an, zu denen so viele Begierde getrachtet hat, trachtet. Moslems kamen hergezogen, Buddhas Jünger suchten hier den Strom, der die Auflösung ins weite unendliche All verheißt, die Suchenden neuerer Tage wollten hier die Weisheit gelebter Sanskritsprüche verspüren, und wir alle, die in manchem Jahre nach Indien Begierde trugen, dachten zumeist an diese Ufer, und die geheimnisvollsten Erwartungen schienen die Brust zu sprengen. Nun ist die Stunde da.

Es ist der rarste Morgen eines Lebens, soweit man an Leben durch die Augen, an Nacherleben alter Zeit, an Mitgefühle, Sentiments fremder Sphären denkt. Auf einem kleinen Schiffe, das an jene großen Gondeln, fast Fähren denken läßt, wie's bei Chioggia, bei Venedigs Inseln welche gibt, gleitet man, von stillen Schlägen dunkeler Sklaven getrieben, dahin. Sieht, was vor geschlossene Lider früher Träume spielten: den langen Zug der Tempel. Einer steht neben dem anderen; einer krauser als der andere. Ein hoher, spitzer deckt zum Teil einen Kegel. Da steht ein viereckiges Haus, fast ein Kastell, daneben eine langgezogene Baracke.



Der goldene Tempel in Benares.

Das ist beinahe ein venezianischer Palast, und dort das weite Haus verrät die Linie, die vielfach geschwungen, gebrochen, gezackt, griechische Baukunst, italienische Renaissance ans Gangesufer führt. Terrassen bauen sich auf, Geländer, Steige, unzählige Treppchen bringen von Tempel zu Tempel. Und viele Kilometer geht solche Reihe. Von jeder dieser Herbergen eines — was, eines? — vieler Götter aber führen Stufen ins Flußbett hinab. Das Wasser leckt den Stein, spritzt hinauf, und vom Schlamm des Ganges bräunen sich die ausgewaschenen Fliesen. Überall aber, auf allen diesen Treppen stehen Männer, Frauen, Kinder, stehen, gehen in die Flut hinab, liegen auf Gerüsten, Bänken, die ins Wasser hineingebaut sind, und baden den Leib. Nun leben sie den stärksten, höchsten Moment des Daseins. Sie tauchen unter in der Flut, daß keiner Faser des Leibes die göttliche Berührung fehle. Nackt stehen sie da, die braunen Körper im Licht der Sonne nun erglänzend, und gießen aus blinkenden Messingschalen, aus Kupferkrügen das Wasser viele, viele Male über Kopf und Schultern, Arme und Hände. Dann steigen sie hinein und trinken von dem trüben, schlammigen, unreinen Wasser, in das sich aller Unrat der Stadt ergießt, in das nur wenige hundert Schritte weiter oben die halbverkohlten Leichenreste geworfen werden. Derlei Erwägung bedrängt keinen, der nach langer Reise, vieler Mühe ans Ziel gekommen ist. Heute ist's ja Kinderspiel, nach Benares zu kommen. Die Väter, Ahnen hatten's schwerer. Sie mußten Wochen, Monate wandern, wo jetzt die Eisenbahn in ein, zwei Nachtreisen den fernsten Frommen ans Pilgerziel bringt. Drum mag jetzt jeder Bettler herkommen und tut's auch. Jeder Landstrich hat seine Uferstelle, wo er vom heimatlichen Götteraltar hinab ins Gangeswasser steigen kann. Dort badet er mit zäher Inbrunst, das Wunder erwartend. Weiß, daß nun der Seele auf ihrer Wanderung wenig Arges mehr geschehen kann. Da liegen Greise, plätschern Knaben. Da steht ein Weib bis zu den starken bronzenen Brüsten nackt im Wasser, einem Götzenbilde gleich. Denn auch die Frauen, die sonst kein Blick treffen darf, müssen hier vom Wasser ganz umspült werden. Reiche und arme, einsame und vornehme, die ein Schwarm von Dienerinnen geleitet, besprengt das Wasser, von der einen zur anderen fließend.

Viele Morgenstunden bleibt man am Ufer. Im Gedränge eiliger Menschen, die hin und her laufen. Steigt vom Schiffe und wird von einer ungestümen Bettlermenge umringt, gleitet auf

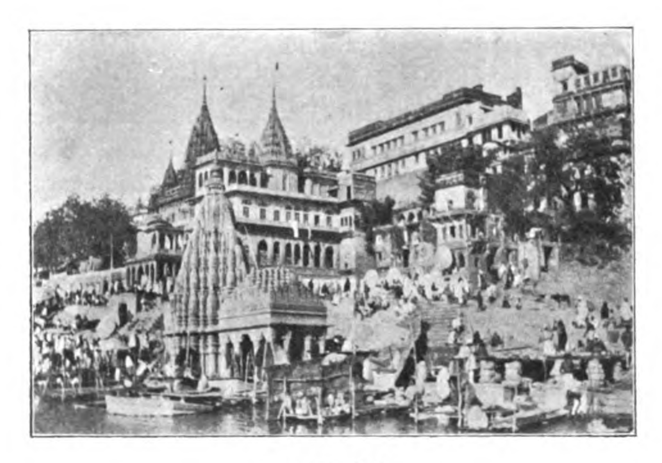
schlüpfrigen Steinen. Kinder stolpern zwischen die Beine, Blumenblüten zertritt der Fuß. Nun begegnet dem Gehenden ein langer Zug Kühe; sie sind hier heilig, wie so manches Getier, wie die Affen und Schlangen. Täglich bekommen sie reiches Futter, Blumenspenden. Ihre Milch trinkt der Brahmine, der das Volk aussaugt und verachtet. Unzählig sind hier am Ufer die Priester. Alte und junge sind da, stumme, die für uns keinen Blick haben, denen wir weniger als Luft sind, unreine Wesen, geschwätzige und höhnische, freche und diebische. So drängt man eilig durch die unruhvolle, stets bewegte, selbst hier am Bade widerlich demütige, üble, ekle Menge. Da sitzen die Händler, halten Körner, Mehl, Nüsse als Opfergaben feil. Oder Blüten, weiße und gelbe Blumenketten, die man dem Götzen um den Hals hängt, die Frauen auf den „Lingham", jenes naiv-brutale Symbol der Fruchtbarkeit legen, das zu hunderten hier am Ufer als höchstes Heiligtum steht. Der Weg geht auf und ab, in die Höhe und wieder auf einem Seitenwege, durch Mauerlöcher in einen anderen der vielen, unzähligen Tempel. Zwischen Wand und Mensch gleitet manchmal ein dunkles Etwas, vielleicht Kind, vielleicht Weib, vielleicht ein wilder Hund. Dann hüpft ein Eichhörnchen, gleitet der Fuß über ein Häufchen verwester Blumen und Früchte. Die Sonne glüht, der Helm deckt das Haupt nur wenig, und man hätte gern einen Sonnenschirm, wie die vielen Götterbilder, der pilzartig die Köpfe dieser grausen Unholde deckt. Ich kann sie, will sie nicht beschreiben, diese Götzen, die kein Bild getreu spiegelt. Aus Stein, Marmor und Holz, mächtig und winzig, reinlich und verwahrlost, farbig und schwarz stehen sie da, und man mag noch so viele gesehen haben, manchmal stockt wieder das Herz vor einem dieser grotesk-schauerlichen Körper mit gedunsenem Leib, mit Tierrüssel, Rattenschwanz, Stierkopf. Vor dieser höllenroten Farbe, den silbernen Gliedern, die grausig angefügt sind, vor diesen phantastischen Panoptikumfiguren. Der Schrecken ist die Wirkung dieser Religion, und immer mehr versteht man die blinde Demut des Volkes vor den Göttern und ihren Priestern.

Nach Mittag, als die Sonne am höchsten steht, rüttelt der kleine Wagen aus der Stadt hinaus ins Land zum Affentempel. Da wohnen zwischen Säulen, die allerlei Symbol ziert, in einem Hofe dreihundert Affen. Große, kleine, mit dünnen Schwänzen, bärtigen Gesichtern. Braune mit tiefgelegten Augen und scharfen Krallen.

Und graue mit listigen Blicken. Dicke, die hüpfen, und schmale, die huschen wie Katzen. Wärter, Priester hegen sie, werfen ihnen Körner hin, um die sie sich balgen. Im Schrein, der im Tempelhofe steht, liegen zwei Männer, gebeugt, religiös verzückt. Ein Fakir ringelt Nattern um den aussätzigen Teil seines eklen Leibes. Ein anderer weist die hagere Hand, durch deren Fläche er sich den Nagel des Mittelfingers hat wachsen lassen. Elf Jahre war die Faust verschnürt, geballt, bis der Nagel das Fleisch durchbohrt hatte. Zur höheren Ehre der Götter, mehr noch, weil solche Tat das Anrecht gibt, verehrt, gepflegt, gefüttert zu werden. Die Affen tanzen herum, kennen ihre Stellung. Sie lassen um sich buhlen, lassen sich nicht zwingen. Einer sitzt auf dem Baume oben und lacht.... Die Priester verlangen eine Rupie Geschenk und nehmen die kleinste Silbermünze.

Nun eilen wir wieder durch dieses Riesendorf Benares, das 125000 Einwohner hat und den Eindruck eines Bettler-, Zigeunerlagers macht. Kasi nennen die Stadt, die eigentlich drei Städte birgt, die Hindus am liebsten. Das heilige Kasi, wo die vielen Flüsse in den Ganges münden, und wo Brahma selbst geopfert hat. Wo aber nicht nur große Vergangenheit ihre Ruhmeszeichen hat, sondern auch unsere Jahrhunderte gläubig fortbauen — wo heute noch die Moslems mit den Hindus harte Kämpfe um jeden Fußbreit Boden führen. Mohammeds Kinder sind die Sieger. Sie haben das Land unterjocht, und eng an den goldenen Tempel, zu dessen krauser Stätte jetzt der Wagen fährt, haben sie eine Moschee erbaut. Mauer stößt an Mauer. Ein kleiner Platz scheidet Gottgläubige und Heiden. Aber bis zum heutigen Tage hat die Wut der Hindus nicht gestattet, daß die Mohammedaner durch das Haupttor in die Moschee treten. Blut ist immer wieder geflossen, allein nur durch ein kleines Seitentor dürfen die Sieger in ihren Trutztempel. Die große Welle der Brahmaverehrer aber flutet in den goldenen Tempel, dessen vielstufige, gezackte „Shivala"-Kuppel im hellen Lichte trotz des Schmutzes gleißt. Hier ehrt man Shiva, jene Form des Brahma, die das böse Prinzip, den Erbfeind, den giftigen, zerstörenden Gott ausdrückt. Er ist wie alles Üble, Dräuende der Mächtigste. Ihm gebührt die größte Spende, die tiefste Demut. Er, der auf Hunden reitet, mit vielen Händen schlagen, Unheil streuen kann, besitzt das größte Heiligtum des Landes. Kein Europäerfuß tritt ins Innerste. Eilig nur hetzt uns ein Priester durch schmierige Gänge, drängt an Türen

vorbei, durch die ein rascher Blick forscht, zeigt durch Gucklöcher den großen, goldenen Stier. Dann steht man einen Augenblick auf einem Dach und blickt hinab in den Tempel, wo Blumen, Blüten niedergelegt werden, wo Ziegen ein scharfes Beil den Kopf vom Rumpfe trennt, das Blut in kleinen Bächlein und Rinnen fließt und stockt. Hier schimmert das goldene Dach, das dem kleinen Tempel den Ruhm gibt. Hier drängt sich die Menge, bringt kleine Götterbilder, bringt Säckchen, gefüllt mit Gold. Immer lauter tönen die Trommeln, der Gong. Traurig und dumpf singen Männer schwere, beschwörende Lieder. Der Lärm, die Hast, die Fülle all der drängenden Menschen betäubt. Da sind alte Weiber, die unsere Knie um ein Almosen umschlingen, weißbärtige Männer



Benares, Ufer.

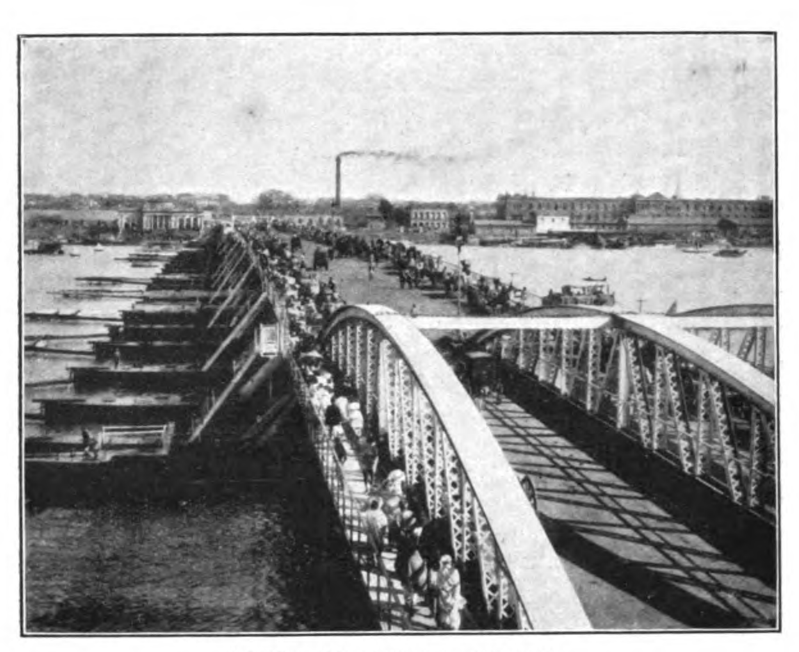
mit goldbesetzten Shawls, die Diener führen, stolze Frauen, denen begehrende Blicke folgen, und die in einem Hofe verschwinden, wo sie als Priesterinnen, Tänzerinnen, Bräute der Götzen — und ihrer Priester leben. Der ganze Schwall von Menschen drängt zur großen Wasserwelle, die Ströme heiligen Wassers verspritzt, in jenen anderen Tempel, wo Stiere Stolz und Ehrfurcht heischend umhergehen, die Stiere, die das indische Symbol der Zeugungskraft, der Schöpferstärke sind.

In manche Gotteshäuser späht noch der Blick. Zu alten, wüsten Fratzen und den seltsamsten Schnitzereien erregtester Phantasie, wie sie keine europäische Sitte auf offener Straße, an heiligem Platze dulden könnte. Nie Gesehenes erblickt hier das Auge. Und

dann hinaus in Gassen, wo kleine, große Götter, Symbole gehandelt werden, wo die Flut allmählich abschwillt, rechts die Stadt sich fortsetzt in kleine Häuser, Baracken und links der Ganges fließt, in ihm manche Leiche, mancher Aschenrest.

So hat sich in einer kurzen Spanne Zeit dem Auge ein Menschheitsziel gewiesen. Einhundertachtzig Millionen Menschen wissen kein sehnsüchtiger begehrtes Gut, als nach Benares die müden Pilgerfüße gesetzt zu haben — Krankheiten fallen hier von gequälten Körpern ab, die Seele wird frei, die große Angst vor der Zukunft, der nächsten Form, in die das Leben nach dem Tode kriechen wird, ein weniges leiser. Wir nennen diese Büsten, diese Steinfiguren Götzen. Den anderen sind sie das höchste Zeichen, die letzte Wahrheit, der Weisheit und des Lebens letzter Schluß.

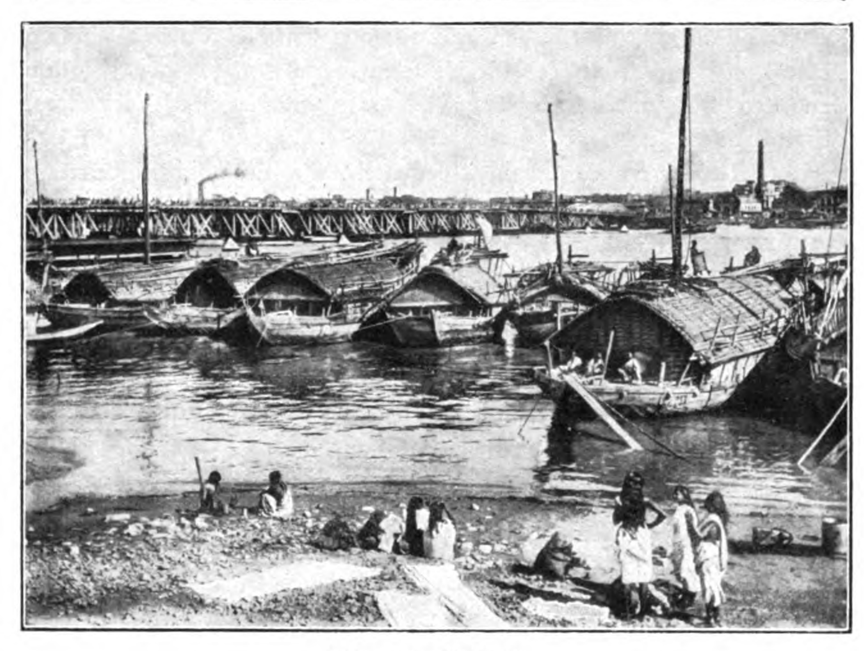
Die Sonne sank nach einem reichen Tage. Viel Erleben von solcher Stärke schenkt nicht jedes Jahr.



Die Hooghly-Brücke in Kalkutta.

Kalkutta.

Hier ist Europa zentralisiert. Hier sind die großen Banken, die großen Händler, und wenn die Stadt auch zwei lange Tagereisen Expreßzug von Bombay entfernt ist, so ist das Leben im Europäerviertel doch noch viel europäischer, genauer gesagt englischer, als in Bombay selbst. Die Stadt der Eingeborenen ist weit weg von den Häusern, wo regiert, wo Geschäfte gemacht werden, auch weit weg von den Villenvierteln, in denen die Engländer und Deutschen, die Angehörigen der anderen europäischen Kolonien wohnen. Und so und so viele sehr tüchtige und sehr kluge Männer haben in Kalkutta gelebt und leben noch dort, die kaum einmal, durch irgend ein Ziel getrieben, ihren Fuß in die wirkliche indische Stadt gesetzt haben, es sei denn, sie fuhren mit den merkwürdigen schmalen Wagen, die man zu diesem Zwecke hat, in die Straße der indischen Großkaufleute. Wird man auf solchem Wege mitgenommen, so merkt man, wie ein paar Winkelgassen die scheinbar unüberbrückbare Kluft der beiden Zivilisationen



Uferszene, Kalkutta.

verbinden. Man steht plötzlich mitten in den Bazaren, wo jetzt allerdings mehr englische und österreichische Tuche gehandelt werden als indische. Das ist ja der sonderbare Austausch, der nirgends deutlicher zu konstatieren ist als in Indien. Alles, was billig und schlecht ist, wird aus Europa importiert. In dieses Land, dessen Kunst, Seide zu knüpfen, zu weben, die feinsten Stoffe herzustellen, jahrhunderte-, wenn nicht jahrtausendelang berühmt ist, schaffen Woche für Woche die Schiffe Zeug, das roh geknüpft ist und mit der Maschine grell bedruckt. Die europäische Industrie hat längst die Konkurrenz feinster Handwerkskunst geschlagen. Naturgemäß vom Standpunkt der Evolution so begreiflich, daß jedes sentimentale Wort kindlich wäre. Klimmt man in so einem Bazarhaus, freundlich eingeführt, eine notdürftige Hühnersteige in die Höhe, so findet man den indischen Großkaufmann in seinem Bureau. Hie und da hat einer schon die Institution des Sessels und des Tisches sich widerwillig und nur dem Triebe der Nachahmung gehorchend angeeignet, viele aber sitzen noch, wie es ihre Väter getan, ruhig auf dem Boden. Unfehlbar neben ihm, dem allgewaltigen Besitzer eines vielverzweigten großen Lagers, der Babu, so wie auch wir von so einem Babu begleitet sind.

Der Babu ist das Faktotum des Europäers, das unumgängliche Mittelglied zwischen Weißem und Farbigem, der Mensch, ohne den das Zeremoniell, selbst des kaufmännischen Verkehres, absolut nicht aufrecht zu erhalten wäre. Ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Engländer mehr als ein paar notdürftige Brocken irgend eines indischen Dialekts können, der indische Kaufmann es, meinem Eindruck nach, selbst wenn er englisch kann, für unter seiner Würde stehend findet, englisch zu sprechen, daß also die beiden Babu die notwendigen Dolmetsche sind, — ganz abgesehen davon also gehört es sich einfach so, daß der europäische Herr seinem Angestellten sagt, was der nun wieder seinem Konnationalen zu übermitteln hat. Die Kompliziertheit eines solchen Geschäftsverkehrs hindert nicht, daß ein großer Teil des englischen Handels in die Hände der Indier selbst gerutscht ist und immer mehr gleitet. Der nämlich, der sich mit der Verteilung der importierten Waren im Lande selbst befaßt, der Engländer ist fast nur noch Agent englischer oder anderweitiger außerasiatischer Fabrikate, und seine wirtschaftliche Aufgabe im Lande endet mit der Einfuhr im Hafen; ja, schon merkt man, daß eine Generation wirtschaftlich tüchtiger indischer Kaufleute daran arbeitet, sich auch der anderen Seite des Handels zu bemächtigen, und binnen kurz oder lang werden Kartelle und Schutzvereinbarungen der merkwürdigsten Art zwischen Indier und Europäer nicht so selten sein, als sich heute manche noch aus den alten goldenen Zeiten hochmütige Europäer einbilden.

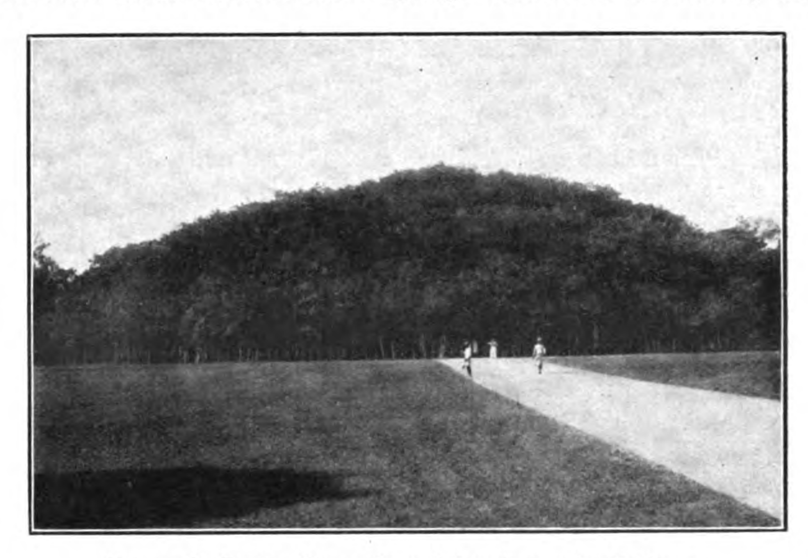
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein anderes Bild der Stadt: der botanische Garten, die größte Sehenswürdigkeit Kalkuttas, wenn man den Engländern glaubt, die dorthin ihre Flirt-Picknicks unternehmen, um unter dem unglaublich großen — seine Äste beherrschen t a u s e n d Fuß Grund — Banyantree wehmütig an river, house-boats und Windsor zu denken. Ein riesenhafter Garten, in dem man lange mit dem Wagen hin und her fahren kann, an wunderbaren Palmen vorbei, und eigentlich zum erstenmal in Indien das Gefühl der tropischen Kultur auch in der kalten Jahreszeit, dem sogenannten Winter, ganz stark empfindet. Blumenbeete, Glashäuser, die einen fürs erste nicht allzusehr ergreifen, bis man dann die Fülle der Orchideen, der sonderbar gefleckten mysteriösen Blumen, mit ihren unheimlichen Ähnlichkeiten nach der Menschen- und Tierwelt hin, beobachtet. Mitten durch den Garten fließt ein

Wasserarm, und man muß sich erst viele Male vorsagen, daß er zur mysteriösen Familie des Ganges und Brahmaputra gehört; so zivilisiert, anglisiert wirkt hier das Wässerchen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

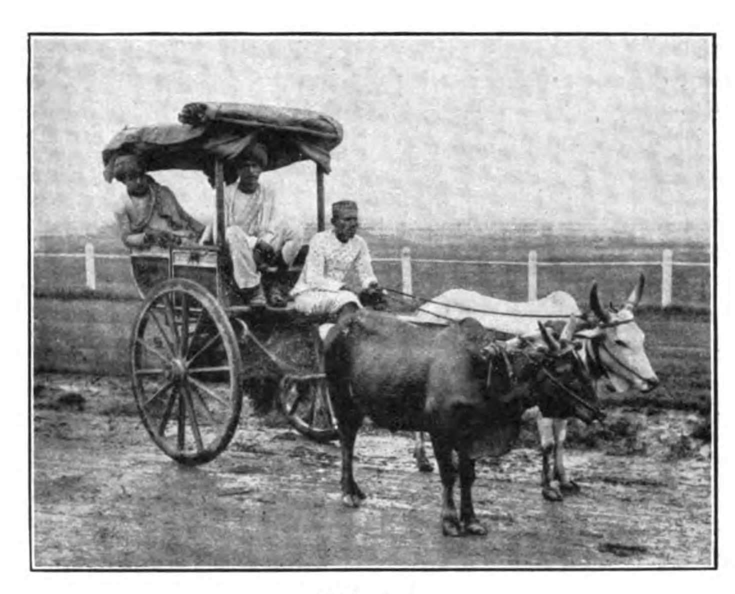
Aber man darf nicht glauben, daß in dieser Stadt Kalkutta die Hindu-Religion schweigt; auch hier gibts Plätze am Ufer des Flusses, wo sich Scharen der Indier alltäglich in das gottgesegnete Wasser stürzen, um durch seine Berührung eine günstige Beziehung zu den Allmächtigen zu erlangen, als ihnen das Alltagsleben sonst verschaffen würde. Nach einigen Wochen in Indien kommen einem derlei Gedankengänge natürlicher als zuerst, und



Der große Banjan-Baum, botanischer Garten in Kalkutta.

wenn auch in der großen Stadt der Indier, der mit uns in Berührung kommt, seine metaphysischen Vorstellungen aufs ängstlichste verbirgt, wenn er auch manchmal selbst einen mehr oder minder skeptischen Ton diesen Dingen gegenüber anschlägt, oder, wenn er gar Christ geworden, sich uns näher als diesen Badenden am Flußufer findet, es hilft alles nichts. Auch in Kalkutta, der Stadt, die allen christlichen Religionen Kirchen gebaut hat, spürt man stärker als alle europäische Zivilisation die bezwingende Macht der Kastenvorstellungen, des religiösen Gefühls, das alle Indier mit den Tieren des Landes und seinem Boden vereinigt. Mögen sie es nun für eine kurze Zeit des Lebens abstreifen oder

nicht, mögen sie in die besten Schulen gegangen und Staatsbeamte geworden sein, sie sind trotzdem, in unserer Zeit wenigstens noch, den Tieren des Dschungels, der Ratte, die durch alle Häuser läuft, der Schlange, die in der heißen Jahreszeit oder gar während des ewigens Regens ihren Kopf reckt, näher als uns Weißen.



Fuhrwerk.

Wie man in Indien reist.

Miserabel. Man kann sich's gar nicht elend genug vorstellen.

Nach diesem Gallenerguß wollen wir aber einmal vernünftig reden. Wollen einmal, statt in Höhen zu schweben, statt mit behutsamer Hand leise, hochmütige oder elegante Stimmungen zu notieren, recht spießbürgerlich und entgegen aller literarischen Übung von den Dingen reden, die den Leser interessieren. Es klingt ja fürs erste ganz gut, wenn jemand mit heller Stimme sagt: Ich reise doch nicht in ferne Länder, um gut zu schlafen und zu essen, das kann ich zu Hause. Und man kann an solche

---

Einen Baedeker von Indien gibt es nicht. Leider. Das englische Reisehandbuch von Murray, auf das man angewiesen ist, ist elend und veraltet. Ohne die Hilfe Cooks, dessen Filialen in Bombay, Kalkutta, Rangoon und Colombo auch dem unabhängigen Reisenden musterhaft und mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit dienen, wäre eine Reise in Indien noch schwieriger, als sie ohnehin ist. Die englische Literatur über Indien ist zwar ziemlich reichlich, aber bis auf wenige Detailschriften fehlt ihr Übersichtlichkeit und Plastik.

asketische Weisheit sehr billig einigen Spott über die Menschen knüpfen, die auch in der Ferne manchmal Nahrung zu sich nehmen wollen, statt Ansichten zu genießen, ethnologische Kenntnisse zu sammeln, Sehenswürdigkeiten zu betrachten. Aber Hand aufs Herz, wie ist das nach so einer gewissenhaften Reise? In der Erinnerung, dem schöneren Teile des Lebens? Ist nicht die Notre-Dame-Kirche auch deshalb viel schöner als der Kölner Dom, weil sich's in Paris besser leben läßt? Kurz, man darf sich die Sache auch einmal von der anderen Seite anschauen. Die kleinen Tatsachen einer Reise sind interessant genug, wenn nur der Wendekreis der internationalen Hoteletikette überschritten ist. Und manchem gebe ich vielleicht ein klareres Bild einer Indienreise — vielen sicher ein nützlicheres —, wenn ich von Eisenbahn und Gasthaus, Entfernungen und Preisen berichte, als wenn ich die Säulen, Nischen und Ornamente des Taj Mahal beschreibe und kritisch untersuche.

Auf der Landkarte ist Indien ein großer gelber Fleck. Dreieckig, mit einem Anhängsel unten; das ist Ceylon, wo früher Kaffee wuchs und jetzt Tee wächst. Außerdem ist in Indien der Ganges und der Brahmaputra und der Himalaya. Letzteres ist ein Gebirge, erstere sind aber Flüsse. Erwähnt man noch, daß England eine gewisse Beziehung zu diesem gelben Dreieck hat, so ist eigentlich alles wiederholt, was der normale Mensch unserer Zone aus Schulbildung und Lebenserfahrung über ein Land von anderthalb Millionen Quadratmeilen Fläche und etwa dreihundert bis vierhundert Millionen Bewohnern weiß. Wenigen aber ist bekannt, daß der deutsche und österreichische Handel sowohl durch Export als durch Import erhebliche Interessen in Indien hat.

In einem halben Monat ist man von Triest z. B. da. In Bombay nämlich. Aber Bombay ist nur ein Tor, das ins Innere führt. Schon ist man ja mitten in einer ungewohnten, unsicheren und geheimnisvollen Welt, in der der weiße Mann im Wagen durch die Straßen fährt, als Herr — Sahib — und die braunen und schwarzen „Natives" seine Diener sind. Aber hier gibt es doch noch regelrechte Wagen, die besten ungefähr so gut wie unsere Einspänner, die man für den ganzen Tag um fünf Rupien, etwa sieben Mark, mieten kann, und ein Hotel, das selbst nach europäischen Begriffen gut ist, das Taj-Mahal-Hotel, ein Riesenbau mit etwa 450 Zimmern, Lese-, Speise-, Spielsälen und Veranden, das übrigens von einem Deutschen geleitet wird. Hier



Indisches Interieur, Bombay.



nimmt der Europäer für geraume Zeit, bis er nämlich Indien verläßt, Abschied von einigen Kleinigkeiten. Hauptsächlich von Reinlichkeit. Dann von einer Badewanne, von wirklich möblierten Hotelzimmern, genießbarem Essen. Hier macht er aber auch schon Bekanntschaft mit einigen jener Eigentümlichkeiten des indischen Reiches, die das Leben auf einer Tour durch dieses Land so durchaus verschieden von allem Gewohnten und Erwarteten gestalten. Die wesentlichsten Änderungen sind die Native-Servants, also eingeborenen Diener, dunkle Männer, zumeist aus Südindien, die unser Dasein in die Hand nehmen und nach ihrer Bequemlichkeit, Dummheit und eigennützigen Schlauheit so weit ändern, als sich der Sahib das eben irgend gefallen läßt. Man kann mit keinem Europäer in Indien sprechen, auf keinen Übelstand in Häusern oder Betrieben hinweisen, ohne zu erfahren, daß diese Native-Servants an allem schuld sind, daß sie die Qual des Lebens bilden. Dafür sind sie auch unzählig. Jeder Weiße, er mag noch so jung oder arm sein, hat ein, zumeist zwei solcher Kerle, wenn er im Hotel oder Boarding-house wohnt. Der Europäer, der verheiratet ist oder Wirtschaft führt, muß acht bis zwanzig Diener haben, wobei acht das Minimum, zwanzig aber nur ein anständiger Durchschnitt ist. Man begreift das erst, wenn man selbst so einen Diener gehabt hat. Und fünf Stunden nach der Ankunft hat man ihn. Man muß. Während bei uns ein Diener auf Reisen die Visitkarte des Millionärs und ein Anspruch auf die höchsten Zimmerpreise ist, kann sich hier niemand den Europäer ohne zumindest einen braunen Bedienten vorstellen. Überall, in den Hotels, ja sogar in Privathäusern, erwartet man, daß sich der Gast die Bedienung mitbringt. In Maidens Hotel in Delhi zum Beispiel, einem der größten Gasthöfe, der ausschließlich von europäischen Reisenden besucht wird, findet man in den Zimmern einen gedruckten Anschlag, daß Bedienung nicht geleistet wird. Und ich möchte niemandem raten, in irgend einem Hotel außer in Bombay und vielleicht in Kalkutta sich auf das Essen zu verlassen, das ihm die Kellner geben. Es wären armselige Reste; denn die Haupttätigkeit der privaten Diener besteht darin, in die Küche zu stürzen, für den Herrn das beste Stück Fleisch, die brauchbarste Gabel und womöglich eine reine Serviette zu rauben, zu erlisten. Ich bin nach einiger Erfahrung draufgekommen, daß die Diener diese Arbeit als eine Art sportlichen Wettkampf untereinander betrachten. Denn nur so ist es zu erklären, daß



Der „Bhistie“.

sie ihre Beine überhaupt in eine etwas beschleunigte Bewegung versetzen und etwas, ein ganz klein wenig Energie erzeugen. Man kann sich nicht annähernd so Faules und Gemächliches vorstellen, wie den Native Servant. Vergleiche aus dem Tierreiche versagen da vollständig; Schildkröten und Schnecken sind Eildampfer, an den Musterexemplaren eines indischen „Bearer“ (Leibdiener) gemessen. Dazu kommt jenes unsäglich weise System der Arbeitsteilung, zu dem den Hindu seine Religion ermächtigt. Der Begriff der Kaste, den wir als eine soziale Scheidung von mehr oder minder theoretischer oder doch nur großzügiger Bedeutung mitbringen, gewinnt hier im praktischen Leben plötzlich wache Wirksamkeit. Man trägt seinem Diener auf, das Zimmer zu reinigen: das verbietet seine Kaste. Man befiehlt dem Manne, der eigens fürs Fegen engagiert ist, den Unrat wegzuschaffen: das würde ihm den Verlust seiner Kaste bringen. Man begreift nun allmählich, weshalb man so viele Diener haben muß. Jeder tut was anderes — nicht. Und eigentlich tut keiner etwas.

Wer also in Indien reist, mietet einen Travelling Servant. Seine Aufgaben sind beim Engagement sehr pompös: er ist Kammerdiener, hält Kleider und Wäsche in Ordnung, sorgt auf der Eisenbahn für alles, bedient im Hotel, ist Führer, Dolmetsch, treuer



Der „Kitmutgar".

Freund und Ethnologe ebensogut wie Archäologe. Er besitzt eine beneidenswerte Kollektion von Zeugnissen über geleistete Dienste und beansprucht zwischen vierzig und fünfzig Rupien*) Monatslohn, zehn Rupien für Kleidung bei Antritt des Dienstes und ein Geschenk bei Entlassung. Im übrigen aber ist er ein Sklave, der demütig annimmt, was ihm der Master, der Sahib, anbietet, und knickst jede zweite Minute in die Beine, indem er, sei es „Salam" oder eine ähnliche ehrfürchtige Bemerkung äußert. Man engagiert ihn, trotzdem man weiß, daß er nur so lange Englisch können wird, als es ihm paßt, daß die Überzahl seiner Zeugnisse vom öffentlichen Schreiber gefälscht ist, und bezahlt ihm zwischen fünfundzwanzig und dreißig Rupien Gehalt, also ungefähr vierzig Mark, wofür er sich aber seine Kost überall auf eigene Kosten beschaffen muß. Wohnung braucht er nicht, denn er schläft überall vor der Tür. Außerdem stiehlt er natürlich. Beschränkt er sich auf das Entwenden geringer Beträge und kleiner Wäschestücke, so regt sich niemand darüber auf. Das ist, wie man bei gewissen Geschäften sagt, eine Usance. Stiehlt er in größerem

*) Eine Rupie ist etwa 1 Shilling 4 Pence, also etwa 1 Mark 40 Pfg.

Umfange, so prügelt man ihn und wirft ihn hinaus. Nie aber zahlt man ihm vor der Entlassung irgendwelchen Lohn aus. Sonst hätte man ihn zum letztenmal gesehen; im übrigen wäre es auch schwer, ihn zu erkennen! Die Rassenmerkmale überwiegen in unseren Augen die Individualitätskennzeichen so sehr, daß ein Unterscheiden ungefähr gleichalteriger, gleichrassiger und gleichgekleideter Hindus nicht allzu leicht ist.

Man hat also einen Diener und findet, daß er in der Hauptsache nichts tut, als auf der Eisenbahn Kulis zu mieten, die seinen Koffer tragen — ihm selbst verbietet Lasttragen die Kaste —, im Hotel das Bett machen, Nahrung aus der Küche schleppen (siehe oben) und so lange Dolmetsch und Mittelsmann zwischen Hindu und Sahib spielen, als etwas dabei zu verdienen ist. Er beansprucht weiters, daß man immer im Wagen fährt, und ersucht mit Rücksicht auf seine religiösen Überzeugungen, ihn nie während seiner Mahlzeiten zu stören. Seine Kaste aber gestattet ihm nur gewisse Gerichte, von Hindus zubereitet, und an einem Platze mit Menschen der gleichen Kaste zu essen. Es ist Pflicht des Herrn, sich nach diesen höchst unsicheren Bestimmungen zu richten. Nie wird es einem Hindudiener gelingen, seinen Herrn zu verstehen. Er tut mit dumpfer Routine, wie ein dressiertes Tier, gewisse Dinge, ist noch nicht so weit entwickelter Mensch, um unterscheiden zu können, und hat im besten Falle ein gewisses Gefühl, daß es seine Aufgabe ist, den Herrn vor der Ausnutzung durch Hindus oder gar Mohammedaner, die ihm keine Kommission bezahlen, zu schützen.

Mit so einem dunkelfarbigen Manne, dessen Gedanken uns fürs erste ein Mysterium sind, lebt man nun zusammen. Ist, vor allem was die Sprache anlangt, von ihm abhängig. Denn die Englisch Sprechenden sind selbst in den Hauptstädten gezählt. Zudem darf man bei irgendwelchen Differenzen mit Eingeborenen nie auf die Freundlichkeit irgend eines Natives rechnen. Es ist ebenso ungewohnt als unanständig (im wörtlichsten Sinne), daß der Europäer irgend ein Geschäft mit einem Native direkt abschließt. Er verhandelt im großen Betriebe durch seinen „Babu" — eigentlich einfach Herr (hindostanisch) —, im gewöhnlichen kleinen Verkehre durch den Diener. Jede Orange wird so gekauft und bekommt durch solchen Zwischenhandel ihren erhöhten Preis.

Daß jedes Ding zwei Preise hat, einen für den Eingeborenen und einen für den Fremden, ist in Indien noch weit mehr der Fall

als irgend anderswo. Mir sind für Früchte zum Beispiel Preise refüsiert worden, die zumindest doppelt so hoch waren, als die für dunkelgefärbte Menschen üblichen, und die geistige Enge der Überzahl der Inder bringt es mit sich, daß mancher Kauf und — im größeren — Handel unterbleibt, weil für den Horizont des Durchschnittshindu jeder Weiße, der ins Land kommt, über Summen verfügt, die jeder Forderung gewachsen sind. Es ist eine der merkwürdigsten Beobachtungen, die man im Lande machen kann, zu konstatieren, wie wenige Eingeborene noch heute, nach so vielen Jahren und so vielen Beziehungen, eine irgend richtige Vorstellung von Geld, soweit die Summe eine Rupie übersteigt, haben. Dies ist natürlich für Bombay und Kalkutta in geringerem Umfange zutreffend als für die Bezirke im Inneren. In Orten wie Delhi aber, die ja groß und europäerreich genug sind, sind von uns wiederholt für denselben Gegenstand Preise verlangt worden, die zwischen einer halben und fünf Rupien wechselten.

Nun hat der Europäer in Indien eine Pflicht, die auch der Tourist einhalten muß. Er hat die höhere Rasse zu vertreten, immer der „Herr“ zu sein. Er darf keine manuelle Arbeit verrichten, nicht zu Fuß gehen, muß immer ein Leben führen, das von dem des Hindu durch Klüfte getrennt ist. Das Klima und hygienische Gebote kommen zu dieser idealen Forderung hinzu, um das Dasein der Weißen in Indien immer als Ausnahmefall und darum teuer zu gestalten. Man muß sich überlegen, was es heißt, durch Wochen nirgendwo anders etwas genießen, als in einem Hotel einer Stadt, um dann an unseren gewöhnlichen Gebräuchen, selbst auf Reisen, zu ermessen, welchen Unterschied in jeder Beziehung das macht. Vom Essen ist gar nicht zu reden, das wir selbstverständlich nur im halb und halb europäischen Hotel nehmen können, denn der Hindu lebt von fettem Zuckerzeug, Nußmehl, Bethel und Opium. Aber auch kein Glas Wasser oder Milch darf man aufs Geratewohl trinken; dieselbe Milch, die der Eingeborene tagaus, tagein genießt, würde selbst dem Europäer, der jahrelang in Indien gelebt hat, unfehlbar die Pest oder doch ein arges Fieber bringen.

Man fragt nach solchen Bemerkungen: wie ist da das Reisen, das Eisenbahnfahren, zumal bei den großen Entfernungen, überhaupt möglich? Hier zeigt sich nun, wie bei mancher anderen Erfahrung, daß die englische Kolonisationskraft das mögliche doch getan hat. Soweit die Eisenbahn reicht, und sie geht eigentlich

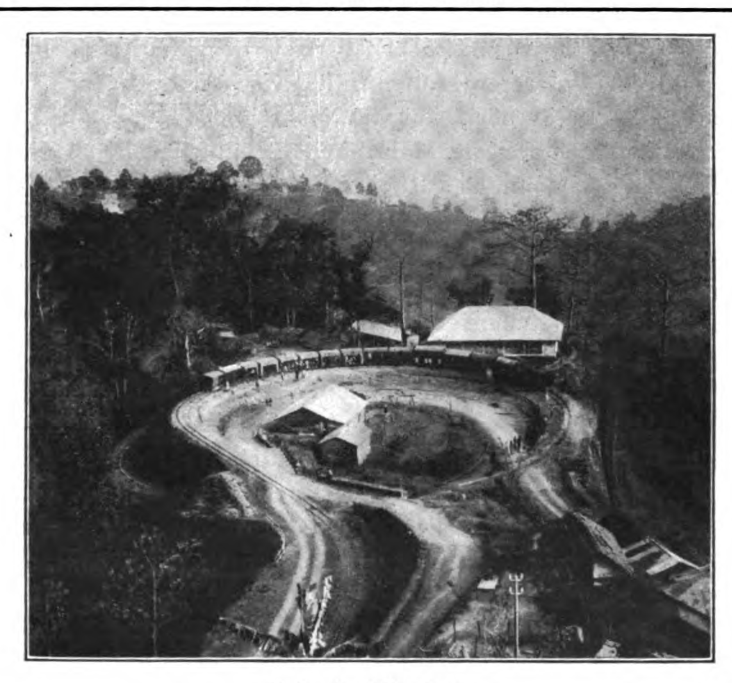
in jedes Nest, soweit das Land erschlossen ist, findet der Reisende überall zur bestimmten Zeit sein Chota Hazri (erstes Frühstück), sein substantielles und ausgiebiges Frühstück zwischen 9 und 10 Uhr, den Tiffin zwischen 1 und 2 Uhr und das Diner am Abend. Es ist merkwürdig, um wie viel selbst in kleinen Stationen diese Mahlzeiten besser sind als die heuchlerisch vornehmen Gerichte der Hotels. Reinlichkeit, ja sogar den gewissen englischen Luxus der Silbergeräte findet man in Eisenbahnrestaurationen, die nach der Größe der Ortschaft in Europa kaum ein Büfett mit alten Schinkensemmeln aufweisen würden. Zur Erleichterung des Verkehres wird außerdem kostenfrei durch die Stationschefs von Ort zu Ort telegraphiert, wieviel Leute zum Essen kommen, in welcher Station man Frühstück haben will und so weiter. Ja, bis auf die Auswahl von Speisen erstreckt sich über Strecken von vielen hundert Kilometern die Fürsorge dieser Beamten.

Der Komfort auf der Eisenbahn ist überhaupt die Erholung auf einer Indienreise. Bei der Wahl zwischen einer Nacht im Hotel und einer im Waggon habe ich immer die Eisenbahn gewählt. Das Ersteklassecoupé einer indischen Eisenbahn ist ungefähr so groß wie drei Schlafwagenabteile unserer Waggonslits. In so einem Raume sind in der Nacht drei Plätze, höchstens vier. Und zwar zwei unten und einer, höchstens zwei oben. Die Betten werden wie bei unseren Schlafwagen heruntergelassen; doch sind die Schlaflager nicht quer im Wagen, sondern der Länge nach. Zwischen den zwei Betten ein weiter Raum, bei jedem Coupé ein Waschraum. Angemerkt sei nochmals, daß Größe und Geräumigkeit mindestens dreimal so groß ist als bei unseren Luxuszügen; Zuschlag für Schlafwagen gibt es überhaupt nicht. Aber man kann jederzeit ohne irgendwelche Kosten einen Platz belegen und jeder Reisende hat Anspruch auf ein Bett, auf dem er lang ausgestreckt liegen kann. Das ist aber nicht nur in der ersten Klasse so; die zweite Klasse ist ebenso eingerichtet wie die erste, bis auf die Beschränkung im Raume. Hier werden vier bis fünf Personen im Coupé untergebracht; aber auch hier hat jeder Reisende Anspruch auf sein Bett in der Nacht und jedes Coupé einen eigenen Waschraum. Bettwäsche gibt es allerdings nicht. Wer in Indien reist, führt seine Decken, Kissen und Leintücher mit. Jeder Weiße so gut wie Schwarze, Herr und Diener. Und wenn der Abend kommt, machen eben die Diener, für die jeder Waggon einen eigenen Raum mitführt und für die man eine lächerlich ge-

ringe Fracht zahlt, die Betten. Auch ins Hotel bringt man seine eigenen Betten mit. Schon die Distanz zwischen Europäer und Eingeborenen würde es unmöglich machen, auf kontinentale Art eingerichtete Schlafwagen mit Bettwäsche einzurichten. Denn jeder richtige indische Europäer würde es mit Entrüstung refüsieren, auf einem Leintuch zu schlafen, das je ein Native benützt hat. Und die Eisenbahn kennt offiziell für die erste Klasse mit Ausnahme der Frauencoupés keinen Unterschied der Rassen. In Wirklichkeit wird gekämpft genug. Die offizielle Gleichheit gibt es natürlich nicht. Wer nach Indien kommt, mag eine Woche ungefähr mit den gewissen humanen Vorstellungen von Ebenbürtigkeit und Menschenrechten herumlaufen; er wird bald genug den Rasseninstinkt spüren. Es ist zweifellos, daß man eine gute Zahl von Hindus antrifft, die gebildete Menschen sind, auch „Gigerl" oder, wie man im englischen Jargon sagt, „Swells" gibt es reichlich. Trotzdem ist die Reinlichkeit dem Hindu wesensfern, was um so merkwürdiger ist, da die Religion von den Leuten eine große Zahl von Bädern und Waschungen verlangt, die man auch geübt sieht, wo immer ein Fluß oder ein Teich da ist; nur ist das Wasser oft noch schmutziger als der Badende. Die Hauptursache für den rein körperlichen Widerwillen, den der Weiße gegen den Eingeborenen hat, ist aber in der Kleidung gegeben, die phantasievoll, bunt, lustig, kostbar, elegant — aber immer verwahrlost und schmierig ist. Wenn also ein Eingeborener in einen Wagen erster Klasse kommt, kann man auf Feindseligkeiten oft genug gefaßt sein. Die zweite Klasse ist sein Reich; der Europäer ist dort selten. Nur auf gewissen Strecken gestattet die Sitte dem Europäer die zweite Klasse, die sonst gewöhnlichen kontinentalen Ansprüchen vollständig genügen würde. In der dritten Klasse aber habe ich während vieler Wochen Eisenbahnfahrt nie einen weißen Mann gesehen; Tommy, der „gemeine" englische Soldat weißer Hautfarbe, fährt zweiter. Die Preise sind verhältnismäßig niedrig. Eine englische Meile (also mehr als $1^1/_2$ Kilometer) kostet auf den meisen indischen Bahnen 1 Anna erster Klasse, $^1/_2$ Anna zweiter Klasse und $^1/_4$ Anna dritter Klasse. Also etwa 8, 4 und 2 Pfennige. Das Verhältnis der Preise zwischen den einzelnen Klassen ist, wie man sieht, das gleiche wie in manchen Staaten des Kontinents, z. B. auf den meisten österreichischen Linien. Das Maßgebende für die Bedeutung der Eisenbahnfahrten in Indien sind aber die ungemein großen Entfernungen. Die Strecke

zwischen den beiden Zentralstädten Bombay und Kalkutta mißt etwa 1400 Meilen, also an 2300 Kilometer, wozu der schnellste Zug 44 Stunden braucht. Also zwei volle Tage und Nächte im Coupé. Der Fahrpreis erster Klasse ist 92 Rupien, etwa 130 Mark. Wenn man bedenkt, daß diese Reise fast immer ohne Unterbrechung zurückgelegt wird, versteht man, wie notwendig ein gewisser Komfort den indischen Eisenbahnen ist. Der Tourist, der die Merkwürdigkeiten Indiens rasch und nur oberflächlich sehen will, hat auch eine gute Zeit in den Eisenbahnen zu verbringen. Die gewöhnliche Tour, die in Bombay anfängt und Ahmedabad, Jeypore, Delhi, Agra, die Marmorstadt, Benares, die heilige Stadt am Ganges berührt und in Kalkutta endet, dauert bei Benützung der schnellsten Züge 87 Stunden, mindestens fünf Nächte im Waggon. Der Preis ist niedrig genug: 135 Rupien = 190 Mark erster Klasse. Dann käme der Ausflug in das Himalayaland, nach Darjeeling, wo man den Mount Everest, den höchsten Berg der Welt, sieht: wiederum zwei Nächte und fast zwei Tage im Coupé. Dann von Kalkutta nach Südindien und Ceylon drei Tage und vier Nächte — der Reisende wird aber dann gerade genug Dampf haben und wird es vorziehen, nach Bombay zurück mit dem Schiff zu fahren.

Man pflegt zu glauben, daß erst eine Reise ins Somaliland oder in ähnlich ungebräuchliche Gegenden den Globetrotter aus dem Reiche mehr oder weniger konventioneller Hotels führt. Die Zahl der Indienreisenden ist stattlich genug. Engländer kommen her, da Familienbeziehungen und nationaler Stolz sie auf das Land der größten britischen Regierungserfolge weisen. Amerikaner sind überall; zudem aber wird die Canadian Pacfic-Route, die den Mann aus U. S. über San Francisco, Japan und China nach Europa führt, immer gebräuchlicher. Man sollte also glauben, daß es nicht schwierig sein sollte, in Indien Hotels zu finden. Nun, die kleinen Nester Spaniens und gar Italiens sind komfortabler als indische Zentren. Vor allem gibt es eine große Reihe von Städten mit stattlichem Handel und bedeutenden Sehenswürdigkeiten, in denen ein Gasthof selbst der geringsten Art nicht existiert. Man ist auf Schlafräume zumeist höchst seltsamer Natur angewiesen, die auf den Bahnstationen eingerichtet, sozusagen eingerichtet sind, in denen das Bett meist durch ein löcheriges und matratzenloses Holzgestell vertreten ist, von denen aber dafür das Ein- und Auslaufen jedes Eisenbahnzuges beobachtet



Bahn im Himalaya.

werden kann. Die zweite Stufe des Reisekomforts ist das D. B. (D. B. = Dak Bungalow, wörtlich übersetzt Unterkunftshaus für Reisende.) Das D. B. wird von der Regierung eingerichtet, nach der Art unserer Wandererherbergen ungefähr, in Stationen, wo anderweitige Unterkunft nicht zu haben ist. Es mag also oft genug geschehen, daß man von der nächsten Eisenbahnstation einige Meilen weit ins Land fahren muß, um ein D. B. zu finden. Im D. B. hat jeder Reisende ohne Unterschied der Rasse das Recht, sich vierundzwanzig Stunden, aber nicht länger, aufzuhalten. Reservieren und Bestellen von Zimmern gibt es nicht; ebensowenig kann man Anspruch auf einen Raum für sich allein machen. Wer zuerst kommt, kriegt Bett 1 und so weiter. Natürlich sind die Dak Bungalows verschieden gut, das heißt schlecht. Während einige nicht unreinlicher sind als die gewöhnlichen Hotels, gibt es andere, durch deren offene Tür und Fensterhöhlen allerhand Getier kriecht, deren Betten den Gedanken ans Hinlegen für Tage nehmen, und in die man sich Nahrung in Zinnbüchsen, oft genug auch Teller und Besteck und einen kochkundigen Diener mitnehmen muß. Die Preise für Benützung des D. B. sind von der

Regierung bestimmt und nach unseren Begriffen nicht niedrig. Man zahlt bei kürzerem Aufenthalt zwischen $^1/_4$ und $^1/_2$ Rupies für zwei bis drei Stunden, für die Nacht in der Regel 1 $^1/_2$ Rupien, also 2 Mark, und für die Mahlzeiten die auf der Eisenbahn üblichen Preise. Gewöhnlich 1 Rupie für Frühstück, 1 oder 1$^1/_2$ Rupien für das Lunch und 1$^1/_2$ bis 2 Rupien für das Diner. Ein Tag im D. B. kostet also etwa 5 Rupien. Das ist nur ein geringes weniger, als man im Hotel im Innern bezahlt.

Daß man in Indien ein Zimmer mietet, gibt es nicht. Man zahlt selbst bei kurzem Aufenthalte stets einen Preis für Zimmer und Verpflegung, ob man Mahlzeiten nimmt oder nicht. Fürs erste sieht es so aus, als wäre das Hotelleben sehr billig. Sechs, höchstens sieben Rupien für Zimmer und Nahrung sind außerhalb Bombays, Rangoons und Kalkuttas, wo man in den ersten Hotels acht bis zwölf Rupien zahlt, die Preise. Also zehn bis zwölf Kronen, was für ein Land mit englischer Währung sehr wenig ist. Aber man darf ruhig sein: es sieht nur so aus. Erstens gibt es, wie schon gesagt, keine Bedienung. Man muß also mindestens eine Rupie den Tag dafür zuschlagen. Zweitens gilt fast überall jede Stunde über die 24. als ein neuer Tag, für den man nicht das Zimmer, sondern auch die Mahlzeiten bezahlen muß. Wenn ich also Montag Mittag ankomme und Dienstag um fünf Uhr nachmittags mein Zug geht, so bezahle ich zwei volle Tage. Die Ursache solcher Einrichtungen ist zumeist das Monopol für europäische Kundschaft, das einzelne Hotels besitzen; natürlich nicht offiziell, sondern durch die Tatsache, daß die Besitzer oder Manager Europäer oder wenigstens Parsees, Halfcasts, Armenier sind. Das scheint die Gewähr für Reinlichkeit zu geben, ist aber mit ganz seltenen Ausnahmen ein leerer Wahn. Bedienung und Küche wird eben doch von Eingeborenen besorgt, denen ihrer ganzen Anlage nach der Sinn für Komfort und Exaktheit ganz mangelt. Staubfreie Zimmer, reine oder gar ganze Wäsche sind Luxusdinge, die man nicht beanspruchen darf. Diese Hotels „up country", die pompöse Namen, wie Hotel de Paris, Grand Hotel, Metropole Hotel, Strand Palace und so weiter führen, sind zumeist einstöckige Häuser, in denen Zimmer an Zimmer nach Art von Ställen geklebt ist. Bei jedem Zimmer ist ein sogenanntes Badezimmer; doch darf man sich nicht einbilden, daß es in Indien außerhalb Bombays irgendwo eine wirkliche Wanne gibt. Kleine Zinntöpfe, auf deren ausgefressenen Boden man sich stellt, um

sich mit Wasser zu überschütten (was ein glänzendes Gefängnisdisziplinarmittel sein soll), sind alles, was Hygiene der Badestube vorstellt. Daß es etwas wie Kanalisation und ähnliche sanitäre Arrangements gibt, ist in Indien eine Fabel, und die Einrichtungen, von denen man schamhaft mit mysteriösen Abkürzungen spricht, und die doch, wie jeder weiß, zu den wichtigsten Dingen unseres ach so prosaischen Daseins gehören, stehen auf einer Stufe, die jeden Tiroler Bauer zum Lachen reizen würden. Aber das alles steht ganz zuletzt auf der Liste der Drangsale. Die Qual indischer Reisewochen sind die Ratten. Gott, bis zu einem gewissen Grad gewöhnt man es ja. Ich habe es, wie man aus nachfolgenden stenographischen Notizen sieht, zu einer ganz stattlichen Anästhesie gegen diese langen, braunen, liebenswürdigen Tiere mit den nachts glänzenden Augen gebracht.

Zweiter Tag nach Bombay. Jeypore. Schlaflose Nacht. Ratten! Drei Gramm Brom. Ich wickle mich in Decken, kann aber doch nicht zur Ruhe kommen. Stehe fünf Uhr früh auf. Reise einen Tag früher, als beabsichtigt, ab.

Vierter Tag: Delhi. Ratten. Ich wecke um ein Uhr den Boy. Wir suchen. Eine läuft ins Badezimmer und sitzt in der Wanne. Ich versuche bei brennender Lampe zu schlafen, andere Ratten. Kopfschmerzen. Nervenkrämpfe.

Fünfte bis zehnte Nacht: Ratten.

Elfter Tag: Agra. Ich beziehe mein Zimmer mit einer Rattenfalle. Aber die unvernünftigen Tiere wollen nicht hineingehen. Der Hauptzweck von Mosquitonetzen ist die Abwehr von Ratten, die sonst gern ins Bett kommen.

Und so weiter: Mäuse und Ratten.

Benares. Kurz nach Mitternacht begebe ich mich, begleitet von meinen Nachbarn, auf die Jagd. Es gelingt uns, fünf große und eine kleine Ratte in den Speisesaal zu treiben.

Kalkutta. Es ist merkwürdig, wie das Verlassenheitsgefühl abnimmt, wenn man weiß, daß in der stillen Nacht das anheimelnde Nagen und Lutschen von Ratten zu hören sein wird.

Xter Tag: An Bord des P. and O.-Dampfers „Simla". 6000 Tonnen. Die Hitze macht selbst die graue Katze ganz faul. Wir konnten sie heute nicht dazu bringen, eine alte gelbe Ratte, die stundenlang auf dem Promenadedeck saß, zu zerreißen. . . .

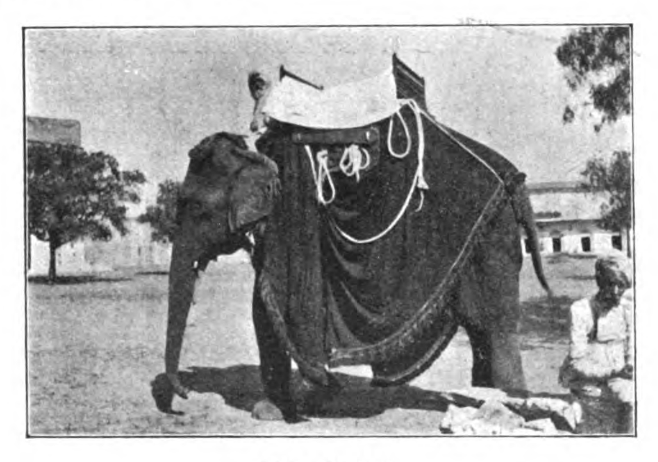
Ernsthaft gesprochen, ist die Rattenplage furchtbar. Indien ist unterminiert von diesen Tieren. Im Grand Hotel in Kalkutta

wurden einige Wochen vor meiner Ankunft sechshundert ausgetrieben, wie viele dablieben, weiß der Himmel. Und wenn man von dem Gefühle der meisten Menschen gegen diese Tiere auch absehen will, die Gesundheit des Landes leidet durch diese Bewohner fürchterlich. Es ist keine Frage, daß die Pest immer wieder durch Ratten und Rattenflöhe eingeschleppt und verbreitet wird. Die Religion verbietet Indern und Buddhisten, Tiere zu töten; eine Vorschrift, die auf Schlangen und Skorpione ebenso wie auf Ratten ausgedehnt wird. Das Vergiften aber, das in der Macht des Europäers steht, bringt die Gefahr der toten Körper mit sich, die verborgen liegen bleiben und Bazillen und Miasmen in unerhörter Fülle verbreiten. Wer über ein paar unschuldige Flöhe in einem unserer Hotels ein Gezeter anhebt, könnte wirklich auf Kosten unserer Gastwirte nach Indien geschickt werden, um mit den Ratten allnächtlich zu kämpfen.

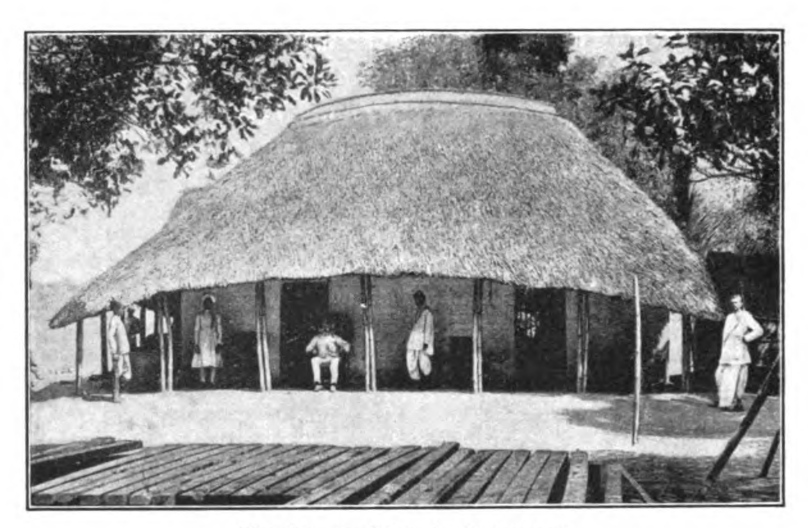
Es wäre noch einiges zu sagen. Über das Essen, das durch Quantität die Qualität ersetzt. Über den grotesken Anblick einer englischen Hotelgesellschaft, in der jeder Herr unweigerlich in Evening-Dreß, jede Dame dekolletiert zum Diner erscheint, um von barfüßigen, schmutzigen Eingeborenen traurige Speisen entgegenzunehmen. Über die Kälte, unter der man im tropischen Indien heute leidet, um morgen von der Hitze Fieber zu bekommen; über die Sprachenmisere, da wenig Englisch verstanden und noch weniger gesprochen wird, und der Fremde nicht imstande ist, das halbe oder ganze Dutzend verschiedener Sprachen zu erlernen, die im Lande gesprochen werden.

Trotzdem. Trotz allem. Es sind wunderbare Wochen, die man in Indien lebt. Starke und scharfe Eindrücke, die durch viele Jahre dringen werden, unvergeßliche Erlebnisse, soweit fremde Länder, Kunst und Sitten überhaupt unvergeßlich sind. Man lebt diese Zeiten in Indien mit den Augen, das Gefühl hat ja wenig zu tun mit den Zeichen mongolischer, islamitischer oder indischer Vergangenheit. Nur von der buddhistischen Religion zu neuer Philosophie führt eine unvergängliche Brücke. Denn die Grundlage des Buddhismus ist jener große Schmerz des bewußten Menschen über die Wandelbarkeit und Unvergänglichkeit aller Naturformen und die Sehnsucht nach irgend einer letzten Endgültigkeit — ein recht modernes Motiv. So wundert es einen dann nicht allzu sehr, berührt aber doch tief und heftig, unter den Schriften einer buddhistischen Gesellschaft in Rangoon in

Burma eine Übersetzung der „Analyse der Empfindungen" unseres Wiener Professors Ernst Mach zu finden. Das sind die Bänder, die Entlegenes verbinden, die verschlungenen Wege, deren Lauf zu beobachten mancherlei Lust bringt und ein paar Dutzend schlaflose Nächte wert ist.



Reise-Elefant.



Eingeborenenhütte in Baranagar.

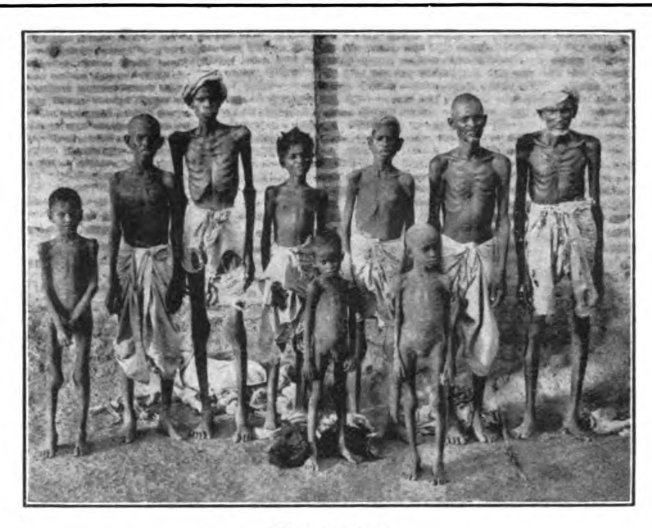
Indisches Leben.

Man hat nicht nur jenen geographischen Wendekreis, die gewissen $23^1/_3$ Grade überschritten und sich allmählich dem berühmten Strich des Äquators bis auf etwa ein halbes Dutzend Grade genähert, wenn man nach Indien und Ceylon gekommen ist. Man ist auch dem Reiche mehr oder weniger gleichförmiger Lebensgewohnheiten entronnen, und das Leben, das der Reisende, der Beobachter, in den ersten Wochen wenigstens, führt, ist nichts als ein großes Staunen über eine fremd geheimnisvolle Welt. Wohl geht er in Bombay oder in Kalkutta noch an einigen Luxusläden vorbei, in denen europäische Waren verkauft werden, wohl begrüßt ihn derselbe Hoteldirektor, den er zwei Jahre früher an der Riviera gesehen hat, aber zwanzig Schritte von der Hauptstraße fängt ein Leben an, dessen treibende Kräfte ebensogut wie dessen naive Äußerungen von dem unseren eine weit größere Distanz haben als irgend ein Klassenunterschied innerhalb des europäischen Lebens sie bringen könnte, sie je gebracht hat. Hier ist nicht ein Zustand, dem man durch die Vergegenwärtigung der Vergangenheit unserer Rassen näher kommen kann, hier ist ein anderer Kreis der Taten und Gefühle.

Alles ist anders. Diese Menschen atmen anders, sie essen anders, sie arbeiten anders, die Wurzeln ihrer Sprache haben nirgends eine Berührung mit denen der unseren, die Windungen ihrer Gehirne scheinen anders gebaut, ihre Sinne geben andere Reflexe, und man muß sich von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Ruck geben, um überhaupt noch das gemeinsame Band des Menschentums zwischen ihnen und uns anzuerkennen. Wie das überhaupt mit der Humanität und den gleichen Rechten aller Rassen im indischen Leben ist, davon wird man später einiges in aller Ruhe und ohne alle ethische Prätentionen anhören müssen. Man sieht also den Inder ein Leben führen, das fürs erste überhaupt unbegreiflich ist und für das wir auch später — dann, wenn wir seine Einzelheiten wissen, Zusammenhänge allmählich erfaßt haben — doch das eine Gefühl haben, daß wir es nie führen könnten. Es sind Menschen unserer Zeit Japaner geworden, weil sie die Kultur dieses Landes im Bereich ihrer Möglichkeiten und die Zustände dieses Landes in der Verlängerung ihrer eigenen Daseinsperspektive erkannten. Aber es ist unmöglich, daß je ein Europäer ein Inder wird. Nichts vermag ihn dazu zu reizen, aber was wichtiger ist, keine Begierde, kein Wunsch, kein äußerer Vorteil wäre stark genug, um ihm einfach die Möglichkeit dazu zu geben. Und diesem Verhältnis entspricht es auch, daß der Hindu bis hinauf zu recht hohen Entwicklungsstufen das Leben des Europäers nicht zu erfassen vermag. Es interessiert ihn allerdings nicht sonderlich, oder doch nur soweit es seine kommerziellen Vorteile berühren kann. Eher verachtet er's. Aber selbst in einem Verhältnis, wie es zum Beispiel ein Diener zu seinem Herrn hat, wird man immer wieder die Beobachtung machen, daß es der Natur dieser Menschen einfach versagt ist, irgendwelche Grundzüge und bestimmende Motive unserer Art zu leben, zu verstehen. Der Hindu wird immer nur wissen, und auch das nur im besten Falle, was man ihm positiv gesagt hat.

Indien ist dicht bevölkert von den dunklen Menschen, es leben zwischen 300 und 400 Millionen Eingeborene da, und dieser Riesenziffer steht die geringe Zahl von etwa 150000, höchstens 200000 Europäern — die Garnisonen inbegriffen — gegenüber. Und doch gilt in diesem Lande offiziell nur, was der Weiße gesagt hat. Gilt, soweit es sich um Verfassung und Gesetz handelt, gilt, soweit es sich um die Gegenden handelt, in denen weiße Menschen leben. Denn man darf sich nicht vorstellen, daß ganz

Indien sozusagen kolonisiert ist; es gibt große Landstriche, in die der Engländer nie seinen Fuß gesetzt hat, in denen sein Leben jederzeit gefährdet wäre und in denen vermutlich selbst jene, von uns barbarisch genannten Religionsgebräuche, Witwenverbrennung und Kinderermordung, gelegentlich noch weiter geübt werden, die in dem europäisch durchsetzten Indien ebensogut durch die Staatsgewalt wie durch die allmählich fortschreitenden ökonomischen Änderungen, also durch Zivilisation doch verdrängt worden sind. Neben diesem Komplex von Gesetzen und offizieller Kultur herrscht aber heute wie vor vielen Jahrhunderten ein Leben, ein Kreis von Gebräuchen, der unveränderlich das festeste und wirkungsreichste Besitztum einer großen Rasse ist und der ihr Schicksal so gut wie ihre Zukunft bestimmt. Dieser Kreis von Gebräuchen ist gegeben durch die Religion. Indien ist das Land, wo Religion noch gelebt wird. Hier ist sie keine Angelegenheit der Weltanschauung, keine Furcht geringer Menschen in unglücklichen oder entscheidenden Stunden ihres Lebens, die man beiseite schiebt, um ein praktischeres Dasein zu führen, das mit dem lieben Gott wenig zu tun hat; hier ist sie keine Theorie, keine Stärke und keine Schwäche, sondern einfach jene bestimmende Kraft, die alles auf seinen Platz rückt. Religion ist hier Rasse. Hindu kann ja in der Tat niemand werden. In unserer Zeit der Entwicklungen kann schließlich jeder ein Christ, ein Jude, ein Buddhist werden: aufrichtig, aus innerer Überzeugung heraus, ebensogut wie äußerlich, um einem Vorteil nachzulaufen, einem Schaden zu entrinnen. Als Hindu muß man geboren sein. Für jenen Teil der Bevölkerung also, der den Hinduglauben hat, gibt es, solange er nicht zum Christentum oder Atheismus kommt, eine von vornherein gegebene Weltanschauung, die fast nuancenlos ist, einen von vornherein gegebenen Beruf, einen Stand und nur eine Möglichkeit der Entwicklung, nämlich die, herabzukommen, zu sinken, ein Paria zu werden. Denn man wird mit seiner Kaste geboren. Wenn einer nach Indien kommt, dann weiß er aus der Schule, aus den Grubeschen Geschichtsbildern, oder, um ernsthaft zu sein, aus irgend einem wissenschaftlichen Buche, daß es bei den Hindus Kasten gibt. Vier Kasten: die Priester, die Krieger, die Kaufleute und die Arbeiter. Und man hat das im Gefühl als eine theoretische Sache, irgend ein Überbleibsel, das vielleicht noch fortwirken mag. Aber im Lande selbst spürt man dann, spürt es an der eigenen Haut, daß die Kaste durchaus



Hungersnot.

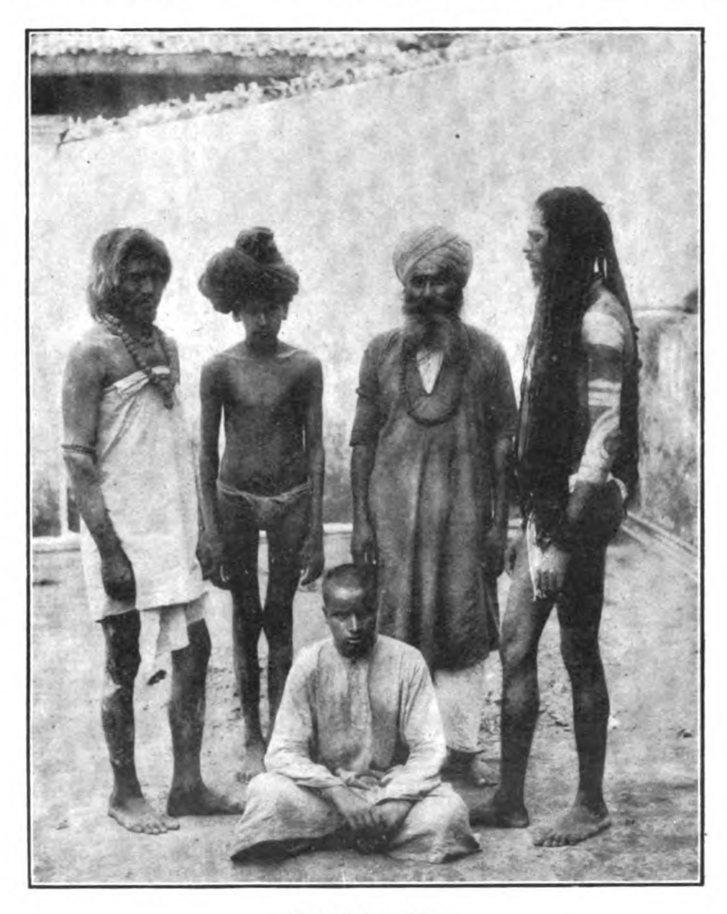
nichts Oberflächliches, nichts Äußerliches und nichts Theoretisches ist, und daß es weit mehr als vier Kasten gibt. Diese vier Kategorien sind nur die großen Einteilungen, die für die Religionsbräuche und für gewisse Lebenstätigkeiten wichtig sind, aber innerhalb jeder dieser vier Kasten gibt es unzählige Zwischenabteilungen; zurzeit rechnen die Gelehrten über 2000 verschiedene Kasten aus, die jede eine feste Körperschaft bilden, von ihren Anhängern ein gewisses Niveau verlangen und jedes Herabsinken unter dieses Niveau mit dem Verlust der Kaste bestrafen. Das klingt nun für uns etwas leer. Ja, man verliert also seine Kaste, was geschieht dann? Für den Hindu ist das eine sehr ernsthafte Sache, nicht nur etwas, was unserem „aus der Gesellschaft ausgestoßen werden“ entspräche. Erstens bedeutet die Kaste in den meisten Fällen den Beruf, die Ausscheidung, um nationalökonomisch zu sprechen, oft genug Aussperrung, Boykott. Man nehme ein Beispiel. Eine Kaste, sagen wir die der Wasserträger, verbietet nach Religion und Tradition ihren Angehörigen jegliches Berühren unreiner Dinge, also z. B. des Unrats, unreiner Flüssigkeit auf der Straße oder im Hause. Irgend ein Wasserträger, von einem Europäer angestellt, berührt nun einmal solchen Unrat, weil ihm das aufgetragen worden ist und er seinen guten Platz nicht verlieren will. Er wird dabei gesehen, und von diesem Tage an kennt ihn kein Wasserträger mehr, reicht ihm niemand die Hand, ißt niemand mehr mit ihm an einem Tische, verlangen oft genug



Scheiterhaufen zur Zeit der Hungersnot.

die übrigen Hindudiener seine Entlassung oder erschleichen sie; es heiratet niemand mehr seine Tochter, ja der Brahmine verbietet ihm, seinen Gott anzubeten. In Wirklichkeit ist noch heute ein Hindu in dem Augenblick, wo er seine Kaste verloren hat, ein ausgestoßener Mensch, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, sie wieder zu erwerben, was in den allermeisten Fällen für ihn den materiellen Ruin bedeutet; denn die Brahminen gestatten ihm die Wiedererlangung seiner Kaste nur gegen Geldzahlungen, die ihn auf Jahrzehnte den Wucherern ausliefern. Was die Kaste bedeutet, zeigt nicht allein die Arbeitsteilung, die ja dem Europäer das Einleuchtendste ist. Man hat eine gewisse Zahl von Dienern und findet sofort heraus, daß jeder etwas anderes tun darf, und daß es nur zum Teil Faulheit, Trägheit ist, in der Hauptsache aber doch tatsächlich die Angst, die Kaste zu verlieren, die das eine erlaubt und das andere verbietet. Der Hindu darf, er mag noch so hungrig sein, nichts essen, was nicht zumindest von einem Mann seiner Kaste zubereitet ist. Nur was die Brahminen, also die Priester, kochen, darf das ganze Volk essen. Man findet deshalb überall da, wo Nahrung verkauft wird, daß ein Brahmine der Koch ist, und ich habe nie meinen Diener auf der Reise das Zuckerzeug oder die Reiskörner, die meine Nahrung waren, annehmen sehen, bevor er sich vergewissert hatte, daß ein Brahmine die Dinge bereitete. Ja mehr als das.

Wenn zwei Hindu sich treffen, fragt einer den anderen: „Wer bist du?“ Eigentlich so wie die alten Griechen bei Homer, nur daß die Frage nicht nach dem Geschlechte geht, dem Vater, den Ahnen, sondern was im wesentlichen dasselbe ist, nach der Kaste. Und wenn es auch in unserer Zeit, wo die äußeren Notwendig-



Indische Fakire.

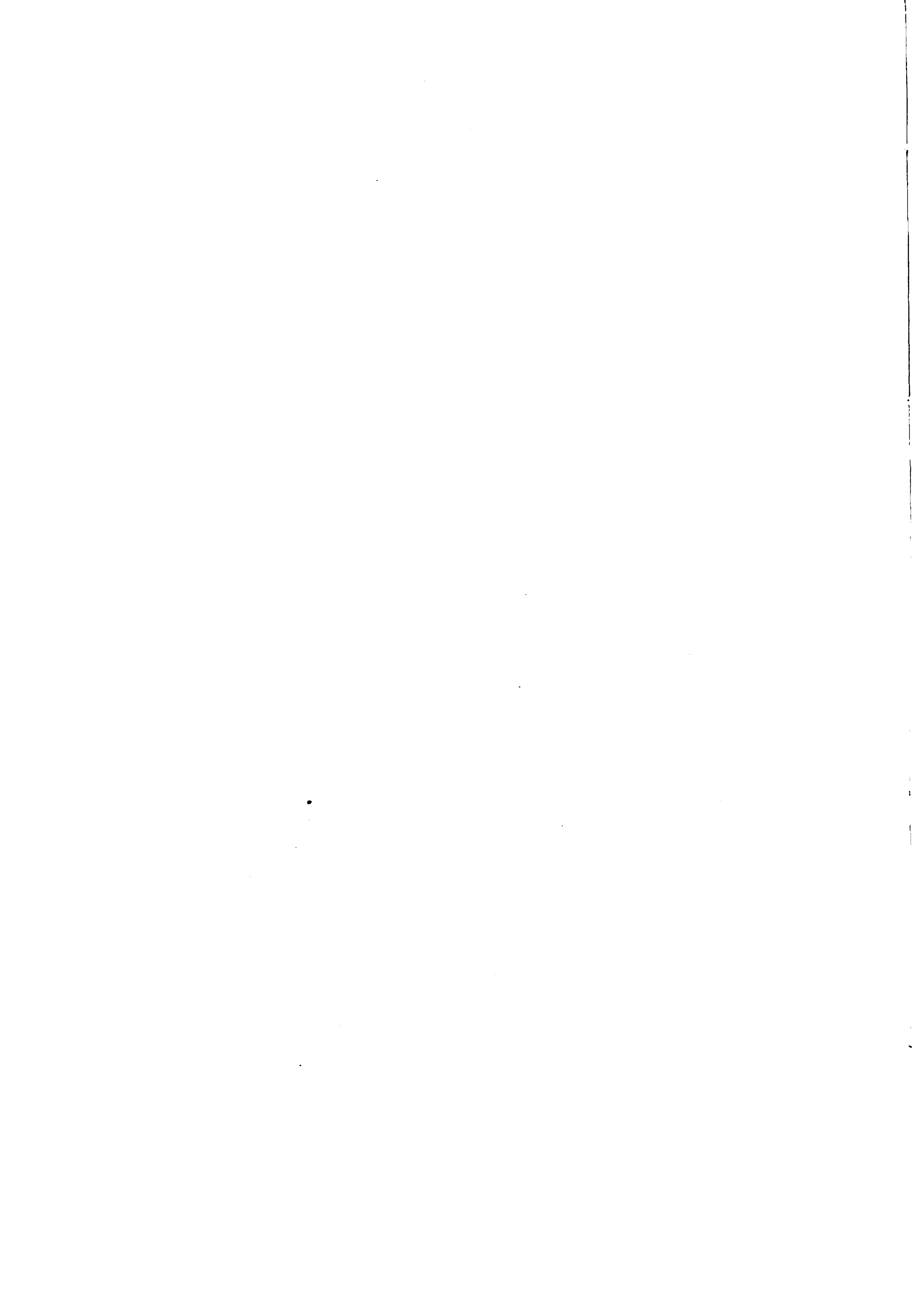
keiten selbst in Indien gelten, in den meisten Fällen dahin kommt, daß die Leute der verschiedenen Kasten dennoch weiter miteinander reden, so ist es jetzt doch auch die Regel, daß ein Gespräch, wenn es sich nicht klar und einfach um ein Geschäft handelt, zwischen Indern der verschiedenen Kasten nach dem Abstande zwischen beiden deutlich nuanciert vor sich geht. Die

modernen Dinge, die Eisenbahnen vor allem, haben da natürlich manches geändert. So bestimmt die Religion, daß man nicht auf einer Bank sitzen darf mit dem Manne einer niedrigeren Kaste, ebenso verlangt sie natürlich, daß die Männer und Frauen hermetisch voneinander abgeschlossen sind. Das alles geht aber in einem Lande nicht mehr, das die Eisenbahn kreuz und quer durchzieht, und unter einem Volke nicht, das bei aller seiner Trägheit eine seltsam starke Lust an der Veränderung hat. Die dritte Klasse der Eisenbahn ist immer überfüllt von Hindus, sie ernährt den ganzen Betrieb, und da ist es nun selbstverständlich, daß auf derselben Bank, in dasselbe enge Coupé zusammengedrängt Brahminen und Arbeiter, Kaufleute und Parias sitzen. Ja, Parias, das muß man nämlich ganz deutlich betonen, das ist die fünfte Kaste, denn der Arbeiter, das Glied der vierten Kaste, hat noch ein aristokratisches Lebensgefühl, er hat noch etwas zu verlieren, er kann noch ausgestoßen, ein Paria werden.

Die Moral der Kaste wird man bald verstehen. Sie heißt: „Du kannst nur fallen und nie steigen." Denn niemand vermag, weder durch gute Taten, noch durch Erwerben von Reichtümern, noch durch seine persönlichen Qualitäten aus einer Kaste in eine andere aufsteigen. Menschen können Fürsten werden, Radschas, Maharadschas, aber sie behalten jene Kaste, die ihr Geschlecht seit Hunderten von Jahren gehabt hat. Der Fürst eines Staates, dessen Einkommen nach vielen Millionen zählt, kann — und das ist ein gar nicht vereinzelter Fall — in Indien sozial viel tiefer stehen als irgend ein bettelnder Brahmine, und sein Sohn, der Prinz, der in London im Eton College erzogen wird, erhält zu Hause von dem Brahminen, an dem er vorbeigeht, einen Blick, der ihm seinen Platz tief unten anweist. Alle Versuche, das zu ändern, die von manchen reichen Fürsten natürlich gemacht worden sind, mußten bisher mißglücken, weil zwar irgend eine äußerliche Verordnung, eine Abmachung mit einem Brahminen bestimmen kann, daß die Kaste gewechselt worden ist, das Gefühl des großen Volkes aber ein solches Avancement nicht zugibt. Nur verlieren mag man seine Kaste, verlieren, wenn man eine der unzähligen Vorschriften aus uralter Zeit vernachlässigt, deren Sinn zumeist das Errichten einer chinesischen Mauer um diese Rasse gewesen ist. So verliert der Hindu seine Kaste, wenn er übers Meer fährt, verliert sie also, wenn er nach England geht. Nun hindert das natürlich nicht, daß so und so viele Fürsten,



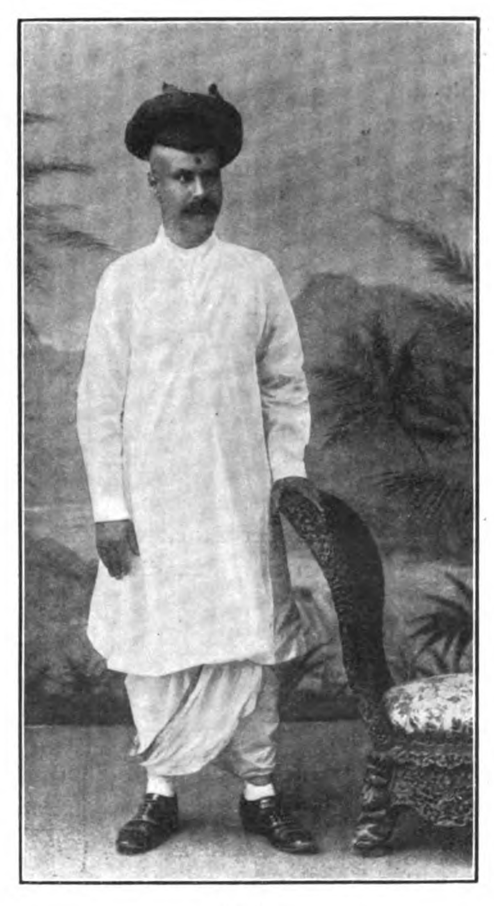
Brahmanisches Mädchen (Hindu).



Großkaufleute, vor allem aber die große Zahl der Hindus, die Beamte werden wollen, nach England gehen, aber sie müssen sich immer äußerst merkwürdigen Zeremonien bei ihrer Rückkehr unterziehen und vor allem ordentlich dafür zahlen, daß sie die Kaste behalten dürfen. Diese ganze Kastengesetzgebung ist, wie man sieht, als ein Staatssystem nach den Wünschen der herrschenden Klassen, vor allem aber der ersten, der Brahminen, entworfen. Zwanzig Millionen Brahminen gibt es in Indien, und mit verhältnismäßig natürlich ganz wenigen Ausnahmen, die von der neuen Zeit erweckt worden sind, arbeitet kein Brahmine etwas. Er sitzt im Tempel, er stellt für seine Gemeindekinder das Horoskop, gibt ihnen Ratschläge und läßt sich ernähren. Es ist seiner Religion nach sein Recht, in der Tat die Pflicht jedes Hindus, den Brahminen zu füttern und zu kleiden. Was immer er tut, muß teuer bezahlt werden, und er ist es, der mit eiserner Gewalt das Kastensystem aufrecht erhält. Die englische Regierung hat zu diesen Dingen sowie eigentlich zu allen, die Herrschaft und den Handel nicht tangierenden Angelegenheiten des Landes dieselbe Stellung: sie kümmert sich nicht um sie; d. h. sie läßt die Leute auf ihre Art selig werden und mischt sich, soweit nicht die politischen Interessen gestört werden, in nichts, was mit Religion, Tradition, Sittlichkeit zu tun hat. Ein paar Brutalitäten sind verboten worden, aber im übrigen dürfen die Parsis ihre Leichen von den Geiern fressen lassen, die Hindus so viel lebende Tiere opfern, als es ihnen Spaß macht, und die Brahminen das Land so lange auswuchern, als trotzdem die Steuern an die englische Regierung pünktlich eingehen. Ja, in den meisten öffentlichen Einrichtungen wird auf diese Dinge Rücksicht genommen: in der Eisenbahn gibt es besondere Verschläge für Frauen; bei Quarantänevorschriften ist vorgesehen, daß kein weißer Mann eine schwarze Frau berühren darf, und in den Gefängnissen sind die Menschen der verschiedenen Kasten voneinander getrennt, wird kein Mensch gezwungen, Nahrung zu sich zu nehmen, die er nach dem Gebrauche seiner Kaste nicht genießen darf. Und auch bei der Aushebung des einheimischen Militärs nimmt die englische Regierung auf die Kaste so weit acht, daß sie fast ausschließlich Männer aus der Kriegerkaste — soweit es sich um Hindus handelt — einreiht. Natürlich nicht um einem Gefühl der Hindus zu schmeicheln, sondern weil diesen Menschen der Fleischgenuß erlaubt ist und sie deshalb im Gegensatze zum

übrigen Volk muskulös und widerstandsfähig sind. In diesem einen Falle ist die in Indien sehr akute Frage gelöst, wie sich die Kasten, deren Berufe aufgehört oder den Sinn gewechselt haben, neu ordnen sollen.

Die Wirkung des ganzen Systems ist der Verfall der Rasse. Da keiner in die Höhe kann, strengt sich niemand an; keiner hat das Bedürfnis zur Entwicklung, da die äußerste Energie, die überhaupt aufgewendet wird, höchstens dazu dienen könnte, auf demselben Niveau zu bleiben, auf dem man bisher gewesen ist. Deshalb hat England Indien erobern können, deshalb vermag es diese 300 Millionen fest zu halten, und deshalb geht die sogenannte nationale Propaganda nicht über den geringen Kreis der wissenschaftlich Erzogenen hinaus. Gewiß, durch die Schulen und Universitäten, die England mit nicht leichtem Herzen, von Tag zu Tag immer zögernder errichtet, durch den ständigen Wechselverkehr mit weißen Menschen schleifen sich allmählich, aber doch mit einer zähen Langsamkeit gewisse Dinge ab. Vor allem ist das Korrektiv gegen die niedrige Kaste gefunden worden. Was Reichtum, persönlicher Besitz früher nur in ganz unzulänglichem Maße dem Tiefgeborenen vermitteln konnte, nämlich Ansehen, das gibt nun eine Anstellung bei der Regierung, jenes ominöse C. S., Civil Service, das man dem Namen vorsetzt. Mag es nun der Posten eines Bureaudieners oder der eines Postbeamten, die Stellung als Verwaltungsbeamter oder als Richter bei dem höchsten Gerichtshofe sein — „C. S." gibt dem Hindu zwei Möglichkeiten: soweit er korrupt ist, und neun Zehntel sind es, Summen zu verdienen, die bei anderen Berufen gar nicht im Bereiche seiner Möglichkeiten liegen, und in jedem anderen Falle doch immer einen Nimbus, der oft genug und in Städten immer dem des Brahminen gleichkommt. Im Civil Service zu stehen, ist für die meisten Hindus der größte Traum, nicht nur weil diese Posten sehr gut bezahlt sind, sondern vor allem, weil so der Paria der Verachtung ausweicht, die ihm sonst nie erspart bliebe. Zwar hört die Kaste auch im Amt nicht auf; der Chef eines Postbureaus, der aus der dritten oder vierten Kaste kommt, steht im Augenblick, wo er sein letztes amtliches Wort gesprochen hat, weit tiefer als irgend ein Briefträger, der Brahmine ist. Aber mit diesen Stellungen ist doch dem Hindu ein Ziel gegeben, das die Entwicklung der Geisteskräfte und die Anspannung der Energie verlohnt und deshalb reizt und erfordert. Der Drang der Be-



Hindu.

völkerung zu den Schulen, die zu solcher Stellung führen, ist denn auch ungeheuer. Bis zu Undergraduates kommen fast alle, mit M. A.'s kann man durch das ganze Land jeden kleinen Posten besetzen, den man will. In Agra hat mir ein Kollegiendirektor gesagt, wenn ich als Stubenfeger einen Magister Artium haben will, so ist da nicht die geringste Schwierigkeit. Weiter als bis zum M. A. kommen nicht mehr viele. Aber immerhin für jede Stellung, für die eine gewisse Prüfung als Bedingung verlangt wird, gibt es eine große Zahl von Bewerbern unter den Hindus. In den Schulen hört man immer wieder, daß im Alter zwischen 12, 16 und 17 Jahren kein Weißer so befähigt zum Lernen ist wie die Hindus, aber das schneidet plötzlich ab, wenn diese Zeit

einer jähen Entwicklung vorbei ist, und was bedenklicher ist, die Hindus können mit dem, was sie erlernt haben, meist nichts anfangen. Es fehlt ihnen die Fähigkeit, erworbene Kenntnisse in praktische Tätigkeit umzusetzen. Die einen sagen, daß sie der Initiative ermangeln, die anderen, daß es am Charakter liegt, an der mangelnden Festigkeit, am fehlenden Rückgrat. Die einen deuten es ins Sittliche um, die anderen ins Physische, aber sicher bleibt, daß nur ein geringer Teil der Beamten zu ganz selbständigen Stellungen vorrücken kann, was allerdings zum Teil auf die englische Politik, zum Teil jedoch auch auf die persönlichen Fähigkeiten dieser Menschen zurückgeht. Man muß ja allerdings sagen, daß es die Engländer den Hindus nicht allzu leicht machen. Dem Gesetz nach sind sie alle gleichberechtigt, dem Gesetz nach ist jede Stelle einer öffentlichen Konkurrenz zugänglich, wird jeder nach Maßgabe der freien Plätze angestellt, wenn er die nötigen Prüfungen abgelegt hat, aber der Zutritt zu den höchsten Posten ist eben nur nach Prüfungen möglich, die nicht in Indien selbst, sondern nur in England abgelegt werden können, und nicht zu viele haben die Mittel, ein bis zwei Jahre in London zu leben, auf die Hoffnung hin, daß sie die Prüfung bestehen werden. Dazu kommt, daß in den Jahren, in denen die Prüfungen abgelegt werden, die intellektuelle Blüte des Hindus allzuoft vorbei ist. Das Bestreben der nationalen Partei in Indien geht nun dahin, den fünf Universitäten, die das Land schon besitzt, das Recht zu geben, alle Prüfungen abzunehmen, weil sie sich dadurch leichtere Möglichkeit des Zutritts zu den höchsten Ämtern versprechen. Schon jetzt gibt es aber eine ganz stattliche Anzahl von Hindus, die in den Gelehrtenberufen tätig sind, große Ärzte, hohe und hochgeachtete Richter sind, was nicht hindert, daß eine starke Kluft zwischen ihnen und ihren weißen Kollegen besteht und wohl noch auf lange Zeit hinaus bestehen wird.

Trotz allen diesen gebildeten Menschen bleibt der Gesamteindruck doch der eines noch ganz unzivilisierten Volkes, sowohl was das geistige als auch was das materielle, vor allem aber das moralische Leben betrifft, nämlich von uns aus gesehen. Denn trotz des Zulaufes zu den Schulen und Universitäten muß der Prozentsatz der Gebildeten zu den Ungebildeten ein sehr geringer bleiben. Die Statistik gibt an, daß unter 1000 Hindus 53 lesen können, natürlich nur ihre eigene Sprache, und daß unter 10000 68 Männer und sieben Frauen Englisch, oder etwas, was man an-

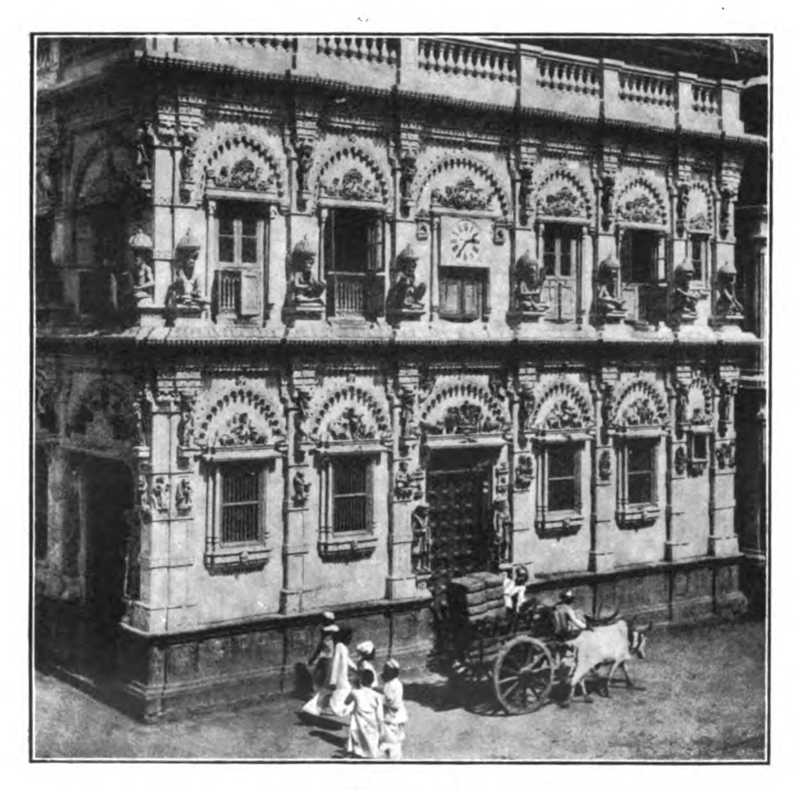
nähernd Englisch nennen kann, sprechen und schreiben. Zu diesem Prozentsatz, der unter Hindus die ganze Bevölkerung meint, also auch die Mohammedaner, muß noch gesagt werden, daß in ihm auch die Parsis einbegriffen sind, die ausnahmslos Englisch sprechen und schreiben können, und deren Ausnahmestellung eigentlich diesen Prozentsatz erst hergestellt hat, der sonst noch weitaus niedriger wäre. Was nun das Materielle betrifft, was ja eigentlich noch viel wichtiger ist als die Frage, ob die Leute Englisch reden können oder nicht, so erstaunt man täglich von neuem über die unsägliche Primitivität aller Werkzeuge, über die Naivität, mit der noch heute Felder bestellt, handwerksmäßige Arbeiten ausgeführt werden. Nur ein einziges Werkzeug moderner Art ist in Indien eingedrungen, die Nähmaschine, die man allerdings in unzähligen Exemplaren und überall, selbst in den kleinsten Orten des Landes, in jenen Bazaren sieht, wo Kleidungsstücke hergestellt werden. Sonst hat sich der Zivilisationseinfluß eher darauf beschränkt, alte Techniken vollständig aussterben zu lassen, vor allem jene, in denen es sich um den Luxus handelt, um kunstgewerbliche Gegenstände. Der größte Teil jener Stoffe, die das Volk benutzt, wird einfach aus England oder auch aus Deutschland und Österreich durch den Export beschafft, weil das billiger ist als die im Lande traditionelle Herstellung mit der Hand und weil die grellen Farben, die gewöhnlichen Muster in der Fabriksherstellung dem Volke besser gefallen als ihre alten, schönen Dinge, die heute im Antiquitätenladen teuer bezahlt werden. Gewisse Gewerbe bleiben allerdings noch streng national, vor allem die Töpferei, weil sie eben so intensiv und unlöslich mit den Gebräuchen der Menschen zusammenhängt. Ein Volk, das kein Fleisch, keine Eier ißt, das sich von Zuckerzeug, wenigen Reiskörnern und vielen Arzneien ernährt, und das von der ganzen europäischen Kost nur das Sodawasser und das Eis angenommen hat, kann natürlich mit unseren metallenen und emaillierten Kochgeschirren ebensowenig etwas anfangen, wie mit unseren Herden. Man bleibt bei dem Tongeschirr, das in mannigfachen Formen vom Töpfer hergestellt wird, von jenem Töpfer, den auch das kleinste Dorf besitzt, und der eine Art Gemeindebeamter ist, mehr oder weniger mit einem festen Einkommen angestellt, weil er eine Unzahl von Gefäßen tagaus, tagein herzustellen hat; denn es entspricht dem Wesen dieses Volkes, daß nichts verhaßter ist als die Dinge zu reinigen und in Ordnung zu bringen, daß ein



Indische Tänzerinnen.

einmal gebrauchtes Tongefäß nur so lange bewahrt wird, als es noch Speisereste enthält. Dann wird es einfach zerbrochen und weggeworfen. Allerdings wird ja auch die Nahrung kaum je für einen Tag allein hergestellt, sondern in größeren Massen in dem Geschirr bewahrt und dann höchstens für den Gebrauch des einzelnen Tages etwas hergerichtet.

Das gewöhnliche Einkommen eines Arbeiters, also Taglöhners, Handwerkers, Dieners, Wasserträgers usw., wird auf 1 Anna täglich, d. h. auf etwa 8 bis 9 Pfennige geschätzt. Davon kann er leben. Eine Familie von fünf bis sechs Personen lebt von 3 Annas, also etwa 30 Pfennigen. Für 15 Rupien den Monat, d. h. für etwa 21 Mark kann man einen Buchhalter im Geschäft haben; der graduierte indische Doktor der Medizin, der dieselben Prüfungen abgelegt hat wie jeder Europäer, ist mit einem Monatsgehalt von 75 Rupien, also etwa 105 Mark vollständig zufrieden und baut auf dieser Basis sein Familienleben auf. Das sind nun nicht exotische Ziffern, die Mindestverhältnisse charakterisieren sollen, sondern der gute Durchschnitt. Diesen Summen entsprechen ja allerdings ganz ungeheuerliche Einkünfte der Fürsten und auch auf der anderen Seite Vermögen einzelner Leute, die auf 100000 oder 150000 Rupien geschätzt werden, deren Ausgabe aber weit



Affentempel.



unter den Zinsen dieses Vermögens zurückbleibt. (Schon hier muß angemerkt werden, daß die Verhältnisse bei Hindus und Mohammedanern ungefähr gleich sind, während sie bei den Parsis vollständig abweichen und sich immer mehr denen der Europäer annähern.) Man glaubt nun, nachdem man diese Einkommensziffern gelesen hat, daß die Armut des Volkes eben durch die Geringfügigkeit seines Erwerbes erklärt wird, und die Berichte über die Hungersnot, die alle paar Jahre eintritt, oder die Erinnerung an ganz verdorrte Menschen, die man gesehen hat, scheint einem mit dieser elenden Bezahlung menschlicher Arbeit zusammenzuhängen. In Wirklichkeit liegen die Gründe anderswo. Sein tägliches Leben kann der Hindu mit den paar Pfennigen seines Einkommens vollständig bestreiten, denn er hat ja keinerlei Bedürfnisse, wohnt in uneingerichteten Hütten, verbringt den größten Teil des Jahres im Freien, schläft auf armseligen Gestellen, kleidet sich in lose Tücher und nährt sich von ein paar Reiskörnern oder fettem Zucker. Daß er ein Bettler ist, daß das ganze Land in der unglaublichsten Weise verschuldet ist und daß Wucherer eigentlich die wichtigsten Personen eines indischen Gemeinwesens darstellen, das hat seine Gründe in Ausgaben, die mit dem täglichen Leben eigentlich gar nichts zu tun haben. Diese täglichen Ausgaben sind die Feste, die man veranstaltet, die Geschenke, die die Götter und die Priester verlangen, die Wettleidenschaft, die das ganze Volk durchsetzt, die ganz persönliche Beziehung, die der Hindu überhaupt zum Geld hat, der bis in hohe Stände hinauf an ein Verzinsen nicht denkt, sondern das harte Metall in der Erde vergräbt, vor allem aber zwei sehr wichtige Verhältnisse des Landes, nämlich die Art des Grundbesitzes und die Ansprüche der Familie. Der Grundbesitz ist nämlich fast überall Landpacht. Der Hindu zahlt eine bestimmte jährliche Summe für die Benutzung des Erdbodens, und diese Summe steht in den meisten Fällen in keinem Verhältnis zu dem wirklichen Ergebnis. Außerdem ist er bald gezwungen, Hypotheken auf den Besitz oder auf das Pachtrecht aufzunehmen, und arbeitet nach kurzer Zeit lediglich für seine Gläubiger. Dazu kommt der Generationenwucher. Ein Hindu hat sich im Jahre 1800 Geld geborgt, und seine Ururenkel zahlen heute für dieses Geld die Zinzeszinsen, wie dieses ganze Jahrhundert hindurch die Zinseszinsen gezahlt worden sind, so daß das Kapital längst vielfach zurückgezahlt ist. Und zwar geschieht dies nicht auf Grund

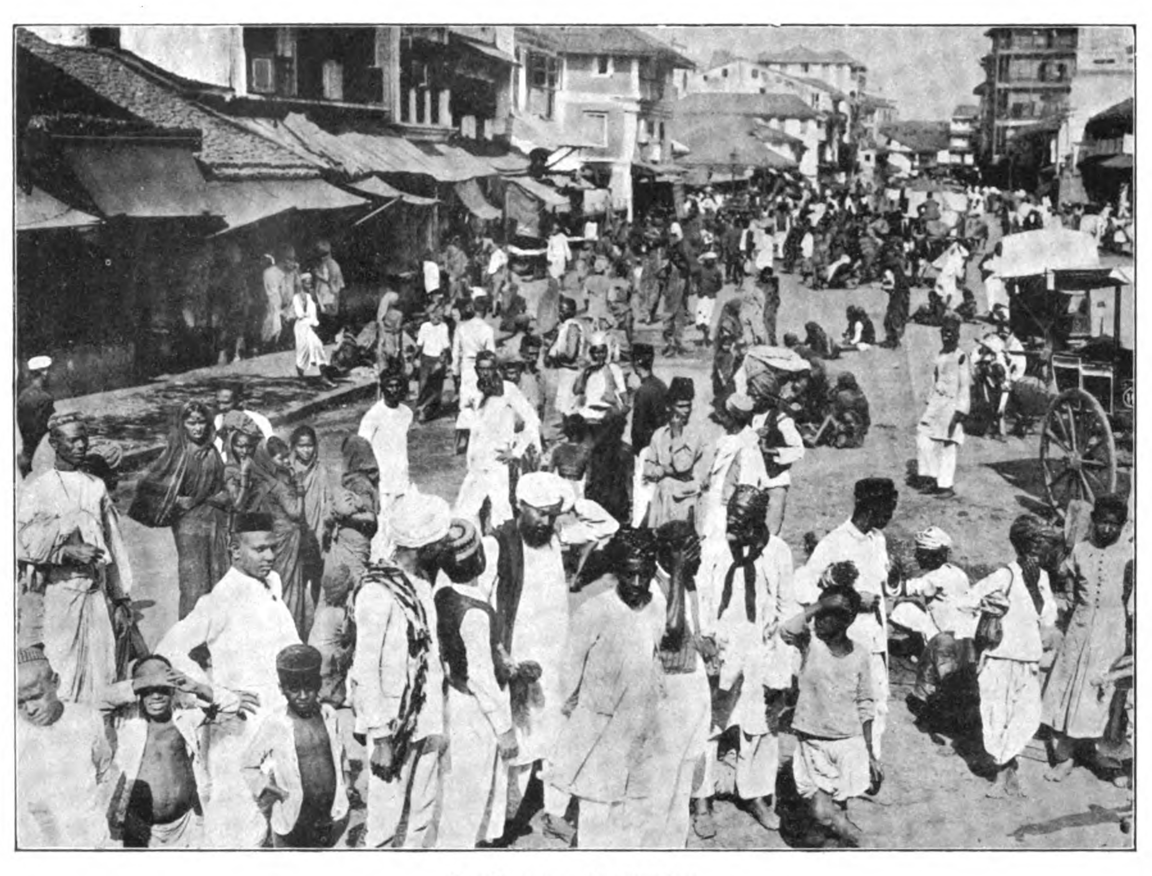
irgendwelcher rechtlichen Verpflichtung, auf Grund der englischen Gesetzgebung, sondern einfach, weil sich die Kinder und Enkel verpflichtet fühlen, die Schulden ihrer Väter zu bezahlen. Aus den Familienzuständen aber wird man begreifen können, wie diese Schulden zustande kommen. Der Hindu verarmt, und sein ganzes Geschlecht geht zugrunde, wenn ihm eine Tochter geboren wird. Kein Mensch will infolgedessen Töchter haben, und bis zum Eindringen der europäischen Zivilisation wurden gewiß drei Viertel aller weiblichen Kinder umgebracht, summarisch und öffentlich umgebracht. Heute, wo das Gesetz derlei verbietet, läßt ein Teil des Volkes die Kinder verkümmern, zu Krüppeln werden, und der Todesfall eines Mädchens ist in den meisten Fällen ein glückliches Ereignis. Denn während Knaben als Arbeiter dienen und sich ihr Leben irgendwie herausschlagen können, sind die Eltern verpflichtet, ein Mädchen bis spätestens zu ihrem zwölften Lebensjahre verheiratet zu haben. Dazu bestimmt das Gesetz der meisten Kasten, daß Mädchen in eine höhere Kaste hinaufheiraten müssen, der Mann der höheren Kaste aber nimmt dieses Mädchen nur, wenn ihm eine stattliche Mitgift gegeben wird. Nun überlege man sich, was es für einen Mann, der mit seiner Familie von etwa 30 Pfennigen den Tag lebt, bedeutet, seine Tochter, wenn er eine hat, seine Töchter, wenn er mehrere hat, mit einer Mitgift, sagen wir nur von je 100 Rupien, auszustatten. Das bedeutet einfach das Einkommen von mehreren Jahren. Er besitzt es nicht und muß infolgedessen zum Wucherer gehen, der es ihm gegen Prozentsätze leiht, die bei uns kaum für Kavalierwechsel gezahlt werden.

Die indische Ehe, die ganze Beziehung dieses Volkes zum Erotischen, zur Frau, wird dem Europäer wahrscheinlich überhaupt nie ganz klar werden, man muß sich daher begnügen, ein paar Dinge davon aufzuschreiben. Der indische und mohammedanische Gebrauch gestattet die Vielweiberei; man darf bis zu vier Frauen haben. Man weiß nun, daß in ganz frühen Kinderjahren geheiratet wird. Jetzt, wo das englische Gesetz die Altersgrenze mit zwölf Jahren festgesetzt hat, ist an die Stelle der wirklichen Verehelichung ein Verlöbnis getreten, das dem Gefühl des Hindus aber vollständig dasselbe bedeutet. Das Vollziehen der Heirat gab es ja früher de facto auch kaum vor dem elften oder zwölften Lebensjahre. Die Knaben blieben im Hause ihrer Eltern bis zu dieser Zeit, aber die verheirateten Kinder gehörten sich für

ewig an, und das ist jetzt beim Verlöbnis ebenso geblieben. Ein sieben- oder achtjähriger Bub wird also mit einem vier- oder fünfjährigen Mädchen verheiratet, und von diesem Tage an ist die Frau sein Eigentum. In manchen Fällen zieht sie ins Haus der Schwiegermutter und wird von ihr erzogen, jedenfalls aber ist sie von der Familie ihres Vaters losgelöst und hat mit dem Augenblick, wo sie die Mitgift empfangen hat, keinerlei Ansprüche mehr. Man weiß, was sich ereignet, wenn der Ehemann oder zehnjährige Bräutigam vor oder nach vollzogener Ehe stirbt. Früher wurde die Witwe einfach verbrannt, jetzt, wo das nicht mehr gestattet ist, hat sie ein fast noch ärgeres Schicksal. Man nennt den Zustand der Witwen jetzt Cold Suttee, also ungefähr eine kalte Verbrennung, weil ihr Leben nach dem Tode ihres Mannes noch weit ärger ist, als irgend ein Tod wäre, der übrigens früher oft genug freiwillig war. Selbst wenn der Mann lebt, ist sie im Hause des Gemahls so lange die letzte Sklavin, als ältere Frauen der Familie existieren; alle Frauen aber sind von vornherein dem Mann untertan, keine Frau darf sitzen, während ihr Mann sitzt, keine Frau essen, während ihr Mann ißt. In jenen Häusern, in denen ein größerer Wohlstand eine Zenana, also einen Harem, gestattet, wo sie also Kurwah, eine Haremsfrau, ist, mag es ihr ja etwas besser gehen; dort ist sie mehr Luxus-, weniger Arbeitstier, lebt mit anderen Frauen zusammen, führt ein blödes, aber immerhin nicht niedriges Dasein. Ist aber die Armut groß, so ist sie einfach die Dienerin des Mannes, ob sie Kinder hat oder nicht. Aber immerhin, ihr Leben ist noch erträglich, solange der Mann auf der Welt ist, oder wenn er stirbt, nachdem sie ihm Kinder geboren hat; ist beides nicht der Fall, dann ist sie die ärmste Kreatur der Welt. Sie mag ein zehnjähriges Mädchen sein, das noch keines Mannes Auge erblickt hat, man wird ihr die hellen Gewänder vom Leibe reißen und sie wird ihr Leben lang nur noch in schmutzigen, dunklen Kitteln herumlaufen, wird fernab von den anderen die ärmliche Nahrung zu sich nehmen, die man ihr mit Schimpf und Schande hinwirft, wird im Hause des Mannes, wo sie erhalten werden muß, als die überflüssigste Last und die immer noch zu teuer bezahlte Sklavin betrachtet werden und dennoch nie den Weg zu ihren Eltern zurückfinden. Denn selbst während der Mann lebt, wird der Vater die verheiratete Tochter nie mehr als zu seiner Familie gehörig ansehen. Es gilt direkt als eine Schande, irgend eine

Beziehung zu einer verheirateten Tochter zu haben, und ein indisches Sprichwort, das in dem gescheiten Buch von Compton über indisches Leben aufgezählt ist, spricht aus, daß es ein Glück ist, nie aus demselben Brunnen des Dorfes trinken zu müssen, in dem eine verheiratete Tochter lebt. Eine Unzahl von Frauen erliegt in Indien Jahr um Jahr diesem Schicksal. Selbst jetzt, wo die englische Regierung das Verbrennen ein für allemal untersagt hat, wo die große religiöse Reformbewegung der Brahma-Somaj die Wiederverheiratung der Witwen einzuführen bemüht ist, und wo zweifellos die Verhältnisse etwas besser geworden sind, haben von den 23 Millionen junger Witwen, die es in Indien gibt, in den letzten Jahren durchschnittlich 25 wieder geheiratet, ein Prozentsatz, der genau ausspricht, wie elend sich die Witwe selbst vorkommt. Denn in diesem Gefühl, in dem ungerechten, unethischen, kindischen Gefühl, das aber doch wieder eines der tiefsten der Menschennatur ist, daß die Frau auf der Welt keinen Sinn mehr hat, wenn ihr Mann, der einzige, dem sie angehörte, gestorben ist, muß man die Erklärung für einen jahrhundertealten Gebrauch, den auch ein paar Menschenalter Europäerleben nicht schwächen konnten, erkennen. Natürlich haben auch hier wiederum die Brahminen schuld an dem Fortbestehen dieses Gebrauches, von dem sie sich Vorteile versprechen und von dem sie Vorteile erhalten; denn eine große Zahl der jungen Witwen, vor allem der Mädchenwitwen, werden von den Brahminen in die Tempel gelockt und werden jene Art von Priesterinnen und Bajaderen, die den Ruf indischer Erotik so groß gemacht haben.

Die hier angedeuteten Zustände sind in erster Linie nach Beobachtungen über das Leben der Hindus gemacht. Die 60 bis 70 Millionen Mohammedaner, die in Indien leben und deren Wohlstand meist etwas größer ist, haben sich trotz des heftigen Antagonismus der beiden Schichten in sehr vielem den Hindus assimiliert. Was bei den Hindus aber auf Religionsvorstellungen zurückgeht, fehlt meist bei den Moslems, bis auf einige Kastenvorurteile, die von den Mohammedanern übernommen worden sind. Dem Gefühle nach ist der Mohammedaner um ein geringes weniger demütig; sonst aber scheinen Klima, Umgebung und ökonomischer Zustand so ähnliche Bedingungen geschaffen zu haben, daß unter dem niederen Volke scharfe Unterscheidungen der Lebensgewohnheiten nicht ins Auge fallen — dem flüchtigen Blick natürlich nur. Hier sei übrigens bemerkt, daß sich die



Straßenszene in Bombay.

Schilderungen mehr auf Indien als auf Ceylon und Burma beziehen. In beiden Provinzen ist vieles, besonders die Stellung der Frau, anders.

Wohin soll das nun alles führen? Jeder Reisende fragt tausendmal danach auf seinem Wege durch die großen Städte, übers Land, vor Tempeln, in Teeplantagen, in den Häusern der Europäer. Er fragt so, wenn er sieht, daß den gebildetsten und reichsten Hindus vom Europäer nie die Hand gereicht wird, daß kein dunkelfarbiger Mann, keiner, in dessen Geschlecht je ein farbiger Blutstropfen war, in den Klub gelassen wird; er fragt danach, wenn er die ungeheueren Massen dumpf dahinlebender, schwächlicher, von Jahr zu Jahr mehr degenerierender Bettler sieht und neben ihnen einzelne Individuen, die sich mit einer unerhörten betriebsamen Energie in die Höhe arbeiten. Er wundert sich, wie dieses Volk von vielen Hundert Millionen sich kaum zu einer nennenswerten nationalen Agitation aufrafft und sich begnügt, einen dumpfen und verschwiegenen Haß gegen die Weißen in manchen seltenen jähen Wallungen zu verraten, während es in einem ständigen Kampfe mit den Mohammedanern lebt, die seine Kameraden im Elend sind. Diesem Antagonismus zwischen den 60 Millionen Mohammedanern und den 180 Millionen Hindus hat die weiße Rasse zum großen Teil ihre Herrschaft zu verdanken. Eine Ausnahme von allen diesen Zuständen macht das kleine Gastvolk der Parsis, das kaum 50 000 Menschen zählt. Es besteht aus jenen Abkommen der alten Perser, Anbetern des Feuers, die mit einem großen Fleiße, mit biegsamen Rücken und einer behenden Intelligenz einen großen Teil des Handels in Bombay und Kalkutta an sich gerissen haben, die unter sich keinen Bettler dulden und die meist reiche Leute sind, die in schönen Häusern wohnen, mit ihren Equipagen durch die Städte fahren und die im Grunde ihres Herzens nur die eine Trauer haben, daß sie keine weißen Menschen sind. Die aber trotzdem an den Bestimmungen ihrer Religion fast alle festhalten, weil sie wohl mit Recht in der Kraft ihrer Rasse die Ursache ihrer Erfolge erkennen.

In dieser ungeheuren Masse von Menschen nun, von Menschen der verschiedensten Religionen, denn es sind auch Buddhisten da, Sains, Sikks und Araber, leben 150-, wenn man will 200 000 Europäer, zumeist Engländer. Sie leben ein von allen anderen abgetrenntes Dasein mit eigenen Bedingungen und entwickeln das

Land. Ja, trotz allem sie entwickeln es, nicht in der Richtung einer humanen Zivilisation, die ihnen gleichgültig ist, nicht zum Christentum, sondern zum Arbeitsfelde des Imperialismus. Sie haben seit dem Jahre 1870 25 000 Meilen Eisenbahnen in diesem Lande gebaut. Sie haben in der kurzen Zeit ihrer Kolonisationstätigkeit die Bedeutung der Städte verschoben, aus Kalkutta, das im XVII. Jahrhundert 12 000 Einwohner hatte, die größte Stadt mit einer Einwohnerschaft von mehr als einer Million gemacht. Sie haben ein Postwesen eingerichtet, das nicht nur innerhalb des Landes tadellos funktioniert, sondern auch jene Brücke zur Heimat darstellt, die aus Indien eine Provinz Englands macht, in der der weiße Mensch überhaupt nur eine Art Neuigkeiten außer denen seines Geschäftes kennt, die aus der Heimat. Das ist nämlich das Wichtigste in dem Leben, das die Europäer in Indien führen: Sie siedeln sich nicht eigentlich in Indien an, „Home" ist für sie immer England. Sie zählen die Tage bis zu jenem vierten Jahr, in dem jeder für einen sechs bis zwölfmonatigen Urlaub nach Hause kann. Die Beamten zählen ihre Dienstjahre, um dann das Land zu verlassen, und ich glaube, die Kaufleute zählen jeden Abend ihr Geld, um zu wissen, an welchem Tage sie endlich genug haben werden, um die paar Möbel, die sie besitzen, zu versteigern, ihre Pferde zu verkaufen und mit dem nächsten Dampfer der P.- und O.-Linie nach England zu fahren.

Sie erlernen auch nur genau so viel von der Sprache, als sie für den geschäftlichen Verkehr und für den Umgang mit ihren Dienern unbedingt brauchen. Sie kennen nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Lande auch nur eine Art von Coolie-Indisch, das der gebildeten Sprache des Bengali oder Guzarati gerade so fern ist wie das Englisch der indischen Diener der Sprache Macaulays oder der Times. Ich habe Engländer in Bombay und Kalkutta getroffen, die in fünfzehnjährigem Leben in diesen Städten kaum fünfmal im „native quarter" gewesen waren, deren Leben sich einfach zwischen ihrem Offize, dem Klub und den zwei oder drei europäischen Hotels abspielte, die nie die großen Stätten altindischer Kultur besucht hatten. Im Innern, wo die gesellschaftlichen Möglichkeiten des Lebens immer beschränkter werden, erzwingt der Aufenthalt im Freien, die Jagd, ein etwas intensiveres Verhältnis zu den Indern. Viele Freuden haben die Europäer in diesem Lande ja nicht: Häuser, Pferde, Sport und

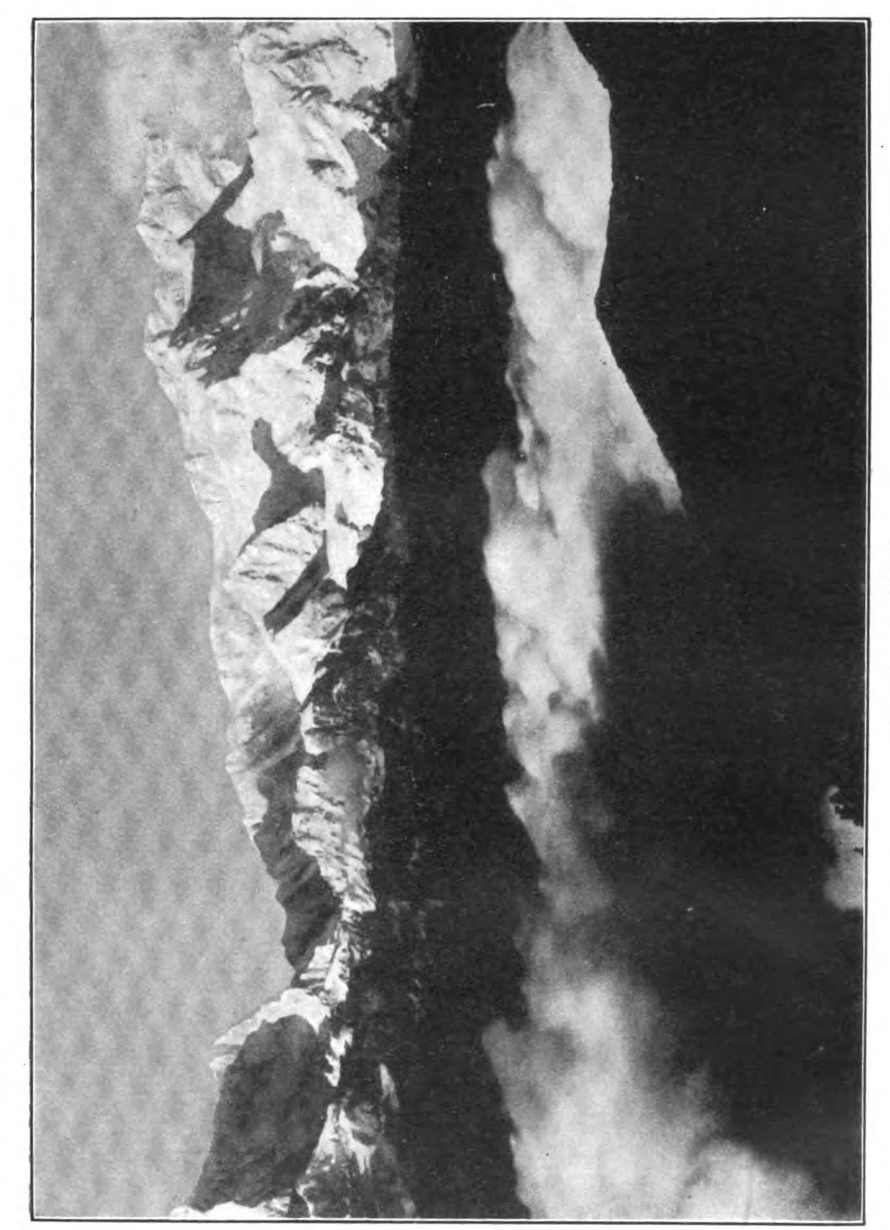
Jagd. Theater von einigem Betracht gibt es nicht, die literarischen Interessen verkümmern, und das ganze Leben ist auf die Erwartung des Sonntags oder des Montags gestellt, an dem die Post von England kommt. Telegramme melden jede Woche, wann der Postdampfer von Brindisi abgegangen, in Port Said, Suez und Aden gelandet ist, man diskutiert die Stunde, wo er endlich im Hafen von Bombay sein wird, und nur wenige Minuten nachdem das Schiff endlich da ist, verlassen Expreßzüge nach allen Richtungen die Stationen, um so rasch als möglich die Briefe und Zeitungsblätter abzuliefern, die, im besten Falle vierzehn Tage alt, die letzten Neuigkeiten bringen.

Man darf die klimatischen Verhältnisse nicht vergessen, wenn man beurteilen will, wie die Europäer sich ihr Leben in Indien eingerichtet haben. Es ist gewiß jetzt nicht mehr so fürchterlich wie es vor Jahren war, als noch weniger sanitäre Vorrichtungen als jetzt für das Erhalten der Gesundheit sorgten, und selbst in ganz bösen Gegenden wie in Burma vermag eine große Zahl von Deutschen und Engländern den Aufenthalt bis zu fünfzehn und zwanzig Jahren auszudehnen, wenn sie es nie versäumen, jedes vierte oder fünfte Jahr für einen sechs- bis zwölfmonatigen Urlaub nach Europa zu gehen. Es ist nicht allein die Hitze, die berüchtigte, in ganz unerhörte Grade hinaufsteigende Hitze, die die Gefahr des Landes ausmacht. Die Regenzeit, in der keine Faser am Leibe trocken bleibt, sich die Kleider so gut wie alle Geräte in wenigen Minuten mit Schimmel überziehen, in der man nicht mehr gehen und zumeist auch nicht mehr ausreiten kann, wird von den Engländern in Indien als das weitaus größte Übel empfunden. Denn da geht den Menschen jenes Korrektiv verloren, das sie sich als hygienischen Schutz gegen die Hitze mit einer großen, oft bewunderungswürdigen Energie abgerungen haben. Es ist wirklich bewundernswert, wie Männer und Frauen trotz der erschlaffenden Schwüle den Sport, ob er nun in Reiten, Jagen, Tennis, Golf oder Polo besteht, ausüben, mit welcher Gelenkigkeit, mit welchem Eifer; und es ist keine Frage, daß sie nur durch diese Lebensweise allmählich ihre Körper zum Widerstande gegen die Tropen, soweit das überhaupt geht, befähigen. Der Sport bildet in den kleinen Stationen das einzige Zentrum des Lebens, und an den vielen Plätzen, wo die Zahl der Europäer überhaupt an den Fingern einer Hand abzuzählen ist, wo jeder auf sich selbst angewiesen bleibt, die einzige Art, wie man über die langen

Tage, Monate und Jahre hinwegkommt. Ob sich's nun um Kaufleute, um Beamte oder Offiziere handelt, das Pferd, auf dem man in den Dschungeln reitet, oder das Pony zum Polospiele, das sind zumeist die einzigen Freuden, die man hat. Dazu ein paar Hunde, die rasch genug sterben, weil sie das Klima nicht vertragen können, und die Bridge-Partie am Abend im Klub. Denn der Klub spielt in diesem Lande eine noch viel größere Rolle als in England selbst. Jeder weiße Mensch, der auf sich hält, gehört einem Klub an, in den kleineren Orten dem Klub, und hier wird aufs ängstlichste darauf gesehen, daß kein irgendwie, wenn auch nur leise dunkel gefärbter Mann die Türschwelle überschreitet. Der Klub gehört auch den Frauen, hier wird Tennis gespielt, werden Bälle und Gesellschaften gegeben. Society Life ist überall sehr stark entwickelt. In Bombay und Kalkutta gibt es während der Season an jedem Tag ein Diner, einen Empfang, ein Supper, und den Frauen geht es in einem Lande glänzend, in dem die Zahl der Männer immer weitaus größer ist und in dem schließlich jeder, der sich darauf einrichtet, länger dazubleiben, in der Ehe die einzige Möglichkeit zu einem erträglicheren Dasein sehen muß. Es gibt ja natürlich auch Junggesellen aus Grundsatz, und man versteht auch deren Argumente sehr gut, wenn man sieht, was so eine indische Ehe bedeutet. Die meisten Frauen halten das Klima noch weniger aus als die Männer. Ihnen fehlt die Ablenkung der Arbeit, und wenn sie nicht ungemein intensiv Sport treiben, hält ihr Körper das schlaffe Leben nicht aus; selbst die energischsten müssen von Zeit zu Zeit, viel öfter als die Männer, in die Heimat oder doch wenigstens in die Hill Stations, in jene höher gelegenen Luftkurorte, in denen man sich an einem Kaminfeuer und einem scharfen Schneewind laben kann. So sind die Männer mit ihren Frauen nicht allzuviel zusammen. Beide Geschlechter aber beten, beten ernsthaft und inbrünstig, und nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einer tiefen und unerschütterlichen Erkenntnis heraus, daß sie keine Kinder bekommen mögen. Kinder, das bedeutet im besten Falle die jahrelange Trennung der beiden Ehegatten. Man kann Kinder in diesem Lande nicht aufziehen, sie welken rasch, und wenn man ihr Leben über die ersten gefährlichsten Jahre hinwegbringt, muß man sie dann sechs-, siebenjährig eilig wieder wegschicken, weil ihre Seele noch weniger als ihr Körper das Tropenleben verträgt. Hier und da gibt es Ausnahmen, aber in der Regel

bedeutet der Ausdruck „country bred“, also im Lande aufgezogen, als Urteil für einen jungen Europäer, ebensoviel als verkommen, verderbt, unbrauchbar. Er ist meist nicht viel besser als ein Mischling oder gar als ein Schwarzer. Man schickt die Kinder nach Hause ins College und sieht sie alle drei, vier Jahre wieder, bis sie erwachsene Menschen sind, die ihre Eltern nie gekannt haben und ihr eigenes Leben führen. Oder die Frau verläßt den Mann, der als halber Junggeselle nun in Indien ein ganz verkehrtes Leben weiter führt. Das ist vielleicht die ärgste Seite im Leben des Europäers in Indien, denn hier hilft auch das Geld, das verhältnismäßig leicht erworbene Einkommen nicht, das sonst vieles bessert. Die Manier, in der man sein Haus führt, ist ja wirklich in der Regel eine sehr schöne, vornehme und großzügige. Man hat immer Gäste, hat einen großen Garten, versteht es zu empfangen. Die Natur gibt eine Menge Reize her, und eine große Schar von Dienern gibt fürs erste das Gefühl einer fürstlichen Lebensführung. Dazu hat man Pferde und Wagen, kutschiert selbst, und ein Abendkorso in Kalkutta, eine Fahrt durch die Royal Lakes in Rangoon macht den Eindruck eines largen und herrschaftlichen Daseins. Die Arbeitstage sind kurz, vor 10 Uhr öffnet keine Bank, kein Geschäft und um 5, im Sommer um 4 Uhr wird geschlossen; nur jener Posttag, an dem die Briefe nach England gehen, bringt etwas mehr Arbeit. Im Geschäft selbst ist die Tätigkeit des Europäers auf das Geistige und Organisatorische, auf die Initiative beschränkt. Alle mechanische Arbeit, Buchhalterei und ähnliches wird von Eingeborenen besorgt, für die kein Gehalt zu gering ist, und auch die kleinste physische Anstrengung wird vermieden. Im Bureau wie im Hause sind immer ein oder zwei Diener im Zimmer, Klingeln kennt man fast gar nicht, weil der stereotype Ruf „boy“ sofort einen dunklen Mann in die Nähe bringt, dem man befiehlt, die Zeitung vom Kamin zum Tisch zu bringen, einem das Glas aus der Hand zu nehmen, eine Zigarre anzuzünden oder ähnliche Dienstleistungen zu tun, die bei uns kein Mensch von einem anderen verrichten ließe. Kein Herr denkt daran, in Indien sich selbst anzuziehen. Die Weißen verlernen es nach einer Weile und werden in physischen Dingen, soweit es sich nicht um Sport handelt, unbeholfen wie Kinder. Ganz ohne Rücksicht auf das Einkommen des einzelnen hat jeder Weiße einen Kammerdiener, der ihm in der Früh aus dem Bett hilft und die Strümpfe anzieht, das Hemd hält, in das

er nur hineinkriecht, beim Weggehen den Hut und den Stock in die Hand gibt; und sobald es etwas warm wird, müssen tagaus tagein Punkah-Coolies die Fächer ziehen, die etwas Luft bringen. Jetzt sind's manchmal elektrische, die sich immerfort drehen; wo aber die Zivilisation noch nicht so weit ist, stehen draußen vor dem Zimmer ein Diener oder zwei und ziehen an einer Schnur den Fächer hin und her. Schläft der Mann in der Nacht etwa ein, so wacht der Herr selbst in demselben Augenblick auf, wo der Luftzug aufhört, und eine eigene sinnreiche Mechanik dient dazu, um dem Coolie vom Bett aus in dem Flur einen Stoß versetzen zu können, der ihn erweckt. Manchmal bringen diese Punkah-Coolies ihre ganze Familie zum Ziehen mit, denn ohne Unterlaß muß durch die 24 Stunden des Tages Luft gefächelt werden. Das ist nun nicht Luxus, das ist einfach Lebensnotwendigkeit, sowie man auch den Genuß der unzähligen „Pegs", so nennt man dort den Whisky und Soda, nicht als Alkoholmißbrauch, sondern einfach als Erfordernis des Klimas betrachten muß. Im allgemeinen wird übrigens nicht so viel getrunken, wenigstens jetzt nicht mehr, wie man glaubt, die Quantitäten des Whisky werden immer geringer, die des Soda immer größer; nur die Unmengen von Eis, die Weiße sowohl wie Schwarze das ganze Jahr hindurch verzehren, sind der Gesundheit schädlich und verursachen die vielen Magenkrankheiten und leichten Fieberanfälle, denen kein Europäer in Indien auf die Dauer entgeht. Im übrigen gewöhnt man in diesem Lande es sich überhaupt ab, gegen Annehmlichkeiten oder Vergnügen, die irgend einer sich herausgefunden hat, ein Wort zu sagen. Es ist wenig genug, was die Leute haben. Eine Kartenpartie am Abend, ein recht langweiliges, und wenn man ehrlich sein will, leeres Gesellschaftsleben, das doch die einzige Abwechslung ist und die persönliche Freiheit sehr einengt, Höflichkeit und gute Manieren, etwas Champagner zu dem elenden Essen, wenn man Gesellschaft hat, wieder die Karten, und wenn nicht, jener Longchair, in dem man sich auf der Terrasse des Bungalow ausstreckt und die Beine auf den langen Armlehnen läßt, um so eine Stellung zu erzeugen, bei der einem die Hitze am wenigsten antun kann und nicht allzuviel Insekten aus dem Boden auf den Körper kriechen. Ja, diese Insekten, die Moskitos, Ameisen, und dann die größeren Tiere, Mäuse, Ratten, Moschusratten, das sind die Qualen, die unausrottbaren Plagen des indischen Hauslebens. Die machen



Aus dem Himalaya.

das Leben schwerer als die Schlangen, die auch häufig genug sind. Der Gefahr gegenüber bekommen der weiße Mann, Frau und Kind in Indien ein ganz besonderes, fast schon fatalistisches Gefühl. Mir hat eine dreiundzwanzigjährige junge Frau auf einer Teeplantage in Ceylon eine Momentaufnahme gezeigt, die sie wenige Wochen vorher mit ihrem Kodak von der Schlafzimmertür aus gemacht hatte und die eine große aufgerichtete Kobra, also die gefährlichste Schlange auf der Welt zeigt. Diese junge Frau, die im ganzen drei Jahre in Indien gewesen war, trat aus ihrem Bett ans Fenster, wollte in einem jener leichten Kleider, die man dort trägt, in den Garten hinausgehen und erblickte die aufgerichtete Natter. Statt kreischend davon zu laufen, was schließlich jeder von uns getan hätte, holte sie ihren Kodak und knipste. Und auch die großen Tiere, Tiger, Leoparden und Hyänen sind noch häufig genug. Wer nicht gerade in Bombay und Kalkutta lebt, weiß ohne zu lügen, oft genug zu erzählen, daß in der Nacht plötzlich ein Tier aus dem Hause hinweggeholt worden ist, daß ein hungriger Tiger um die Hängematte schlich, wo man nächtlich im Garten, weil es dort doch etwas kühler war, schlief. Allen diesen großen Gefahren gegenüber, die in jedem Augenblick das Leben enden können, wie die Pest, die unaufhörlich wütet, das Nervenfieber, die Cholera, werden die Leute hart. Aber es erleichtert ihnen die Lebensstimmung doch nicht. Und was haben sie schließlich von alledem? Geld, ein Einkommen, wie sie es zu Hause nie erreichen würden. Der kleine Kommis, der in Europa 100 oder 200 Mark hätte, bekommt dort 500 oder 600, der Arzt erteilt keine Konsultation unter 20 Mark, der Kaufmann mit einem Einkommen von 50 000 oder 60 000 Mark ist nur ein Durchschnitt. Die Minimumpension im Civil Service, also in der englischen Verwaltungskarriere, ist 25 000 Mark, und man erreicht sie etwa nach einundzwanzig Jahren. Dazu kommt für die Witwe, wann immer der Mann stirbt, eine Pension von mindestens 8000 Mark, für jedes Kind von 2000 bis 3000 Mark, für Töchter auf Lebenszeit.

Dementsprechend sind auch die Gehälter der aktiven Beamten, die Gagen der Privatbeamten. Trotzdem ersparen die wenigsten in Indien etwas vom Gehalt, das Leben des Europäers ist teuer, und man muß viele Opfer bringen, um überhaupt einige Bequemlichkeit zu haben; und wenn die Beamten nach ihrer Dienstzeit nach Europa zurückkehren, sind sie an eine Lebensführung

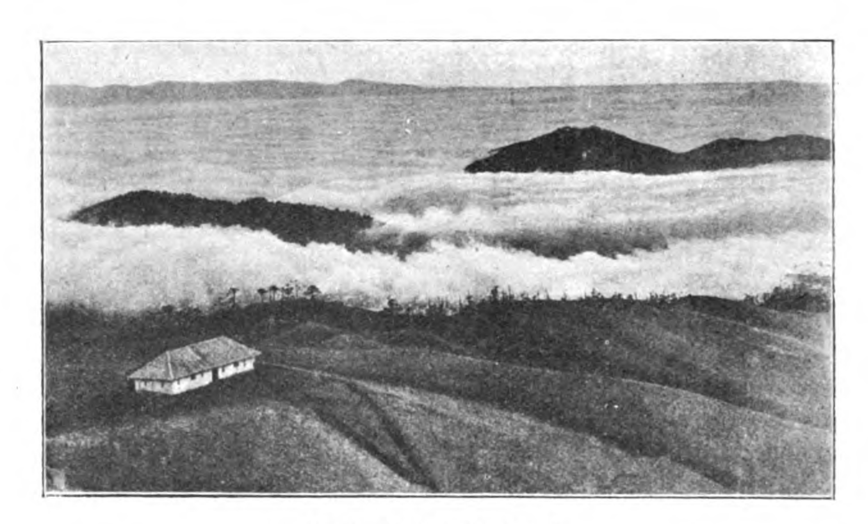
gewöhnt, die wir paschamäßig nennen, und die sie mit dem unseren Begriffen nach sonst stattlichen Einkommen von 20000 Mark kaum aufbringen können. In dem Comptonschen Buch über Indien, daß den großen Vorzug hat, daß sein Verfasser viele Jahre hindurch das Kolonialleben mitgemacht hat, wird sehr hübsch erzählt, wie einem solchen englischen Beamten zumute ist, der in Indien nie anders als mit Vorreitern und einem großen Gefolge ausgeritten ist, der gewöhnt war, Fürsten Anweisungen zu erteilen, und der nun mit dem Omnibus, oben auf dem Verdeck, in seinen kleinen Londoner Vorort hinausfahren soll. Und auch die Kaufleute müssen lange erwerben, bis sie so viel zurückgelegt haben, daß sie von den Zinsen zu Hause wenigstens ungefähr das Leben weiterführen können, an das sie gewöhnt sind. Aber dortbleiben will niemand. Kaum daß ein paar Junggesellen, die gar keine Beziehungen mehr haben, oder Eheleute, die so lange dort geblieben sind, daß ihre ganze Familie weggestorben ist, bis zum letzten Atemzug in der Kolonie bleiben. Die ziehen sich dann auf irgend eine Höhe zurück und vegetieren, freuen sich an den Palmen, reiten auf die Jagd und nehmen alle Schrecken der Tropen dafür in Kauf, daß sie weiterhin die Herren sind. Die Herren sein, das ist für viele Weiße im Lande der große Reiz. Sie gebieten, sie dürfen ungerecht sein, und eine Art von Tropenkoller hat jeder nach kurzer Zeit. Die Hand sitzt leicht im Gelenk, und wenn auch das Gesetz das Schlagen verbietet, so bestraft das Gericht milde genug. Die kriecherische und widerliche Demut der meisten Hindus ist ebensogut ein Grund für das Verhältnis des Weißen zum Native, wie die unausrottbare Antipathie der Weißen gegen jede dunkle Rasse, die man nach verblüffend kurzer Zeit in sich entdeckt. Dazu kommt, daß in dem Verkehr mit dem Weißen der Hindu eigentlich zumeist seine elendesten menschlichen Eigenschaften hervorkehrt. Er lügt, ist unterwürfig und verbirgt nicht einmal jene Moral insanity, die vorläufig wenigstens eine durchgehende Eigenschaft ist. Die Kultivierten ihres Volkes wissen selbst, daß dem so ist, und als Lord Curzon, der Vizekönig, bei einer Universitätsansprache den Hindus sagte: „Es ist ja ganz schön, daß ihr so viel lernt und euch so bilden wollt, vor allem aber müßtet ihr euch alle das Lügen abgewöhnen“, konnte man in den Wutausbrüchen der nationalen Blätter trotzdem das Geständnis finden, daß der Vizekönig die Wahrheit gesagt hatte.

Es mag nun von einigem Interesse für unsere Leserkreise sein, ganz kurz einige Tatsachen darüber zu hören, wie sich das Alltagsleben eines Europäers in Indien darstellt. Manches ist ja darüber schon gesagt worden, und es erübrigt nur noch ganz kurz das Haus eines Europäers in Indien zu charakterisieren, seine Bewohner und seine Kost. Ein Ehepaar von einigem Einkommen bewohnt ein Bungalow, das ist ein zumeist einstöckiges, oft aber auch nur ebenerdiges Haus mit sehr großen Zimmern, die sich überall ins Freie öffnen, und in dem die Veranden des Klimas wegen die Hauptsache sind. Diese Häuser kosten natürlich, je nach den Orten, in denen sie stehen, ganz verschiedene Summen, sind aber durchweg sehr teuer. Der Europäer ist auf das Wohnen in ganz engbegrenzten Vierteln angewiesen, die primitivsten Anforderungen an Reinlichkeit müssen schwer bezahlt werden, und niemand will ein Haus besitzen. Zumeist mietet man eins, und man muß rechnen, daß in den kleineren Städten und Ansiedlungen die monatliche Miete etwa 200 bis 300 Mark, in Bombay und Kalkutta oft genug aber das Doppelte und mehr beträgt. Um in solch einem Haus dann leben zu können, muß man zwischen zwölf und zwanzig Diener haben. Es ist schon früher auf die Schwierigkeiten hingewiesen worden, die dem Europäer durch die Kasten entstehen, und in der Hauswirtschaft drückt sich das durch eine Unmenge von Menschen aus, die man angestellt haben muß. Die einzelnen Gehälter sind ja nun allerdings sehr klein. Ein Diener bekommt zwischen 6 und 12, höchstens 15 Rupien, die Rupie ist 1,40 Mark, Gehalt monatlich und muß dafür sich selber verköstigen. In keinem Haus wird für die Diener gekocht, und in keinem Haus gibt es Wohnungen für die Diener. Sie schlafen, soweit sie die Leibdiener der Herrschaft sind, vor ihren Türen, die übrigen gehen zu ihren Familien, denn von den sieben oder acht Rupien Monatslohn erhält der Hindu eine ganze Familie. Man hat also als Ehepaar ohne Kinder ungefähr zwanzig Diener. Vor allen den Sirdar, den Majordomus, der zugleich der Privatdiener des Herrn ist, also die persönlichen Dienstleistungen tut, Gäste anmeldet, Briefe trägt usw. Dann hat man den Bearer, das ist der Leibdiener, der ankleidet, die Wäsche in Ordnung hält, und sein Seitenstück, die Aja, die dasselbe für die Frau tut. Man hat weiter zur Bedienung bei Tisch den Kitmegah und seinen Gehilfen, die auftragen, das Geschirr, das Silber in Ordnung halten, und die vom Khansamah, der die Vermittlung mit der Küche

aufrecht erhält und den Verkehr mit der Hausfrau hat, beaufsichtigt werden. In der Küche sind der Koch, Köchinnen kennt man nicht — Barotschi —, und zumindest ein, meistens aber zwei Gehilfen. Man hat dann mindestens zwei Punkah-Coolies, einen Gärtner, einen Pferdediener, einen Kutscher, und wenn man den Cüprassi, das ist ein Faktotum, auch als Diener auf den Bock setzt, so ist das eigentlich bis auf den Wäscher, den Sweeper, der die grobe Fegarbeit im Hause macht, und den Paria, der den Unrat wegschafft, alles, was ein kleines und eigentlich bescheiden geführtes Haus an Dienerschaft braucht. Nun rechne man sich einmal aus, was selbst bei ganz kleinen Gagen diese zwanzig Diener in einem Monat an Gehalt bekommen, schlage dazu, was jeder einzelne von ihnen an kleinem Profit macht und auf welche Bezüge von Lieferanten jeder von ihnen ein verbrieftes Recht hat, das natürlich auch wieder von dem Hausherrn bezahlt werden muß, so wird man rasch genug sehen, daß eine jährliche Ausgabe von 4000 bis 5000 Mark das Minimum für die Dienerschaft ist. So kommt man dahin zu sehen, daß man noch gar keine Sprünge machen darf, wenn man für das nackte Leben als Europäer in Indien etwa 20000 Mark im Jahre ausgibt. Da sind eigentlich noch die Kosten für kleine Reisen, für den Sport, für Pferde und ähnliches ebensowenig gerechnet wie die Anschaffungen für die Toilette und die natürlich nach den persönlichen Verhältnissen ganz verschiedenen Anforderungen, die das gesellschaftliche Leben an den Geldbeutel stellt. Vom Ökonomischen aber ganz abgesehen, muß man in Indien gewesen sein, es selbst mitgemacht haben oder es sich von Hausfrauen haben erzählen lassen, was eine solche Unmenge von Dienerschaft für eine Unordnung in einem Hause anrichten kann, welche Kämpfe man Stunde für Stunde mit ihnen führt, welcher Tratsch daraus entsteht, daß man nie auch nur eine Sekunde allein ist. Und wie glücklich die meisten Engländer in Indien für den Augenblick wenigstens wären, wenn sie sich ihre Stiefel selber putzen und in einem erträglichen Restaurant Mittag essen könnten. Aber derlei amerikanische Lebensführung ist für Indien ausgeschlossen. Selbst der Junggeselle, der einigen Komfort haben will, hat ein eigenes Haus und muß dann zumindest zehn Diener haben. Und wenn sich, was sehr häufig ist, zwei oder drei Herren zu einer Chumroe (abgeleitet von chum, der Kollege, Freund) zusammentun, so sind ihre Ausgaben nicht geringer als die eines Ehepaares. Ja selbst

jener Junggeselle, der all diesen Lasten entrinnen will und im Hotel, im Boarding-house wohnt, muß drei, mindestens aber zwei Diener haben. Einen Leibdiener, einen, der ihn bei Tisch bedient — denn die Boardinghäuser geben fast nie Bedienung —, und einen Mann, der sein Pferd oder seinen Wagen in Ordnung hält, wenn er nämlich selbst kutschiert.

Bei solchen Überlegungen kommt einem dann plötzlich der Gedanke: Wie fürchterlich muß nun das Leben des armen Europäers in Indien sein. Des armen, d. h. jenes weißen Mannes, dem es in der Heimat eine unerhörte Summe dünkt, wenn man ihm 4000 bis 6000 Mark Gehalt für eine Beschäftigung anbietet, für die er zu Hause mit 2000 bis 3000 Mark vergeblich alle Kräfte ins Werk gesetzt hat. Ach, ein schreckliches Dasein hat dieser Mensch in Indien, zumal in den großen Städten, wo ihm der Verkehr mit den anderen Europäern nur bei einem großen Aufwand möglich ist und der Verkehr mit Nichteuropäern der Rasse wegen geradezu ausgeschlossen bleibt. Bei Beamten, Offizieren geht's noch eher, da sorgt die Gemeinschaft für eine Verbilligung des Lebens, Privatpersonen bleibt aber dann nur übrig, weit draußen auf dem Lande zu leben und auf alles zu verzichten. Den Weißen mit dem ganz kleinen Einkommen, mit dem, was man bei uns ein anständiges Arbeiter- oder Handwerkereinkommen nennen würde, den gibt es in Indien aber fast gar nicht. Auch der weiße Bettler ist selten genug, ist einer unter Hunderttausenden und dann gewöhnlich das Verkommenste vom Verkommenen, auf einer Bahn, für die den andern selbst das Begreifen fehlt.



Nebelmeer bei Darjeeling.

Himalaya.

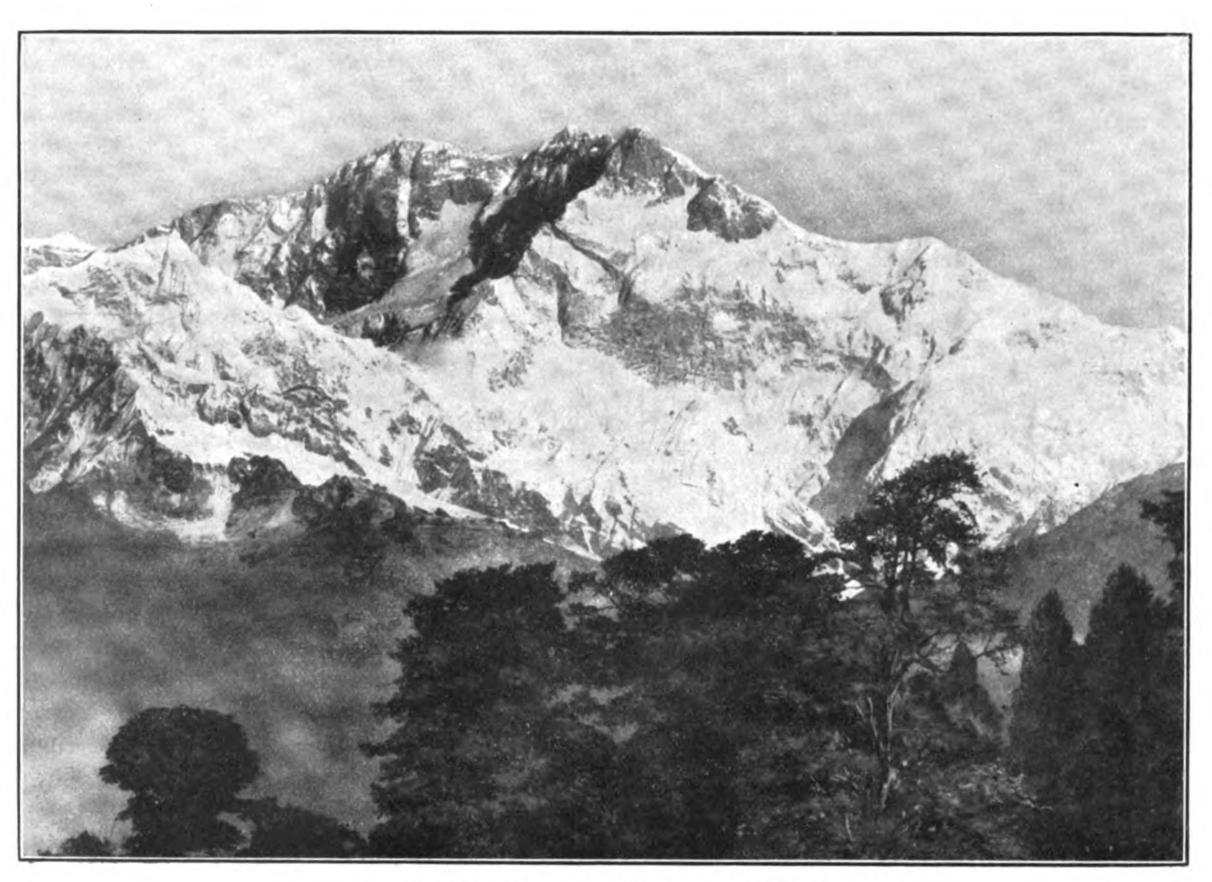
In der hellsten Sonne verläßt man Kalkutta. Der Wagen fährt aus dem Engländerviertel hinaus und aus dem Reich der hohen Bankhäuser und jener Regierungsgebäude, die einen eigenen anglo-indischen Stil durch die Verbindung klassischer Architekturformen mit tropischen Terrassen und Veranden erzeugt haben. Und nach wenigen Minuten ist man mitten drin in dem Gewirr enger Gassen oder fährt eine lange Dorfstraße hinab, an der rechts und links kleine Häuser stehen, offene Läden, in denen Töpfer die Geschirre zum Kochen oder jene Hookas, aus denen man raucht, verkaufen, Krämer buntes Tuch feilhalten, das in Manchester oder auch in Brünn gemacht wird, noch weiter draußen arme Hütten, durch die der Wind zieht. Dann kommt der große Bahnhof, wie immer umringt von vielen hundert Menschen; denn dieses ganze Volk reist stets, verändert unaufhörlich seinen Wohnsitz, fühlt sich in der Eisenbahn, von der man eigentlich glauben sollte, daß sie die seinem Wesen gegensätzlichste Einrichtung sei, ungemein wohl.

Der Zug braucht nur zehn Minuten, da ist man schon mitten im Dschungel drin. Man fragt einen, der von einer Indienreise

zurückkommt, manchmal: „Sagen Sie, sind Sie also in einem wirklichen Urwald gewesen, oder sind Sie auch bis zu einem Dschungel vorgedrungen?" Aber der Urwald und der Dschungel, das sind die nächsten Dinge, die man sieht, wenn man sich nur eine halbe Stunde von Hause entfernt hat. Wenn man in der Früh um acht Uhr, oder im Sommer um sieben, aus Kalkutta wegreitet, um sich vor dem Frühstück, so lange die Wärme erträglich ist, etwas Bewegung zu machen, so reitet man eben mitten in den Dschungel hinein. Fürs erste kann man sich nicht recht vorstellen, daß dieses geheimnisvolle Gebiet, das uns Menschen der letzten Generation vor allem durch die Kiplingschen Bücher näher gerückt worden ist, gar nichts Fernes, Seltenes sein soll, eigentlich nichts anderes als der Palmenwald, wie man ihn überall sieht, durch den kaum je ein Weg führt und in dem nur dann plötzlich mitten drin ein Dorf, eine Stadt, eine Ansiedlung steht. Erst wenn man wirklich drin ist, wenn man ihn atmet, dann weiß man, daß dieser Dschungel doch etwas anderes ist, vielleicht das Geheimnisvollste, Tiefste, was man in der Natur sehen kann. Wir, die wir gewöhnt sind, der Natur, in der wir gehen, eigentlich immer nahe verwandt zu sein, haben manchmal an Frühlingstagen, wenn die warmen Dämpfe stark aus der Erde kommen, wenn die Sonne alle Jugend, die noch in uns ist, für ein paar Augenblicke herauszerrt, ein Bedürfnis, das wir zumeist verschweigen, dem wir ja fast nie nachgeben und das uns doch drängt, niederzuknieen und diese dampfende Erde zu küssen, oder mit bebenden Händen die Gräser zu berühren, die Bäume zu erfassen, die innigsten Kräfte der Natur einzusaugen. Nun — derlei gibt's im Dschungel nicht. Vor allem wäre es viel zu gefährlich. Der Fußgänger muß feste Schuhe und hohe Gamaschen haben, um zumindest von den Blutegeln nicht angefressen zu werden; die Tiger, Leoparden und Hyänen machen einem das ungestörte und poetisch-schwärmerische Verweilen im Dschungel ebenso unmöglich wie die Fülle von Schlangen und Skorpionen. Man reitet also auf Pferden, die manchmal scheuen, deren Huf, deren Körper erst eine Bahn zwischen den Schlingpflanzen bahnt, die jeder von neuem durchreißen muß und die die webende Kraft der Vegetation im nächsten Augenblick schon verschlungen zu haben scheint. Das große Geheimnis des Dschungels sind die unzähligen Leben, die in ihm vor sich gehen, das Wache, Bewegte, stets Arbeitende dieser Atmosphäre: daß hier die Säfte

des Bodens immer neue Blüten, Blätter, Zweige und Bäume erzeugen, Kokosnüsse auf den Palmen reifen lassen und Gummi aus den Rinden schwitzen, daß eine unsägliche und unbegreifliche Fülle der verschiedensten Getiere, großer und kleiner, nebeneinander, miteinander, aufeinander, durcheinander und voneinander hier lebt, zeugt und verwelkt, sich in unersättlichem Kampfe gegenseitig vernichtet, und daß die Arten immer wieder neu erstehen, daß keinen Augenblick die Luft frei ist von dem Summen, den dumpfen Lebenslauten zahlloser Wesen. Hier ist das Reich, in dem für den Menschen kein Platz ist, in dem er stets das Gefühl haben muß, ein geringer Teil jener Natur zu sein, als deren Mittelpunkt er sich sonst empfindet. Hier herrscht, was wir gern das animalische Leben nennen, und erzielt eine Stimmung, die vom Menschen aus gemessen ein Wunder an Einheitlichkeit und Tiefe ist.

Durch diesen Dschungel nun, hart an ihm vorüber, ihn auf kleinen Brücken durchschneidend, fährt die Bahn, die von Kalkutta nach dem Saragat hinauf und dann nach Darjeeling ins Himalayagebiet führt. Als es Abend wird und die Dunkel der Nacht gesunken sind, scheinen manchmal Schatten vorbeizufliegen. Dann aber steht mit einem plötzlichen Ruck dieser lange Zug fest. Man sieht keine Station, merkwürdig große Männer in langen Kitteln, die ihnen fast Weiberaussehen geben und deren Rassentypus nicht mehr der kleine schwächliche indische ist, stehen an den Türen der Waggons und greifen nach den Gepäckstücken. Leitern werden hergetragen, denn der Erdboden liegt tief unter dem Geleise, und man hört, daß man in Damookdea ist und den Ganges auf einem kleinen Dampfer überschreiten muß, um ans andere Ufer zum Saragat zu kommen. Die Bänke des Ganges verändern sich hier von Tag zu Tag. Der Boden, auf dem man ins Schiff geht, ist Schwimmsand, und deshalb scheint es, als höre hier die Regelmäßigkeit der Reise auf und man wage sich in neue unsichere Abenteuer. Aber dem ist nicht so. Auf der Fähre bekommt man ein Mittagmahl, das dieselben schalen Gerichte bietet, die man in all den Reisemonaten im Hotel oder auf der Eisenbahnstation mit stumpfen Sinnen zu sich nimmt, und an der andern Seite des Ganges, über dessen dunkle Wasser nur manchmal die Lichter von drüben huschen, steht ein Zug, der einen weiter hinauf ins Land, in den Norden bringen soll. Man verschläft eine Nacht und wenn man aufwacht, steht eine



Aus dem Himalaya (Die Kinchinjunga-Gruppe).

ganz winzige Eisenbahn da, so groß wie eines jener Spielzeuge, die reiche Leute ihren Kindern zu Weihnachten schenken: und die soll einen nun hinaufbringen nach Darjeeling, 2750 Meter hoch. Die Wagen sind winzig, und der Morgen ist frisch. Seit Wochen hat man gehört, daß man sich auf dieser Reise seine wärmsten Sachen mitnehmen muß, unzählige Schals und Tücher, weil man sonst erfrieren wird. Aber noch ist's nicht kälter als es überall im Innern war, in jenen Nachtstunden, deren Frost in Indien unerträglich ist und auf die dann die Gluthitze des Mittags fiebrig folgt. Die kleine Bahn steigt in die Höhe, die Maschine rüttelt heftig und stößt, und allmählich kommt man auch weiter, langsam, so daß man rechts und links die Teeplantagen sehen kann, mit jenen dunkelgrünen Büschelgruppen, die aussehen wie übernatürlich volle Krautköpfe, und deren Anblick allmählich hier wie in Ceylon traurig und melancholisch macht. Manchmal steht ein Haus da auf hohen Pfählen, in den sumpfigen Boden gepfropft, denn noch ist man im Tal und steigt mühsam auf Serpentinen zur Höhe. Einmal sieht man zwanzig Schritt weit zwei riesengroße Elefanten friedlich und einsam und erinnert sich, vor einigen Tagen in der Zeitung gelesen zu haben, daß es hier in diesem Gebiet noch wilde Elefanten gibt, oder vielmehr zahme, die manchmal wild werden, denen noch nicht alle Widersetzlichkeit genommen ist, und daß so einer gerade jetzt herumirrt, Menschen tötet und darum dem Schusse freigegeben worden ist.

Die Gegend, durch die man zieht, ist menschenleer. Man fährt über Abgründe, die immer tiefer werden, zieht an den wechselnden Vegetationskreisen vorbei, die Palmen verlieren den Reichtum, nordische Sträucher zeigen allmählich an, daß man die Grenze erreicht hat, in der die Vegetation eine entfernte Ähnlichkeit mit der unserer Alpen erhält. Stationen zeigen die Industrie dieses Landes, den Tee, der überall gezogen, gepflegt, bereitet, verkauft wird und dessen Absatz in manchen Jahren bis zu zehn Millionen Pfund erreicht, kleine Dörfer sind schon da, hart an die Stationen geklebt, in denen Kramläden alle Güter der Zivilisation feilhalten, und wenn dann der Zug weitergeht, sieht man ein Herrenhaus oder auch ein Hotel. Schon kommt man ja in das Gebiet, in dem die Erholungsorte der Europäer liegen, jene Hill Stations, in denen armen, ausgezehrten Körpern die frischere Luft neue Lebensfähigkeit schaffen soll. Nun steht die Sonne hoch oben, aber es ist noch immer kühl wie in der

Frühe, denn inzwischen sind wir ja in die Höhe gestiegen, und mit jeden 500 Meter, die die Meilensteine uns nennen, wird die Luft schärfer, dünner, klarer. Nun fangen wir auch an zu frieren, eine Kälte zu spüren, gegen die aber all' die Decken nichts helfen, denn sie dringt durch das Mark, dringt überall durch, und manchmal scheint es, als wäre einem das Gehirn ganz kalt geworden. Aber es ist gar nicht so schrecklich, man hat nur das Gefühl, wie man es bisweilen im Engadin hat: eine heilende Kälte. Nun nimmt die Maschine ihre letzte Kraft, manchmal schreit sie jäh auf, und dann bleibt sie wieder stehen, muß ein Stück zurückfahren, weil sie nur mit einem Anlauf die Höhe nehmen kann. Dann aber sieht man doch schon die Häuser von Darjeeling.

Darjeeling, das ist die Pforte nach Tibet. Darjeeling, das ist das Land, wo die Mongolen leben und wo die höchsten Berge der Welt sich dem Blicke weisen. Darjeeling, das ist für manchen Europäer in Indien die Aussicht auf ein paar erträgliche Tage, das ist eine Ahnung von heimatlicher Art, von heimatlichem Klima inmitten einer menschlichen Umgebung, die noch viel fremder, seltsamer, kurioser ist als die im Lande unten. Rikshaws warten am Bahnhof. Man setzt sich in so ein kleines Wägelchen, und zwei, drei nackte, halbnackte mongolische Männer, deren Gesicht man nie ablesen kann, ob sie zwanzig oder vierzig sind, und bei denen man manchmal schwankt, ob es auch wirklich Männer sind, so rund und schwer sind ihre Formen, so lang tragen sie das Haar, — geben dem leichten Wagen plötzlich einen Stoß, daß man nach rückwärts fällt. Nach dieser ermunternden Einleitung fangen sie an zu traben, einen Hügel hinauf, rechts und links, bis man zu einem jener Hotels kommt, in deren Vorraum ein Feuer brennt und deren Komfort weitaus größer ist, als die durch allzu böse indische Erfahrungen tief gestimmte Erwartung versprochen hat. Dann tritt man ans Fenster und sieht die lange Kette des Kinchinjunga vor sich, deren höchste Spitze 5200 Meter hoch ist und deren große schneeige Flächen abwechseln mit seltsamen steilen Kuppen, die dem Auge nur wenig tiefer erscheinen und die doch kein weißer Fleck krönt. Unten aber stehen doch noch die Palmen, stehen die hölzernen Häuser mit den offenen Veranden und den kleinen Gärten, scheint mitten in die Kälte die Sonne, jene letzte, schon rosenrote Sonne des Nachmittags. Nun geht man ins Dorf, fühlt zum erstenmal

wieder, daß man gehen kann, daß man eine Luft atmet, an die man gewöhnt ist, mag sie auch der Atem das erste Mal in die Brust führen. Die Menschen hier haben ein anderes Gesicht als die Indier unten, sie sind aufrechter, beugen sich weniger vor uns und haben doch auch wieder ein naiveres Gefühl diesen Weißen gegenüber, die alljährlich heraufkommen, um hier ein fremdes und unverständliches Leben zu führen. Sie sehen in uns zumeist Eroberer, ja geradezu kriegerische Eroberer, denn in Darjeeling sind immer viele Soldaten, und hier ist ja das Eingangstor, von dem aus man Lhassa, die große Stadt des Dalai Lama, ahnt, und hier sind so viele englische Soldaten und Offiziere durchgezogen, die im Tibetland Kuriositäten, Götzenbilder erobert haben. Es sind noch genug kleine Läden da, europäisierte und und noch ganz naive, in denen man kleine dickbäuchige buddhistische Götter kauft oder alte Waffen, Teppiche und jene wunderbar zart und fein gesponnenen Schals, die nur die Leute im Gebirge in solcher Vollkommenheit weben können. Oder auch die Betmühlen, braune, kupferne, große und kleine Gebetmühlen, wie sie die Lamas, die Priester im Tibet, und das ganze Volk dort benützen, eine Art drehbarer Ratsche, so irgend etwas, wie man es den neugeborenen Kindern vor der Nase herumdreht, damit sie ruhig werden, aber aus Kupfer und mit einem Behältnis, in das die heiligen buddhistischen Schriften gelegt werden. Eine solche Mühle dreht man in der Hand statt Gebete aufzusagen. Drinnen im Tibet gibt es riesengroße, die förmlich durch Maschinen in Bewegung gesetzt werden. Da sie dem religiösen Bedürfnis des Volkes auf eine ihm würdig erscheinende Art dienen, so muß uns eben auch das recht sein. Oft genug begegnet man hier auf der Straße einem alten weißhaarigen Mann, einem Lama, der, so eine kupferne Mühle in der Hand, einhergeht; meistens ist das natürlich nur ein Bettler, der einem diese Mühle verkaufen will, und wenn man sie hernach im Hotel aufmacht, so steht darin: „Made in Germany".

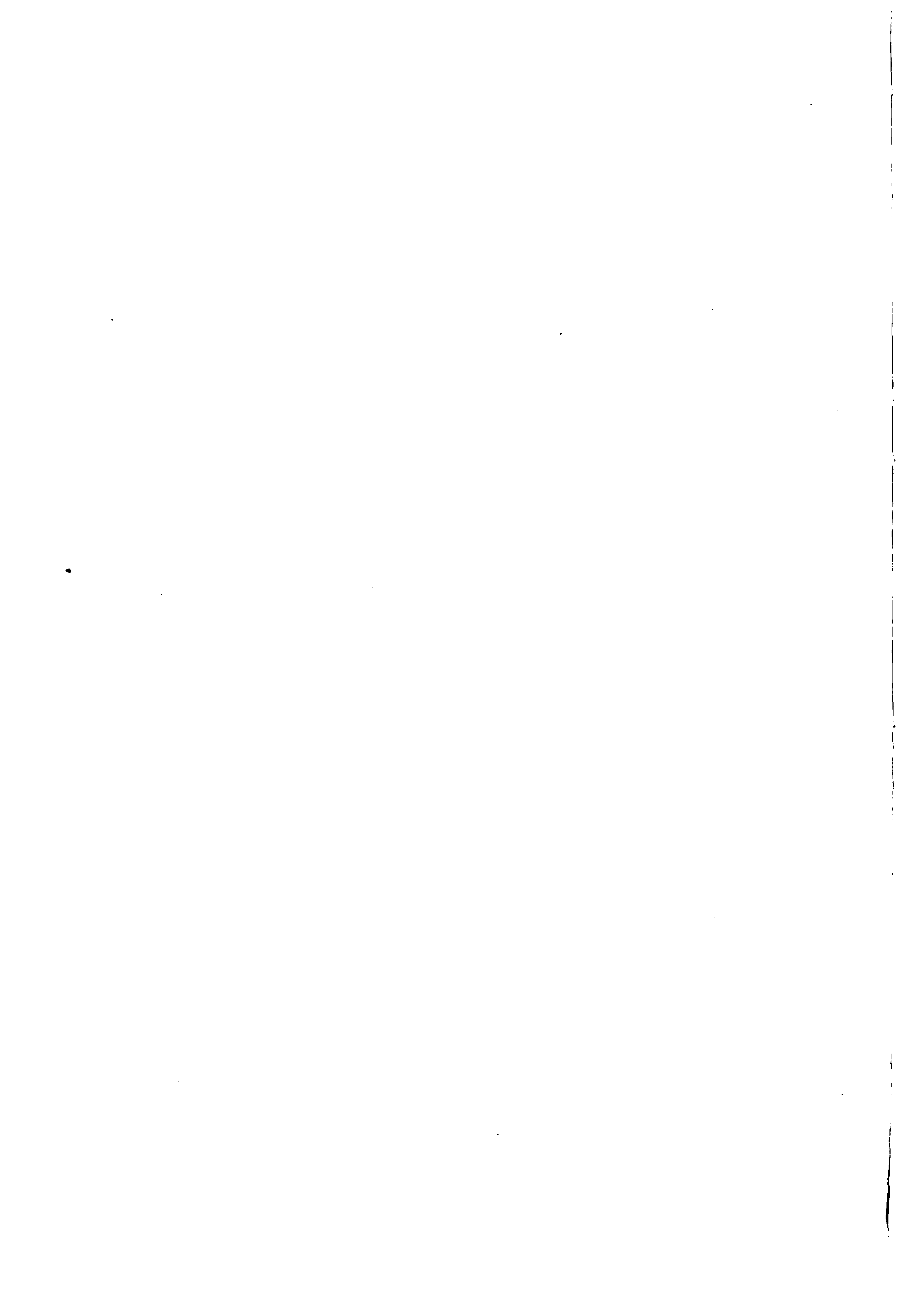
An einem Nachmittag bin ich hinuntergegangen, den Blick hinüber nach den fernen hohen Bergen, und als ich an einen Kreuzweg kam, sah ich unten im Dorf der Mongolen eine große Menge Leute herumsitzen. Eine Art Amphitheater war da erbaut aus ein paar Bänken und Kissen. In der Mitte schien etwas Geheimnisvolles vor sich zu gehen, und rings herum war alles, was im Dorfe laufen konnte. Kein einziger Europäer sonst, auch

niemand, der ein Wort unseres Idioms verstehen konnte. Aber wie ich auf die Menschen zutrete, öffnet sich der Kreis, und man läßt mich vortreten. Hier und da spricht einer auf mich ein und kann sich nicht vorstellen, daß ich keine Ahnung davon habe, was er sagt. Es sind gewiß 200 Menschen, vielleicht mehr. Die Fülle der Farben, die sich dem erfassenden Blick aufdrängen, ist ungeheuerlich, die Vielfältigkeit der Formen macht ganz wirr; was da im Kreise herumsitzt, auf Sandhaufen liegt, an einem Zaun lehnt, ist so ziemlich das Farbigste, das sich ein Mensch denken kann. Da sind ganz kleine Kinder in blauen oder orangegelben Kitteln, junge Leute in gelbseidenen Mänteln, auf dem Kopf Pelzhüte mit roten Quasten, Weiber, die unzählige bunte Papierblumen auf dem Kopfe tragen, uralte Mannweiber oder Weibmänner, die mit riesigen Ohrgehängen dasitzen, junge Mädchen, die Zigaretten rauchen, ernste junge Menschen, die nur auf das sehen, was in der Mitte dieses Kreises geschieht. Ja, was geschieht da? Aus einem Kuhstall, der ein paar Schritte von der Versammlung steht, tanzt von Zeit zu Zeit ein Mann heraus, der eine Maske vors Gesicht gebunden hat oder als Frau verkleidet ist oder sonst einen sonderlichen Aufputz hat, der springt in die Mitte, wo auf einer Bank ein ähnlich gekleideter Mann sitzt, und während Trommeln einen fürchterlichen Lärm vollführen und ein sonderbares Blechinstrument auch Töne von sich gibt, wird dann um die Bank, um die Mitte herum, von einem, zweien oder dreien ein Tanz ausgeführt, ein Sang gesungen, der wirklich nur aus einem tiefinnerlichen Bedürfnis, Laute hervorzubringen und Bewegungen zu machen, hervorgehen kann, denn es ist so ziemlich das Naivste und Groteskeste, was man sich vorstellen kann.

Man möchte nun gerne wissen, was das alles bedeuten soll. Ich suche herum, ob nicht irgend ein Handwerker oder Krämer unter den Menschen ist, der die notwendigsten englischen Wörter erlernt hat, vielleicht einer, der Soldat gewesen ist oder ein Rikshawzieher, oder sonst wer. Aber es hilft nichts. Sie wissen von Zeit zu Zeit „yes“ oder „Lama“ zu sagen, aber mitten in diesen englischen Sprachschatz mengen sie dann lange Auseinandersetzungen, von denen man kein Wort versteht, und da auch die Gebärden dieses Volkes so ganz andere Dinge bedeuten als eine ähnliche Pantomime bei uns bedeuten würde, zuckt man machtlos die Achsel und möchte nur gern den Redestrom bannen, den man



Frau aus Tibet, Darjeeling.



entfesselt hat. Dazu kichern die Mädchen, die vorne sitzen, die dicken alten Frauen, die es gar nicht notwendig hätten, ihre Zähne zu zeigen, und man ist nun selbst ein Theater neben dem andern, das in der Mitte des Festes offiziell vor sich geht. Ein paar alte Leute ärgern sich auch, weil man vermutlich die Heiligkeit der ganzen Zeremonie stört, und dann kommt ein sehr ernster, aber doch etwas komödienhaft aussehender Herr mit einem grünen Damastmantel, aber amerikanischen Patentlederschuhen, dem ein langer Zopf hinten herunterhängt, auf mich zu und sagt irgend etwas. Ich nicke mit dem Kopf, weil diese Höflichkeit doch schließlich nichts kostet, und er geht wieder weg. Nach ein paar Minuten wird ein ganz großer Stuhl gebracht, sehr zerrissen, fürchterlich schmutzig, und dann nimmt man mich beim Arm und setzt mich mitten in den Kreis der vornehmsten Leute auf diesen Stuhl. Nach ein paar Sekunden kommt auch eine dicke Frau mit einem sehr großen und merkwürdigen Gefäß aus Kupfer und stellt das vor mich hin. Ich mache das oben auf, alle Leute lachen, weil man das vermutlich nicht oben aufmacht, aber ich habe bei dieser Gelegenheit doch wenigstens erfahren, daß oben eine merkwürdige Art von Körnern liegt, vielleicht Reis oder irgend etwas ähnliches, unten aber macht man eine Art Hahn auf und dann fließt etwas heraus, was die Leute trinken. Man bringt mir einen sehr schönen, ungemein großen und würdigen Pokal, es kommt eine andere jüngere Dame und gibt ihn mir in die Hand, und ich mache dann so, als ob ich von diesem grauslichen Zeug tränke. Ich sehe mich nun etwas um. Die Leute sitzen da und rauchen, vor manchen stehen kleine Haufen von Zuckerzeug, Humpen mit einer Flüssigkeit, die der meinen ähnlich sieht, oder auch Tee. Die Leute sind alle ungemein aufgeputzt, eine Fülle dieser charakteristischen tibetanischen Ketten aus allerhand Edelsteinen und krausem Silber, die übrigens für das moderne Kunstgewerbe eine ganze Menge von Anregungen gegeben zu haben scheinen, hängen auf den Brüsten der Frauen. Farbige Steine gibt's hier ja genug, man braucht nur eine halbe Stunde in der Erde zu wühlen und findet eine Menge blaues, rotes, gelbes Gestein, das in der Regel zwar gar nichts wert ist, aber so aussieht wie Türkise, Amethyste oder ähnliches. Das reiht man dann in Schnüre, faßt es in Ketten, Ringe, große Armbänder und putzt sich damit auf. Rechts von mir steht in einem kupfernen Schrein ein kleiner Gott, ein tibe-

tanischer Lama mit einem kleinen Blumenstrauß, und das Ganze steht, damit man es besser sieht, und zur Erhöhung der Würde auf einer Whiskey-Kiste. „Real Scotch Whiskey-Dewars" steht noch mit den deutlichsten Buchstaben daraufgemalt.

Mit einem ohrenbetäubenden wilden Lärm springen nun wieder die Männer aus dem Kuhstall hervor: jetzt sind sie Geier, die Weinlaub hinter den Ohren haben. Alles wird furchtbar aufgeregt, ein paar Kinder vorne schreien, die räudigen Hunde, die mitten in der Festversammlung herumlaufen, fangen an zu bellen. Während dieses Höhepunktes des Festes führt jener alte Herr im grünen Damastmantel nun einen jüngeren Herrn zu mir, der schon bedenklich von der europäischen Kultur beleckt zu sein scheint. Er hat nämlich ungefähr das gemeinste Gesicht, das ein Mensch haben kann, und er stellt sich mir als ein Dolmetsch vor, der glänzend Englisch kann und der mir jetzt sagen wird, was das Ganze bedeutet. Aber trotz diesen Versprechungen kann ich aus ihm nur herausbekommen, daß es sich um ein Lamafest handelt und daß die pantomimischen Tänze in irgend einer Beziehung zu den Schicksalen der alten tibetanischen Könige stehen und daß das reichste Mädchen des Dorfes Darjeeling, die Besitzerin eines Weingartens, also einer Art Gasthaus, dieses Fest gibt, das entweder selbst „Potschaoiaischopah" heißt oder dessen Geberin so genannt wird. Ich muß sagen, mir ist nicht ganz klar geworden, wie man sieht, welcher Zeremonie ich als Ehrengast beiwohnte, nur die Ziffer von 500 Rupees ist mir noch in Erinnerung geblieben, die mir der Dolmetsch als Gesamtkosten einer solchen Veranstaltung mitgeteilt hat. Ausgeführt wird sie im übrigen durch eine Art von Berufspriestern, deren Anführer eben jener Grünmantelige war und die ich dann in der Nacht auch noch einmal in ihrem Lager besucht habe, wo sie dieselben wüsten Tänze beim blassen Scheine des Mondes phantastisch genug ausführten. Am Nachmittag hatte ich noch versucht, aus dem Dolmetsch einige tatsächliche Mitteilungen über die allegorische Bedeutung der Pantomimen herauszubekommen, aber es zeigte sich, daß er nicht zur Befriedigung meiner ethnologischen Wünsche von jenem Theaterdirektor herbeigerufen worden war, sondern um mir deutlich zu machen, daß von mir ein Gastgeschenk, würdig eines europäischen Fürsten, erwartet werde. Ich richtete an den Vertrauensmann die Anfrage, welchen Betrag man von mir annehmen würde, und erhielt die Mitteilung, daß

man zehn Rupees erwartete, aber auch etwa fünf annehmen würde. Ich nahm daraufhin eine Rupee aus der Tasche und entfernte mich unter dem beifälligen Murmeln des mongolischen Volkes. Mein Dolmetsch folgte mir und teilte mir noch zum Abschied mit, daß er einer jener Leute gewesen wäre, die die englische Armee nach Lhassa geführt hätten, und verlangte für seine linguistische Tätigkeit eine Belohnung von mindestens vier Annas. Ich folgte sie ihm aus.

. . . In der Nacht um zwei Uhr, als ich eben meine Ohren mit einem Handtuch zugebunden habe, weil sie mir einzufrieren drohen, dringen zwei mongolische Männer mit ehrfürchtigen Mienen (was die Sache aber nicht angenehmer macht) in mein Schlafzimmer und verlangen von mir, daß ich aufstehen soll. Da ich liegen bleibe, holen sie den Hoteldirektor, der mir auseinandersetzt, daß es zu den Pflichten eines Globe-trotters, der nach Darjeeling kommt, gehört, mitten in der Nacht aufzustehen, sich um halb drei Uhr in der Früh auf ein Pferd oder in eine Sänfte zu setzen und nach dem Tiger Hill hinauszureiten, von dem aus man den Mount Everest bei Sonnenaufgang sehen kann. Nun soll schließlich all das Geld, das der Geographieunterricht in der Schule gekostet hat, nicht verloren sein und ich erinnere mich, daß der Mount Everest in der Tat der allerhöchste Berg, 29001 Fuß (8840 Meter) hoch ist, und schon wegen dieses einen Fußes, den die Geographen herausgerechnet haben, kann man das Opfer bringen, in der Nacht aufzustehen. Also gut. Und eine Viertelstunde später sitze ich eingemummt, so daß kaum für die Augen ein freier Fleck zum Hinausblicken offen gelassen ist, im Tragsessel, und fünf Männer traben mit mir weg, zwei laufen hinterher, in die schwarze und unbekannte Nacht hinaus. Manchmal hört man das Getrappel von ein paar kleinen Pferden, die dahinter kommen und auf denen andere Menschen sitzen, die man auch in der Nacht aus dem Bett geholt hat und die auch den Mount Everest zu sehen durch ihre Menschenwürde verpflichtet sind. Und nun geht stundenlang der Weg, bergauf, bergab ohne daß das Auge vorläufig durch die Finsternis zu dringen vermag. Manchmal sieht man die Schatten von kleinen Häusern, manchmal, wenn meine Träger mich hingesetzt haben, weil sie abwechseln, sehe ich in der Ruhe irgendwo in der Ferne die Schimmer der ersten Lichter, die noch vor dem Sonnenaufgang hervorkommen. Dann spürt man mehr als daß man's sähe ein

Dorf, durch das der Weg führt, ein Dorf, in dem keiner wacht; nur im letzten Hause ist Licht für einen, dem der Schlaf nicht kommen will. Einmal, als wir schon ganz hoch oben auf dem Hügel zu sein scheinen und es schon dämmert, läuft ein Tier über den Weg, vielleicht wirklich eine Hyäne, vielleicht ein Schakal, ein wilder Hund. Und dann ist's plötzlich Tag geworden. Es ist erst halb vier Uhr, aber nun sieht man das grüne Gras, ein paar Bäume und erkennt einen Bettler, der daherkommt. Jetzt sieht man auch ein paar hundert Schritte vor sich und bei einer Wendung weiter rückwärts andere Menschen, die auf Pferden, in Tragsesseln heraufkommen. Noch eine Viertelstunde, dann ist man auf einer Anhöhe und kriecht aus dem Sessel und aus den Decken hervor, sieht mit einem alles vereinigenden Blick die weite Kettte des Himalaya in der Ferne und die Sonne, deren erster Kugelreif am Horizont erscheint. Und nun laufen wir — ein Dutzend Menschen aus den verschiedensten Nationen — auf einem vielleicht 30 Meter großen Plateau herum, sehen in alle Richtungen und suchen die Berge. Es sind schon unendlich hohe da, aber sie liegen so weit weg, daß man ihre Höhe mehr mit dem Gehirn mißt als mit den Sinnen empfindet. Man weiß, es sind die höchsten der Welt, — aber jene Hochalpenketten, die man vom Rigi aus sieht, gäben einem eher das Gefühl. Dann, als die Sonne ganz hervortritt und zuerst einen Augenblick lang der Schnee der Bergkuppen scharlachrot ist, dann violett wird und schließlich eine rasch verblaßte Sekunde hindurch fliederfarben von einer unheimlichen süßen Tönung ist, dann spürt man eine Natur, wie man sie noch nie gesehen hat. Und schließlich haben wir Glück: eine kleine Form — etwa wie eine Orange, eine blasse, weißliche Orange — scheidet aus den Wolken in der Ferne aus, und man erfährt, daß das der Mount Everest ist. Man glaubt es und ist zufrieden, trotzdem einer jener unerträglichen Zyniker, die überall dabei sind, mitzuteilen weiß, daß nach den neuesten geographischen Forschungen es ganz ausgeschlossen ist, daß man vom Tiger Hill aus den Mount Everest sieht; die Leute, die etwas davon verstehen, haben es berechnet, und die Reisehandbücher haben unrecht. Wir lassen uns aber nicht irre machen. Diese Orange in der Ferne ist der Mount Everest, ist der höchste Berg der Welt, und wir haben unsere Pflicht getan. Inzwischen hat man heißen Kaffee gekocht, und den trinken wir nun stehend und essen dazu Schokoladenbonbons.

Dann geht's den Weg zurück. Die helle Sonne ist nun da, und bei jeder Wendung des Weges sieht man in Abgründe hinab, an denen man auf schmalem Pfad in der finsteren Nacht vorbeigetragen worden ist. Ohne Rast, drei Stunden fast, tragen die braunen Menschen mich wieder nach Darjeeling zurück an den Abhängen vorüber, durch die Dörfer, die, als ich kam, noch schliefen, bis wir wieder zu Hause sind, vor jener großen Kette des weißen Kinchinjunga, der allerdings nur 5200 Meter hoch ist, 3640 Meter niedriger als der Mount Everest, ein Berg also für halbwüchsige Kinder.



Mussoori (Dorflandschaft).

Die letzten Stunden in Indien.

Die kleinen Wägen haben uns wieder hinuntergezogen von den Höhen des Himalaja; der wunderbare Frost, der ein kräftiges Gefühl gibt, wie man es in den Hochalpen hat, und das den Tropen stets versagt bleibt, war allmählich geschwunden; die Wärme umgab in lauen Wellen die Körper, und als der Morgen dämmerte, fuhren wir wieder stundenlang nach Kalkutta zu. Und als nun der Wagen für einen letzten Tag mich in jenes große Hotel führte, und ich daran dachte, daß die nächste Sonne mich schon auf dem Wege nach Burma finden werde, da wurde das Herz sehr schwer, ich bekam, trotz allen Hemmungen und Unannehmlichkeiten dieser Reise, eine Sehnsucht großer Stärke, gleich wieder anzufangen, zurückzufahren, noch einmal in Benares am Ufer zu stehen und dann vielleicht tiefer ins Land einzudringen, in kleineren Orten dem Atem des Lebens zu horchen, und wußte in derselben Stunde, die all diese Wünsche aufgerührt hatte, daß ich es nicht tun werde, und daß ich wohl nie im Leben mehr die Orte wiedersehen würde, deren Schönheit oder doch Seltsamkeit mein Leben der letzten Wochen erfüllt hatte. Aber nun wollte ich doch an diesem letzten Tag und in der letzten Nacht, da mich Indien noch beherbergt, Indien fühlen, das wirkliche Indien, das Indien der Indier, und ging darum, kaum daß die erste Reisemüdigkeit verschwunden war, hinüber in die native town, stand am Ufer, an den Treppen, die ins Wasser führen, mitten unter Hunderten von nackten Männern, halbnackten Frauen, wanderte mit ihnen dann in einem großen Zug, fast einer Wallfahrt, hinaus zum Kahligat, das ist der Winkel von Kalkutta, der den Göttern gehört. Eine Art von Kirmeß, um die Tempel herum enge Straßen, auf deren aufgeweichtem Boden sich die Menschen drängen, Scharen von Kindern um die Beine der

Gehenden sich balgen, Bettler ihre aussätzigen Arme zu dem Europäer hinauf recken, der hier, gerade weil es eine Europäerstadt ist, ein seltener Gast sein mag. Unglaublich ist der Schmutz, der den Zugang in jeden dieser Tempel bildet, und tief erschüttert steht man plötzlich in einem Hof, in dem ein nie rastendes Beil Ziegenböcken den Kopf vom Leibe trennt, daß schließlich wir alle durch feuchtes, warmes Blut den Weg nehmen müssen, zu einem anderen Tempel, einem anderen Ufer, wo wiederum in Tücher vieler Farben gehüllte Frauen und Männer aus dem Bade kommen, ins Bad gehen. Da steht ein Tempel, der dem Vishnu gehört, dem Allgewaltigen, da einer, aus dessen Inneren das abscheuliche Gesicht des Ganesh mit seinem Elefantenkopf in den grellsten Farben hervorgrinst, dort ein Lingham, jenes oft gesehene Symbol der Fruchtbarkeit, das allen treuen Hindus das höchste ist. Um all die Tempel, die heiligen Stätten herum eine Kette von Händlern, die Blumen anbieten oder auch Mehl, das Opfer, das die Götter annehmen; dann wieder kleine Stände, an denen die Süßigkeiten feilgeboten werden, von denen sich der Hindu nährt und deren Erzeuger stets ein Priester sein muß, damit die Menschen aller Kasten von ihnen genießen dürfen. In einer großen Bude, einem Kaufhaus für Götter sozusagen, belade ich mich schließlich mit vielen Göttern, großen und kleinen, aus feuchtem Ton, aus einer dunklen asphaltartigen Masse, aus billigem Stein, aus Teig, mir ist es heute alles eins. Die beiden Arme voll von dieser heidnischen Last, so wie man in Florenz im Frühling mit Rosen von den Hügeln ins Tal hinabgeht, winde ich mich die engen verwickelten Gassen hindurch, hinaus bis zu dem Platz, wo der Wagen steht. So komme ich dann schließlich ins Hotel; schon ist einem meiner Götter der Kopf, der großen Ehegöttin, die ich kaufte, das linke Bein gebrochen, und die weisen zivilisierten Indier, die in diesem Hotel dem Fremden dienen, lachen mich aus, daß ich dieses elende Zeug gekauft habe. Sie wüßten Läden, wo ich schöne, unzerbrechliche, garantiert haltbare Götter kaufen könnte; die da, die kauft sich ja das Volk, die armen Bettler, um zu ihnen zu beten; das sind ja wirkliche Götter — was sollen sie dem weißen Mann bedeuten?

Und abends rollt der Wagen wieder durch diese unendlich große Stadt in einen Winkel, in dem ich noch nicht war und wo ein Hindu-Theater ist, auf dessen Bühne in der Guzaratisprache ein wunderbares Stück gegeben wird, ein Stück, in dem ein armer

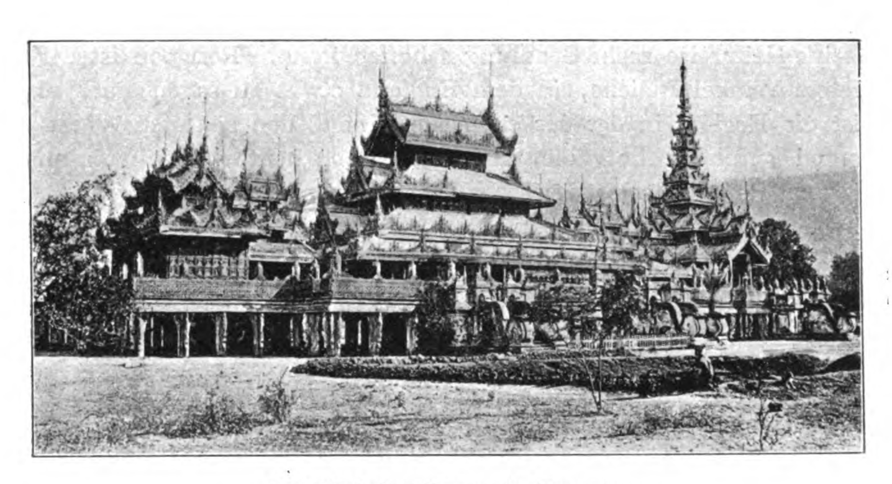
Prinz geraubt wird, ein Stück, in dem ein riesenhafter Schmetterling mit metallisch schimmernden Flügeln, plötzlich, keiner weiß woher, in ein verschlossenes Zimmer dringt und sich als Gott entpuppt, ein Stück, in dem die Worte mir so unverständlich waren, wie die Gesten der Schauspieler; denn ihre Pantomine bedeutet anderes als unsere. Ein Stück zuguterletzt, das weit an Kunst zurückblieb hinter jenem „Hamlet", ins Bengalische übersetzt, den ich vor Wochen im Theater in Jeypore von der Truppe des Maharadscha hatte spielen sehen und der wirklich ein Hamlet war, wenn auch die Kostüme vornehme Indier zeigten statt dänischen Edelleuten. Und dann will ich Tänze sehen, trotzdem ich weiß, daß diese Tänze, die man in Kalkutta dem Europäer zeigt, keinerlei Vergleich aushalten mit jenen, die ich in kleinen Städten zufällig sah, wenn ein Hochzeitszug meinen Weg kreuzte und die reichen Tänzerinnen der Tempel ihre edelsteingeschmückten Arme zum Himmel warfen und ihren Leib im Kreise wiegten; aber ich will doch noch einmal die sonderbaren Laute dieses Gongs, der Klöppel hören, will die Gurgeltöne noch einmal vernehmen, die selbst den ausgesungensten und niedrigsten Tänzerinnen von Zeit zu Zeit in einer Minute der Ekstase kommen und ihren Tanz hinausheben aus der Region der Geschäfte, der Kunstfertigkeit, und sie für diese eine Sekunde nahe bringen den schönen hochgeehrten edlen braunen Frauen, die mit den weisen Brahminen in den Tempeln leben, ihre etwas doch wohl amoureusen Schwestern sind und Tänze wissen, von deren Sinnlichkeit, von deren letzter Hingabe keiner sich nach Bildern, nach den Beschreibungen der ältesten Bücher, nach Erzählungen einen Begriff machen kann.

Nach Burma.

Vier Tage fährt das Schiff von Kalkutta nach Rangoon, fährt zuerst langsam durch den Hoogly, eine schwere Fahrt, auf der der Lotse jeden Augenblick die scharfen Augen und die sichere Hand arbeiten lassen muß, weil schon manches Schiff hier auf den Grund gekommen ist; dann aber nimmt der Ozean uns auf und es beginnen jene müßigen, von Träumen und Erinnerungen angefüllten Tage des Schiffslebens, die unsereiner, Festland- und Zimmermensch, zuerst so liebt, und späterhin zu hassen anfängt, weil der ganze Körper schlaff wird und der Geist nicht minder, weil man zu wenig Bewegung macht und weil einem, wenn nicht gerade ein Sturm kommt, was man aufrichtig gesagt auch nicht wünscht, sogar das Meer langweilig werden kann, da man Tag um Tag nichts sieht als seine blauen Wellen, auf die eine glühende Sonne brennt. Nun sind die Mitpassagiere schon weit gereiste Männer, der eine war siebenmal, der andere zwölfmal in Japan, der eine geht nach Singapore, um Tee zu kaufen, einen anderen hat der russisch-japanische Krieg ins ferne Land gelockt; sie alle haben die kühlen Augen großer Kaufleute, nur ich und ein alter Reverend sind diesem Leben fremd und fahren nach Burma, um einen flüchtigen, ganz raschen Blick in jenes Land zu tun, wo die Indier schon halbe Chinesen sind. Es ist sehr heiß und eine leise Furcht vor der kommenden Hitze dieses heißesten aller heißen Orte, Rangoon, schläfert uns ein. Und dann wandelt zwischen uns ein sonderliches Gespenst, die Pest, und wir wissen nicht recht, ob es wirklich einen Pestfall auf dem Schiff gegeben hat, ob die strenge Quarantäne in Rangoon uns landen lassen wird, wir wissen nichts Bestimmtes. Das Schiff geht ruhig weiter; wir essen, trinken, sitzen abends im Rauchzimmer, aber es ist doch etwas los; das macht uns alle ein wenig mißlaunig, denn

in Quarantäne vor Rangoon zu liegen, in irgend einer elenden Baracke, das wäre nicht schön.

Inzwischen spreche ich mit dem alten Reverend, der ein hohes Tier der englischen Kirche zu sein scheint, über die Missionsversuche in Indien. Ich habe böse Erfahrungen gemacht mit den zum Christentum bekehrten Hindus, er will's nicht recht zugeben; immerhin, wir sind beide einig, daß die Erfolge ziemlich gering sind, daß die Überzahl der Hindus sich taufen läßt, um den materiellen Vorteil zu erringen, daß ein gewissenhafter Missionar ein schweres Auskommen mit diesen glatten, lügnerischen, unzuverlässigen Menschen hat, die in der ersten Stunde der Gefahr, Bedrängnis sich doch wiederum den alten Göttern zuwenden und die, was das Wichtigste ist, vom Ethos, vom Wesen des Christentums nichts annehmen wollen und höchstens katholischen Vorstellungen äußerlich zugänglich sind, da die ihren metaphysischen Bedürfnissen, ihrem Wunsche nach Plastik, Personifikation des Göttlichen näher sind als der Protestantismus. Wir sprechen auch von der indischen Reformreligion, dem Brahma-Somaj, einer eklektischen Religion, die aber erst jetzt eine tiefere Wirkung im Volke auszuüben beginnt, seit ihre Lehrer sich entschlossen haben, alte Tempelriten neu aufzunehmen, den Leuten also wirkliche Religion, Angst vor Übermenschlichem zu geben und nicht bloß ein philosophisches Weltgefühl. Einig sind wir, der Reverend und ich, über die Macht, die das Religiöse über diese dreihundert Millionen Menschen hat, über die sechzig Millionen Mohammedaner so gut, wie über die zweihundert Millionen Hindus. Es ist wirklich ein Land, wo die Religion lebt, auf jeden Bruchteil einer Sekunde Leben ihre Wirkung ausübt. Am stillsten ist diese Verknüpfung des Lebens mit dieser Religion in Indien noch bei den Buddhisten, deren Zahl allerdings auch nicht über zehn bis zwölf Millionen hinausgeht, am stärksten bei den Brahma-Anbetern, denn hier ist Religion und Rasse aufs engste verknüpft, hier ist sie keine Angelegenheit des Gehirns; Hindu kann keiner werden, man mag in der Entwicklung seines Geistes zum Buddhismus kommen, kann zum Christen getauft werden, Hindu wird man geboren, aber kann es durch eigenen Entschluß nie werden.



Buddhistisches Kloster in Rangoon.

Rangoon.

Wir sind trotz Pest und Quarantäne doch ans Land gelassen worden; allerdings muß jeder von uns Tag für Tag dem Quarantändoktor, einem braunen Mann übrigens, Besuch machen. Kein Europäer ist davon ausgenommen, auch keine weiße Frau; nur für die Hindu-Frauen, die im engen Verschluß der Zenana, des indischen Harems, leben, mußte die Regierung eine Ausnahme machen.

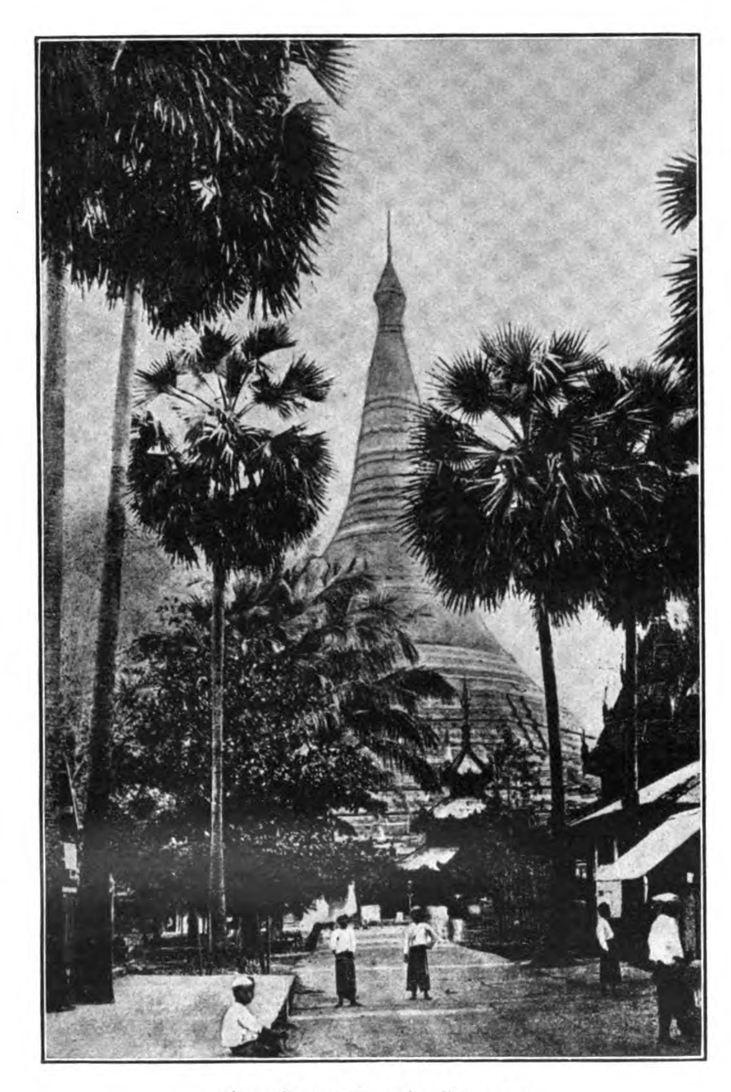
Es ist sechs Uhr früh, als das Schiff am Strand anlegt, und die Sonne brennt; wir haben vierzig Grad im Schatten, das sind die kühlen Morgenstunden, in denen man ausfahren kann, sich Dinge ansehen, Besuche machen. Wenn's dann elf geworden ist und bevor die Sonne sinkt, wagt sich der Kluge nicht aus den Hallen des Hotels, nicht aus dem Zimmer, dessen Läden am Tage immer geschlossen sind und keinen Sonnenstrahl einlassen. Ein Fieber ist hier leicht erworben; die Kaufleute, die hier in wunderschönen Häusern leben und einen prachtvollen Klub haben, bezahlen die große Erwerbschance, die sie nach zehn Jahren Arbeit etwa zu Millionären macht, oft genug mit jenen Krankheiten, die in diesem Klima hier keine Heilung zulassen, und die oft genug, wie in den Tropen eben alles, sich so rasch entwickeln, daß

keine Heimreise mehr Genesung schaffen kann. Rangoon ist der letzte Winkel Indiens, in dem England etwas zu sagen hat, es ist die Region, in der der englische Einfluß den zähesten Widerstand gefunden hat, die unsicherste noch heute, und hat man einmal Rangoon selbst verlassen, so kommt man bald in Gegenden, in denen der weiße Mann nichts mehr gilt. Hier wohnt ein Geschlecht von Menschen, das kräftig, gesünder ist als die Stämme des wirklichen Indiens, ihre Rasse nähert sich der chinesischen, ihre Lebensgewohnheiten sind von denen der indischen Brüder weit entfernt und sie sind strenge Buddhisten. In den Bazaren sieht man die Frauen sitzen, die hier das Leben bestimmen und merkwürdige Riesenzigaretten rauchen, einen viertel Meter lang und gewiß zwei Zentimeter dick. Bei den billigen umschließt ein bedruckter Zeitungsfetzen die Tabakblätter, und nur die vornehmen Leute rauchen keine Druckerschwärze. In diesen Bazaren aber sieht man neben elendem europäischen Zeug so schöne Seide, wie in ganz Indien nicht. Leichte japanische, schwere chinesische; Stoffe, so zart, daß ein Hauch sie bewegt, und andere so schwer und fest, daß das Stück sich am Körper sofort in edle Falten legt, und Stickereien aus Gold und Silber; der Osten ist hier deutlicher als irgendwo anders in Indien. Den Eindruck hat man auch am Abend, wenn die Papierlaternen brennen und man im Wagen durch die nun ausgestorbenen Straßen fährt und dann hinein in die Gassen, wo diese Menschen wohnen, wo lustige Häuser sind und laute Menschen.

Europa in Rangoon beschränkt sich auf die Wohnsitze der Europäer oder reichgewordener Eingeborener, die wunderschöne Häuser im Tropenstil, mit vielen Veranden, inmitten großer Gärten haben, und auf eine schöne liebenswürdige Parkanlage, in der man spazieren fährt, in der es einen kleinen Teich gibt und die, so sonderbar es klingt, unwiderstehlich an den Bois in Paris erinnert. Nur sind die Wagen selten; ein einsamer Reiter und ein kleiner Ponnywagen, das ist mit meinem Hotelgefährt die ganze Welt, die diesen Bois bevölkert.

Aber man kommt nicht nach Rangoon, selbst als flüchtiger Reisender nicht, um auf grünem Rasen zu sitzen, — hier will man Buddhas Macht spüren.

Die heiligste und seltsamste Pagode, die dem großen Weisen von seinen Schülern und den Frommen errichtet worden ist, steht hier, eine Weile weit weg von der Stadt, aber dennoch ihr so nahe,



Shwe Dagon-Pagode, Rangoon.

daß jeder Weg, den man aus den Straßen am Hafen gegen das Innere zu nimmt, irgendwie zu ihr zu führen scheint. Man steht zuerst vor einem recht schäbigen Eingang, der von zwei Fabeltieren bewacht wird; es sieht ganz so aus wie irgend eine billige Nachahmung ostasiatischer Kunst, ist es aber nicht, sondern ist wirklich die uralte Pforte, durch die seit fünfzehnhundert Jahren die Buddha-Gläubigen zur großen Pagode schreiten. Viele Treppen führen dann hinauf zur Terrasse. Die Holzdecken, die diesem Gange Schutz gegen die Witterung bieten sollen, sind morsch, zerfasert, die Ornamente, die sie schmücken sollten, verblaßt, die Figuren, die primitiv genug gezeichnet und gruppiert aus der buddhistischen Legende erzählen, sind längst von ungeschickten Händen und gewiß oft übermalt; so empfindet man bei diesem Aufstieg eine gewisse Angst, glaubt sich bereits enttäuscht, und wird nur sicherer in dieser Überzeugung, als in einiger Höhe rechts und links von diesen Stiegen Bazare sich zu dehnen beginnen, auf deren Tischen all das elende Zeug steht, das dieses Volk in seiner Armut den Göttern zu opfern und als Kunst zu betrachten sich gewöhnt hat. Das arme Volk natürlich nur, denn die Reichen bringen Götterbilder, die prunkvoll vergoldet, aus massivem Silber, mit Edelsteinen geschmückt. Je höher man nun die Treppen hinaufgeht, desto mehr verliert sich doch das bange Gefühl; schon sieht man die ersten Rauchwölkchen, die ein Opfer anzeigen; aber hier opfert keiner dem Gott lebendes Getier, hier ist man zart, begnügt sich mit Symbolen. Der Duft und Rauch der Blumen, veräscherter Blätter und, noch entfernter von der Wirklichkeit, das Verbrennen von sonderbaren Sündenzetteln genügt dem Gott, der ja selbst auf dieses Prädikat nie Anspruch gemacht hat und mehr ein weiser Mensch als ein Übermenschlicher hatte erscheinen wollen. Von solchen Sündenzetteln kauft man nun auch selber, kauft auch von den Blättern, den Blumen, die in reicher Fülle geboten werden. Sieht man genau hin, so sind's ja arme Blüten; nicht das, was man vom heißen tropischen Land erwartet; aber ihre Fülle gibt die Stimmung, sonst — Burma ist nicht die Zone, in der das Erdreich in vielfältigem Spiele seiner Kraft bunte und sonderliche Pflanzen gedeihen läßt. Hier wächst, was wichtiger ist, dem Lande seine Bedeutung, den Menschen ihren Reichtum gibt, der Reis; wächst in unsäglichen Mengen, so daß das Land versorgt, der Osten seinen Teil bekommen kann und immer noch, Jahr um Jahr, ungezählte Schiffe damit beladen ihren Weg nach

dem Westen nehmen. Daher der Reichtum der Europäer so gut wie der Eingeborenen, daher die Fülle der Götterbilder, die ja sämtlich Geschenke sind, aus freiem Herzen dargebracht, zwischen denen man nun steht, wenn die letzte Stufe erstiegen ist, und die Augen blinzelnd das viele Gold der Dächer, die riesenhafte Kuppel, in der Mitte das Wirrwarr seltsamster Gestalten, lebender und toter, zu umfassen beginnt.

Nein, keiner kann beschreiben, was er alles gesehen hat, wenn er ein paarmal auf dieser großen Wallfahrtsterrasse mit den vielen Hundert, was sage ich, vielen Tausend Buddhas und Gautamas hin und her gewandert ist. Da sind kleine, die keine eigenen Häuser haben und mit dem großen Sonnenschirm sich vor der Hitze zu schützen wissen, da sind stumme, ernste, buntbemalte, einfachweiße, sind steinerne und bronzene, vergoldete und versilberte. Sie lächeln hochmütig und ironisch mit jener weisen Biegung der Lippen, die hier alle von guter Künstlerhand gefertigten Buddhabilder, besonders aber die aus alter Zeit, uns nahe rückt. Da sind bemalte, angezogene, in viele Decken und Röcke gehüllt, da ist ein liegender in wunderbar graziöser Stellung auf den rechten Arm gelehnt, dessen große Augen ein unheimliches Leben haben, sind tausend andere noch, immer derselbe Typus, und wenig nur ändert sich an dem Gefühl, das sie vermitteln. Die Weisheit Buddhas bleibt die gleiche, und dem Wesen dieser Religion konnte nur in einem einzigen, alles mitteilenden Abbild der Ausdruck geschaffen werden. Dem Gefühl, daß im Nirwana das letzte Ziel gegeben ist, die Welt sich, wir uns in ihr stetig ändern, alles fließt, das Rad nie stille steht, diesen philosophischen Erkenntnissen, die den tiefsten Kern dieser wundervoll aristokratischen Religion bilden, ist vor Jahrhunderten schon das künstlerische Bild in der einen Gestalt des Buddha, der mit gekreuzten Beinen auf den Lotusblättern ruhig sitzt, gefunden worden; und nimmt man dazu noch die zweite, die seltenere, darum aber auch weitaus rührendere Figur, die ihn liegend abbildet, so ist alles genannt, was wir von starken Kunstwerken buddhistischer Religion kennen. Diese beiden Typen geben das Religionsgefühl so voll wieder, daß späteren Künstlern nichts zu tun übrig blieb. Die Handwerker konnten wohl am Kleid, am Faltenwurf geringes ändern, das Material verschieden wählen, den psychischen Ausdruck mußten sie beibehalten; das Götterbild ist reich oder arm, je nachdem der Fromme, der es darbringt, die



Buddhastatuen, Rangoon.

Gruppe der Gläubigen, ein weites Herz und einen gut gefüllten Beutel hat. Buddha und Gautama freuen sich auf der Pagode mancherlei großer Ketten und Riesenedelsteine, die sind wohl falsch, heute zumindest, tragen goldene Kleider oder begnügen sich mit einem verblaßten Seidenmantel, — ihr Lächeln bleibt dasselbe, spricht zum Mann aus Burma, der einige Minuten kniend davor verweilt und dann die Blume, die er beim Gebete in der Rechten gehalten hat, hinlegt, dieselbe Weisheit wie zum Europäer, der neugierig zuerst, zuletzt ergriffen diese Zeugnisse einer religiösen Metaphysik betrachtet, die den Ärmsten, Unwissenden alter und neuer Zeit mit den ernstesten, auf dem Boden neuester Naturwissenschaft stehenden Philosophen, Morgen- und Abendland verbindet.

Diese Pagode ist Kirche, Tempel, Wallfahrtsort und Vergnügungslokal. In jedem Winkel sieht man ein paar Musikanten, die ihre Klöppel schlagen, das gehört zur Andacht, freut den primitiven Sinn. Melodie ist wenig zu hören, aber jener Rhythmus östlicher Tempelmusik, der ein wenig müde macht und die Gedanken scheinbar auf ein bestimmtes Ziel lenkt. Buden sind da, wo man Sodawasser bekommt, die großen Zigaretten, und Männer mit kohlschwarzen Zöpfen — oder sind es Frauen? — sitzen an kleinen zierlichen Tischen rings um ein Haus, das halb Restaurant

und halb Tempel ist. Man verkauft Nahrung, rechts und links steht irgend ein Götterbild, man opfert, indes man ißt. In großen Gläsern stehen anderwärts Blüten wer weiß wieviel hundert Jahre schon aufbewahrt. Dann sitzt ein kleiner Mann da und weiß die Zukunft, stellt das Horoskop, sagt wie unser Leben enden wird. Große Bücher mit sonderbaren Zeichen liegen da und kleine aus Palmblättern geschnittene mysteriöse Dinge, auf die Zeichen gekratzt sind, die unsereiner nie begreift und die ebenfalls den Sinn unseres künftigen Daseins dem offenbaren wollen, der in günstiger Stunde in jenen zu lesen vermag. Viele von diesen Götterbildern, deren Zahl verwirrend groß ist, sind schon ein wenig schäbig geworden, der Flitter, der sie schmückt, ist falscher Glanz. Viele Glocken sind da und tönen oft, eine ist unendlich groß, das ist jene, die unter dem letzten König von Burma durch Gaben aus dem ganzen Land zusammengebracht worden ist und in deren Höhle fünf, sechs Männer aufrecht stehen können. Als die Engländer 1885 Burma im Handumdrehen einnahmen, sollte diese Riesenglocke als Trophäe weggeschleppt, nach Kalkutta gebracht werden; aber sie sank ins Hafenwasser und keiner europäischen Ingenieurkunst gelang es, sie zu heben. Jahre vergingen, und als die Beziehungen der Bewohner zur englischen Regierung ein wenig besser wurden, baten sie, man möge ihnen erlauben, die große Glocke wieder auf die Pagode zu bringen, was ihnen höhnisch bewilligt wurde; aber der weißen Männer Weisheit kam zuschanden; die vielen Hände gläubiger Menschen vollbrachten, was unserer Technik nicht gelungen war, sie hoben die Glocke, und so hängt sie heute wieder oben auf der Pagode. Sie ist nicht das einzige Bildwerk, von dem man Geschichten erzählen könnte. Da sind die unzähligen Krippen, Riesenkrippen, die das ganze Reich des Lebenden darstellen sollen; Gänse und Hunde, Menschen und Schlangen, alles ist da friedlich vereint; einige sind wahrhaftig ein kindlicher Kosmos. Alles ist da, was man so Tag für Tag sieht, und dazu noch, was die Phantasie im Gehirn erschafft: langgestreckte sonderliche Amphibien, Doppelmenschen und vieles noch.

In der Mitte, umgeben von allem, die eigentliche Pagode, der große Tempel mit dem riesigen Dach, die Türme umwuchert von Moos und Gras, nur an manchen Stellen glänzt das Gold noch hell. Tief in ihrem Innern sind die Reliquien Buddhas bewahrt, aber dahin blickt kein Europäer. Um ihn bekümmert sich hier weder

Volk noch Priester, es bleibt ihm unverwehrt, hin und her zu gehen, zu sehen, wie die Frommen ihre kurze Andacht verrichten, einen Blütenzweig in der Hand; er sieht den Mönchen zu, die in ihren gelben Röcken, mit unsäglich ruhigen Gesichtern auf und ab gehen, entdeckt in ihrer Schar auch einen weißen Mann, der das Christentum von sich getan hat, um hier mit Buddhas Hilfe die letzten Wünsche abzustreifen und eins zu werden mit der ganzen Natur.

Nachts, wenn der Mond scheint, lebt die Pagode immer noch. Es wird nicht stille hier oben; Wallfahrer schlafen eine Weile neben dem Götterbild, aus irgend einer kleinen Ecke kommt der Ton der Klöppelmusik, dann klingt die Glocke, alles lebt, und tausend Buddhabilder lächeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An einem Tage, wo die Sonne weniger brannte, führte mich nachmittags ein Wagen hinaus zu einem alten Kloster. Die Tür stand offen, und ungehindert mag man zwischen Hühnern, Tauben, durch einen wilden Garten zu Holzhäusern gehen, die den Mönchen Obdach bieten, sonst aber sieht man nichts. Zwischen den nackten Brettern leben diese Menschen, nähren sich von dem, was das gütige Volk ihnen schenkt und denken nach, sitzen starr da auf einer Bank in der Sonne oder auf dem Boden selbst und warten, bis ihnen der Himmel die glückliche Stunde schenkt, in der sie alles Gefühl der eigenen Persönlichkeit verloren haben werden. Niemand ist da, der eine unserer Sprachen spricht, keiner dieser gelben Männer versteht uns, aber keiner ist auch verwundert über den Eindringling, und als der Wagen wieder wegfährt, stehen sie am Gitter und sehen hinaus in die Luft. Nicht alle dieser buddhistischen Mönche aber sind so, mancher unter ihnen kennt unsere europäische Literatur und Philosophie ins letzte, sucht den Anschluß seiner Religion und Kultur an die unsere. Gerade in Rangoon selbst ist eine sehr starke buddhistische Gesellschaft, die teils aus Eingeborenen, teils aus Europäern besteht, Propaganda für den Buddhismus macht, eine Zeitschrift herausgibt und an der Verbreitung ihrer Lehren heftig arbeitet. Die Buddhisten dieser Art haben nicht nur auf dem Umweg über Mystik und Theosophie Anschluß an Europa und Amerika, sondern auch politische Tendenzen; sie träumen von den Anschluß Japans und Chinas an Indien, sie sehen ein Reich des Ostens in der Zukunft, das Europa verdrängen wird, wenigstens von dort verdrängen, wo

es Eroberer östlicher Kultur ist. Das sind heute wohl noch Wünsche, Sehnsuchtsträume einiger intellektueller indischer und japanischer Buddhisten; es war mir aber doch höchst merkwürdig, in dem Heft der buddhistischen Revue, das gerade in den Tagen meines Aufenthaltes in Rangoon erschien, einen Aufsatz zu lesen, der den damals wütenden russisch-japanischen Krieg vom Standpunkt der Männer aus dem Osten analysierte. Es war der Sieg des Buddhismus über das Kreuz, schrieben diese Männer, ganz wie die Christen die Eroberungszüge ihrer Fürsten im Mittelalter für den Sieg ihrer Religion ausgaben: daß einer solchen Bewegung aber die Möglichkeit zu größerer Entfaltung nicht fehlt, daß also der Sieg Japans zu einem Zusammenschluß der ostasiatischen Völker führen könne — das ist auch die Meinung manches Europäers in Indien, wenn auch niemand ernsthaft der Meinung sein kann, daß derlei eine Sache von heute oder morgen ist.

Vom buddhistischen Kloster weg fuhren wir zu einem Holzschneidewerk und sahen dort zum erstenmal den Elefanten als Arbeitstier. Hier ist er nicht Menageriepensionär, nicht Luxustier wie in Indien, wo er dem Prunk der Zeremonie dient, hier sind die großen riesenstarken Elefanten unermüdliche und kluge Arbeiter. Sie heben mit dem Rüssel schwere Holzstämme, die keine Menschenhand bewegen könnte, und führen sie zum Arbeitsplatz, kehren sich um, bewegen die Glieder so klug wie ein Mensch, nur sind sie schwer, stark, und jeder Kopf, der sich zur Erde senkt, wirft einen großen Schatten in der Sonne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Stunden in Reisfaktoreien. Andere an Bord eines Dampfers, der dieses Gut nach Europa bringt — Sack für Sack muß vom „expert“ mit einem raschen Griff auf die Qualität, Einhaltung des „standard“ Preises geprüft werden. Man sieht die neuesten Handelsmethoden im Bereiche uralter Kultur wirksam. . . . Heiße Nächte. . . . Ein paar Ausflüge. . . . Und dann drängt die Zeit. . . .



Tempel in Kandy.

Heimreise.

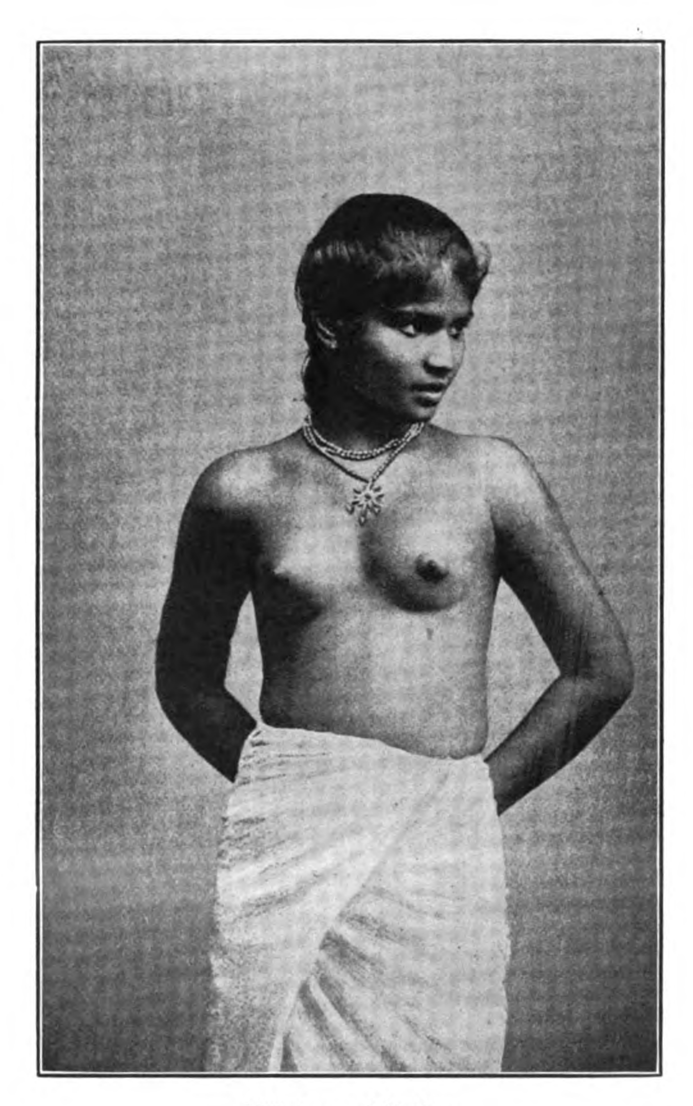
Tage in Ceylon.

Am fünften Tag, nachdem das elende Schiff von Rangoon abgefahren war, sahen wir die Insel; und nun kamen die letzten Tage einer großen Reise, erfüllt von den schönsten Eindrücken tropischer Kultur. In Colombo ist die Erde rot, auf der ein kleines Rickshawwägelchen uns ins Hotel bringt. Unermüdlich strampeln die Beine des Singalesen, und dem blauen Meer entlang zieht die Straße zu einem großen wunderschönen Haus, in dessen Bereich man nach langen Entbehrungen wieder europäische Lebensmöglichkeiten findet. Die Stadt Colombo selbst macht den Eindruck eines großen Dorfes, das sich weit ins Land dehnt. Am Meer und Hafen sind die paar großen Straßen, in denen Banken, Geschäftshäuser, Händler sind, und dann zerfließt die Stadt in alle Richtungen, weil jedes Haus hier in einem Palmengarten steht und jeder Mensch hier so ein großes Haus hat, mit weiten Veranden, auf deren breiten Stühlen man die schwülen Stunden verdämmert. Denn heiß ist es auch hier, und dieser Hitze dankt man eine vegetative Kultur, die trotz allen Erwartungen überrascht. Eine Fahrt nach Mount Lavinia hinaus führt mitten in den Palmenwald, offenbart alle Schönheiten der Tropen. Kaum, daß man eine Minute aus der Stadt hinaus ist, zeigt sich alles Mysteriöse dieser Vegetation, die reich, blühend, unermüdlich im

Hervorbringen neuer Lebewesen ist und dem Europäer dieser Vielfältigkeit, dieser unglaublichen Bewegtheit wegen bei allen Reizen gefährlich scheint; wohl nicht nur scheint, denn Ceylon ist das Land flinker Schlangen, großer und kleiner. In Colombo selbst mag sie die Reinlichkeit des Europäers während der kalten Jahreszeit ein wenig fernhalten. Im Innern des Landes aber wird wohl jeder, der einige Zeit da ist, einmal den Kopf der Kobra gesehen haben. In Mount Lavinia steht ein Hotel, von dem aus man das Meer sieht, blau schillernd wie ein Saphir, und unter Palmen trinken wir die eiskalte Milch der frisch vom Baum geschlagenen Kokosnüsse und denken an die Kinderjahre und was wir damals uns beim weißen Fleisch dieser Früchte über das Land gedacht haben mögen, in dem man nun sitzt und natürlich Ansichtskarten schreibt. — — — — — — — — — — — —

Die Tage gehen. Man sieht Tempel, die ebenso kleine leichte Holzhäuser mit Strohdächern sind wie die Wohnstätten der Menschen. Man sitzt in den Läden und spielt mit den schönen Elfenbeinsachen, läßt die Seidentücher durch die Finger gleiten oder genießt gar die sonderbar schöne Sensation, mit vollen Händen in Haufen von Perlen und Rubinen wühlen zu können, die, noch ungefaßt und unsortiert, ein reicher Singalese aus Seidensäcken auf den Tisch des Hinterstübchens schüttet, in dem ein Abend uns findet. Ja, Ceylon ist das Land der Perlen, das Land der Rubinen, und wenn auch jetzt die Zucht der Perlen ein ebenso europäisch organisierter Betrieb ist, wie fast alles andere, so empfindet man doch den Reiz, in einem Lande zu sein, in dem plötzlich irgendwo der Fuß des Gehenden auf einen Edelstein stoßen mag, so groß und schön wie irgendeiner jener war, die die Könige von Ceylon in ihrer Krone trugen. — — — — — — — — — — — — —

Nach Nächten sonderlich bewegter und doch anmutiger Natur, in denen das kleine Wägelchen unermüdlich durch Gassen führt, die bald stockdunkel sind und bald von bunten Lampions erleuchtet werden, nach solchen Nächten führt der Weg für einige Tage hinauf ins Innere des Landes. Man muß Peradenya gesehen haben, wo jener weltberühmte botanische Garten ist, muß hier erkannt haben, wie arm unsere Länder eigentlich sind. Dann fährt man an Teepflanzungen vorbei mit einer kleinen Bahn in die Berge, nach Kandy, nach Nuwrara Elya hinauf. Man sieht sich in einem Lande, in dem aus dem Boden Dinge wachsen, für die der Europäer ein sonderbar fernes Gefühl hat, die er unseren



Mädchen auf Ceylon.

Pflanzen und Gewächsen nie an die Seite stellen möchte. Hier wächst Tee, wächst Vanille, wächst Kokaïn, wuchs früher der viele Kaffee. In einer Teeplantage zerreibe ich die kleinen grünen Blätter, die ich eben von dem niedrigen Strauch gerissen habe, sehe dem Trocknen zu und erfahre, wie vielerlei mit diesen Blättchen geschieht, bis wir sie als angeblich ganz reinen Ceylontee bekommen. Und dann stehe ich vor merkwürdigen Bäumen, deren Früchte Gummibänder sind; ernsthaft gesprochen, es ist die neue Industrie Ceylons, die Zucht der Kautschukbäume; schon nach wenigen Jahren sind die Erfolge ausgezeichnet, denn alles geht hier in den Tropen schwindelnd rasch. So eilig nehmen auch die Tage Abschied. Man ist in Kandy oben, in dem kleinen, nicht allzu schönen Tempel, der Buddhas Zahn beherbergt, aber es ist sicherlich nicht Buddhas Zahn, sondern der eines Krokodils, groß, gelb und schmutzig. Auf schöner Straße fährt man dann dort oben über Land, und rechts und links die Palmen, die Feigenbäume, der sonderbare Boden, der in nichts unserem Waldboden ähnelt und in dem es sich immer regt und bewegt; und einmal scheut das Pferd, der braune Kutscher wendet sich zu mir, ich verstehe nicht, was er sagt, aber ich folge seinem Blick, da steht am Wegrand hochaufgerichtet eine Schlange und sieht uns nach. Sie tut den Menschen nichts, es sei denn, einer reizt sie; aber wer weiß, wodurch unsereiner, ein weißer Mensch, eine Schlange reizen kann, vermutlich genügt die bloße Gegenwart, um sie ärgerlich zu machen. In uns spürt sie den Fremden, einen Feind, der braune Mann ist ihr nahe, denn ihm fiele es nie ein, sie zu töten. Er weiß sie leise anzufassen und aus dem Zimmer zu tragen, wenn sie sich hinein verirrt hat. Er, seiner Religion folgend, begreift es nicht, daß man sich vor einem Tier ängstigen kann, begreift den Befehl es zu töten nie, denn dieses Tier und er sind Brüder.

Oben in den Bergen ist's kalt, unten in Ceylon leuchtet Sonne und Meer; hier möchte man verweilen. Künftige Menschen unserer Zonen werden wohl nach Colombo fahren, wie ich morgen auf den Semmering, oder, um nicht zu übertreiben, wie Leute jetzt nach der Riviera fahren. Sie werden die Pracht eines reichen Lebens genießen und dazu den Reiz der fremdesten Kultur. Denn trotz allen Handelsbeziehungen, trotz aller Klugheit einiger Großkaufleute des Landes, verschiedener hochgebildeter Ärzte und Juristen, die Singalesen sind, — zwischen uns und dem Bewohner von Ceylon liegt die Welt.



Weg zum Mount Lavinia, Colombo.

Nach der weiten Reise.

Einmal sind aber auch die großen Fahrten bis in die allerletzte Stunde, wo man von all der Buntheit zu scheiden hat, gelebt, und man ist an den alten Fleck zurückgekehrt. Noch sinkt vielleicht ein dutzendmal die Sonne täglich anders, noch währt eine Abschiedsnacht in fremder Stadt, blaßt ein Morgen, den man wie so manchen vorher vom matt getrübten Wagenfenster in der Eisenbahn beobachtet, aber schon ist die Gegenwart durchtränkt vom Dufte der Vergangenheit, schon spürt man die Nähe der Stunde, wo man Erinnerungen statt wacher Erlebnisse genießen wird, weiß — was vorerst eine törichte Grille schien, die man, kaum war sie herangeflogen, auch schon verscheuchen konnte —, daß selbst eine abenteuerliche, traumhaft weite Reise am festgesetzten Tage ein bürgerliches Ende haben wird, wie leichtsinnige junge Leute über Nacht solide werden, und daß dann all die Bilder plötzlich hinübergleiten werden in die stillen Kammern des Gedächtnisses. Manchmal aber, weit später, erzittern alle Gefäße unseres Körpers, läuft das Blut so rasch, als müßte es die Adern sprengen, das Herz stockt und das Bewußtsein kann erst einige

Augenblicke später einem sagen, was für ein Gefühl durch den Leib rann: da hat man in einer hastigen Sekunde all die Monate noch einmal gelebt, die süße und wilde Buntheit der Gesichte und Erfahrungen gespürt und ist darob erschrocken. Unsäglich schnell ist all das Disparate und Fremde in ruhlosen Bildern wieder aufgetaucht, die träumerischen und die harten Stunden hat man im Zeitraum, den sonst ein träges Gähnen füllt, wiederum gefühlt, die Menschen alle wieder einmal gesehen, die Luft der Täler, Berge, Dschungeln, Meere noch einmal geatmet, und erwacht, voll Staunen, wie so viel Dasein sich in ein paar arme Monate hat drängen lassen.

Nicht daß man ein paar schöne Häuser mehr gesehen hat oder das seltene Bild der höchsten indischen Berge oben im Himalaya eines Morgens in der ersten Sonnenstunde genossen; nicht daß man tausend Menschen mehr gesprochen und hier und da ein Schicksal erkannt hat; nicht daß man besser zu wissen glaubt, wie Kulturen wachsen oder Kräfte mächtig werden — nicht das eine, nicht das andere ist's, was man von solcher Reise als unermeßlichen Gewinn, als neues Element des Lebens mitbringt. Solcher Weisheit Kram ist an Wert vielleicht so viel wie ein blinkender Seidenteppich, ein schön gesticktes Tüchlein, das man später als Zeichen einer Stunde an die Wand hängt, und das die schönsten Farben doch nur dem weist, der es unter vielen gesucht und einem dunkelfarbigen Mann in fremder Stadt abgeschwatzt hat. Das Unverlierbare, das man sich heimgebracht hat, ist die Empfindung, wie viel es nebeneinander gibt, daß die Welt nicht grau, nicht einfarbig, kein Gewebe mit gradlinigem, stets wiederholtem Muster ist. Die große, bewegte Vielfältigkeit der Welt, die man einmal gesehen, vergißt man niemals mehr.

* * *

Der Kinematograph der eigenen Seele gibt unendlich viele Bilder her. Da zappelt jener braune Diener, den man, alle mühselige Humanität vergessend, im Eisenbahnwartesaal der kleinen Stadt in Indien geprügelt hat, weil er Hemden stahl . . . da ist der Holländer aus Java, der so furchtbar schnarchte und so laut lachen konnte. Niemand wußte warum; es war aber, weil er nach Hause zurückkehrte . . . da sind, unzählig, die Rücken jener Kutscher, die durch die weiten indischen Dörfer, über Hügel in Ceylon, am stillen Meer entlang, durch enge Pässe uns geführt hatten und nie ein Wort von unseren Sprachen verstanden, ihre

Schultern, die so oft verächtlich, ablehnend zuckten, weil der „Herr" Unmögliches, Unfaßliches begehrte. Da sind die vielen Zimmer dann, auf deren schmutziger Bodenfläche ein Bett, schmal, eisern oder strohgeflochten, gestanden war, da ist die eine Nacht, in der die Ratten unverschämter, zahmer eigentlich, als irgend anderswo, spielend ums Lager eilten, die andere, in der die Hunde und Schakale kreischten. Und nun bekommen die Gesichte Sprache: Die wirren Laute all der Stimmen sind lebendig; hier redet einer Tamil; Ceylon ist die Szene. In einem Rickshawwägelchen fahre ich durch die blaugetönte Nacht an Häuschen vorbei, deren Türen offen sind, die Matten vom Winde leicht bewegt, und Lichter, leiser Trommelschlag zu braunen Mädchen laden . . . Der Singalese wendet sich und lacht, läuft unermüdlich weiter, trotzdem er nachmittags durch den Palmenwald getrabt ist, die schmalen, nackten Beine vom grauen Staube und der blutroten Erde eine absonderliche Kruste bekommen haben . . . Nun ist aus dem Wägelchen plötzlich ein buntbemalter Elefant geworden, und ich sehe mich zum Schlosse Amber reiten. Nun ist's die Tonga, der Karren, der zum Mont Abu, zu den Klöstern der Jains eilt, an Abgründen vorbei, und gleich ist das Gesicht gewechselt: nun ist's ein kleines Roß, das sicher an Klüften in der dunklen Nacht zum Tiger-Hill zieht, oben im Himalaya. Der Schnee leuchtet, unten stehen Palmen. Dann kochen wir Kaffee, vor uns den Gipfel, 9800 m, Mount Everest . . . Ein absonderlicher russischer Baron ist da, der Gott weiß warum die Reise macht, dann Japanfahrer, die, harte Männer, zärtlich werden, wenn sie von der sanften Landschaft, den klugen Mädchen, den lieben Dingen jenes Landes sprechen.

Dann sind die Schiffe an der Reihe. Auf wie vielen war ich doch? Vier, fünf sind es; vielleicht noch mehr. Nun heben sich die Wellen, schwankt der Boden, riecht die Nase den Qualm des Rauchzimmers, zittern immer neue Gesichter in der rauchigen Luft. Anglo-Indians, die traurig, schon jetzt Heimweh im Herzen, in das Land zurückgehen, das nie ihre Heimat sein wird. Missionare mit vielen Kindern, Elefantenjäger, Abenteurer, Globetrotter. Manchen hat man mit hängendem Kopf wiedergehen sehen, der streitbar ins fremde Land zog. Unten am Saragat, oder am Ganges-Delta hat sich mancher Mut als Schwäche entpuppt . . . Wie viele hat man doch die Tage von einem Hafen bis zum anderen unaufhörlich gesehen, die man dann sein Lebtag nicht wiederfinden wird, deren

Namen man vielleicht nie gewußt hat! ... Deutsch, französisch, italienisch, englisch hat die Zunge gesprochen, der Geist, das Herz noch viele andere Sprachen. Wie wenig Stunden lagen zwischen den weitsichtigen Gesprächen mit jenem englischen Lordpolitiker, den die Befestigungen so interessierten, und den heiteren, komischen Szenen, in deren Mittelpunkt der rührende alte Herr aus Charlottenburg war, der zum Vergnügen nach Indien fuhr, weil er geglaubt hatte, das sei so wie die Riviera, wie Kairo, ein Platz komfortablen Frühlings, sommerlicher Lüste. Eine gute Zeit auf unserer langen, langen Schiffahrt hatten wir über ihn gelächelt, und dann zeigte er an einem Nachmittag oben, während die Delphine dann und wann sprangen und der Schiffsdoktor, mit dem ich Piquet spielte, gerade alle Herz hatte, die Bilder seiner toten Frau, seiner Tochter, des Enkels, Züge braver, einfach blickender Leute mit harten Falten oder jungen Augen — und weinte. Weinte, indes einer gähnte, ein anderer den Verdauungsspaziergang machte, der dritte einen „Tauchnitz" las. Das war im Indischen Ozean. Und der Gute fuhr nach Benares, nach Kandy, wo Buddhas Zahn im Tempel liegt, ein Krokodilszahn, und weiter noch. Er sagte, seine Frau sei im letzten Jahre gestorben, und jetzt reise er. Das alles ist sehr kindlich, gar nicht interessant, keine Pointe, aber es war so ein rascher Augenblick, an den zu denken erschütternd ist ...

Gar so gleichartig, poliert, wie Gelangweilte jetzt oft sagen, sind nämlich die Menschen doch nicht. Da war ein Morgen in Jeypore, wo ich im Hotel auf den Museumsdirektor wartete, und da kam dann ein barfüßiger Hindu in rote Tücher gewickelt und wußte eine Menge von unserer Kunst ... Und ein andermal im Dschungel nahe bei Kalkutta, wo man stundenlang durch den Urwald fährt, sagte mir ein Brahmine, der Gymnasialdirektor war, Verse von Klopstock auf und redete über die sonderbare Stagnation der deutschen epischen Kunst. Und neben ihm saß seine schmale zarte Tochter, deren Blicke nie unsereinen berührten, und die er nach Kalkutta ins Kolleg führte. Sie war sehr schön, sanft, sozusagen wie ein Reh. Aber kein Weißer mochte fürs erste ihr gegenüber spüren, wie ein Mann Frauen gegenüber; so fern war sie. Da waren die drei abenteuerlichen Mädchen anders, denen ich ein paar Monate vorher auf dem Schiff begegnet war, die Bagdad ihr Reiseziel nannten und kleine Spitzenröcke schleiften, wenn sie nicht gerade seekrank waren und sich vom Kapitän

trösten ließen. Bagdad — was tun weiße Mädchen in Bagdad? Sie sagten, daß sie Lehrerinnen seien. Und zwei grausliche Männer begleiteten sie. Wir anderen sahen die Gesellschaft manchmal an, dachten uns: wohin mögt Ihr wohl laufen, in welche Wirrsal? schüttelten die Köpfe und waren zurückhaltend. Denn wir sind alle viel zu gut erzogen, um uns in Fremder Schicksal einzumischen.

Auf demselben Schiff aber ist einmal ein paar Nächte hindurch etwas vor sich gegangen, was man nur ganz leise und behutsam und eigentlich nicht überall erzählen darf. In Suez waren nämlich aufs Zwischendeck neue Leute gekommen. Neben den Ochsen und Gänsen, den zwei arabischen Rossen, dem Affen und den Coolies schlug eine arabische Judenfamilie ihr Lager auf. Zwischen Kisten legten sie dicke Matratzen und streckten sich darauf, alle drei: Mutter, Tochter und Eidam. Sie waren jung vermählt, und er führte Weib und Schwiegermutter ins neue Haus. Als wir früh aufs Deck kamen, saß die Alte am Fußende der Matratze und hielt eine große Decke fest, unter der die jungen Leute lagen. Sie waren ganz verborgen, auch die Köpfe. Nur manchmal zeichnete sich eine Bewegung ab. Eine Umarmung, ein Arm, ein Bein, das den anderen Körper suchte. Die Alte wachte ernsthaft, fast finster. Neben ihr saß ein alter Araber, mit dem sie ein weniges sprach. Sie rauchte aus einer Wasserpfeife. Und manchmal kam auch der Kopf des jungen Ehemannes einen Augenblick hervor und die Mutter hielt dann ihm das Pfeifenrohr hin. Später am Mittag stand der Bursche am Meer und sah blöden Auges auf den Berg Sinai. Die junge Frau schlief, ein seltsames Lächeln auf den Kinderlippen. Die Augen schimmerten ihr und plötzlich führte sie in einer jähen Bewegung die Hand an die Brust. Der Bursche pfiff und rauchte. Ich schlich mich weg, nach einem letzten Blick auf dieses seltsame Lächeln. Den einen Augenblick, in dem der süße Traum das frisch Erlebte umformte, war dieses Weib so geheimnisvoll, so bedeutend wie irgend eine ihrer weißen Schwestern, wie eine der Denkenden, der Bewußten, der Wertvollen, Seelenvollen, Verfeinerten . . .

* * *

Manchmal auf so einer Reise scheint einem, daß man ganz wüst lebt, weil man zu allen Dingen eine ganz verwurstelte Beziehung hat. Die Welt ist nur ein Curiosity shop, in dem man herumschaut, herumstiert. Sight-seeing, wie die Amerikaner sagen,

ist mehr oder weniger alles. Man geht zu einer indischen Hochzeit, in Girgaum bei Bombay zur Verbrennung toter Hindus, zu den Türmen des Schweigens, wo Geier die Parsileiber zerfleischen, in die Moschee, den Jaintempel und zur buddhistischen Pagode mit derselben Neugier, die man auch Wissensdrang nennen mag, und bei all dem fühlt man die Entfernung vom eigenen Dasein und Gefühl. Die Natur, die Menschen und die Religionen, die Kunst, die Hungersnot, die Sittlichkeit, das Handwerk — das alles sind Abteilungen des Riesenpanoramas. Manchmal schrickt man auf. Oben in Rangoon auf der Pagode geht ein gelbverhüllter Mann, und in dem buddhistischen Mönch entdeckt man einen Europäer. Ruhig schreitet er zwischen den riesenhaften Goldpuppen, sitzt mit gelben Leuten vor den blumengeschmückten Gautamas und spricht dem fremden weißen Bruder aus der Ferne mit ruhig-sicherer, hochmütiger, kühler Gewißheit vom Rad der Welt, dem Strome der Vergessenheit, der großen, lustreichen Auflösung — — — Er hat Europa verlassen, verloren, wie all die andere Last äußeren Geschehens, er sinnt nach Buddhas Weisheit, und seine Brüder sind gelbe Chinesen, braune Singalesen, kluge, weltfremde, ungelehrte, und auch Glieder jener Buddhist Society, die unter ihren Propagandaschriften des Wiener Philosophen Ernst Mach „Analyse der Empfindungen" in englischer Übersetzung verbreitet . . . Ein Gruß. — — —

Vier Wochen später, fünfzehn Tagereisen entfernt, gehen wir in Kairo nach dem Diner im Frack und weißer Binde auf die Straße, um einer Prozession frommer Perser zuzusehen. Für fünf Piaster mietet man sich einen Sessel und wartet, ein wenig müde, auf den Bußzug. Männer kommen, die ihre nackten Rücken mit Geißeln peitschen, andere, die mit schweren Eisenketten die Knochen wundschlagen. Dann aber plötzlich ziehen Kinder in Ringelreihen herbei und lassen blanke Beile auf die nackten, glattrasierten Köpfe fallen, das Blut spritzt weit über den Weg, die Knaben wanken, der Blutverlust hat sie zu bleichen Geistern gemacht und dennoch hauen sie auf die eigenen Schädel los, fanatisch verzückt . . . Das war in Kairo, drei und eine halbe Tagereise von Europa. In einer warmen Nacht.

Dann kam die Heimkehr in noch unerblühte Natur. Wir hatten in weißen Leinwandanzügen gesessen und kühle Kokosmilch getrunken aus Früchten, die uns schlanke Jungen von der hohen Palme geholt. Nun lag der Schnee in der Heimat noch

hoch. In der Siegesallee standen die Puppen weiß verhüllt, Schneemänner. Und in Paris auf den Quais wehte die kalte Luft der Seine. Die vielen Bücher in den Auslagen der Bouquinisten lagen da, vertraute Blätter, bereit, dem Blick des Lesers alle ihre Geheimnisse zu erschließen. Auch in Burma oben ging ich einmal eine Stunde lang durch den Markt an hohen Stapeln bedruckter Schriften vorbei. Krause Lettern, die Tiefsinniges deuteten — aber nicht uns. Wer kann Bengali, Guzarati, Pundjabi, alle die Sprachen kennen — wer sie auch nur ahnen, der nicht in Benares, am Gangesufer in der Sanskritschule gesessen hat oder doch in Jeypore im Hof des Kolleg mit den rosenroten geschnitzten Wänden, drei Schritte vom Haus der Winde, von der Sternwarte des Jey Sing, jenes indischen Wallenstein, vom Haus der Tiger, die man mit rotem Fleisch füttert! . . . All das war in den kargen Tagen weniger Monate. An kühlen Morgen, in heißen Mittagsstunden, in süßer Dämmerzeit kam all der Reichtum. Nun ist's gewesen

Verzeichnis der Abbildungen.

